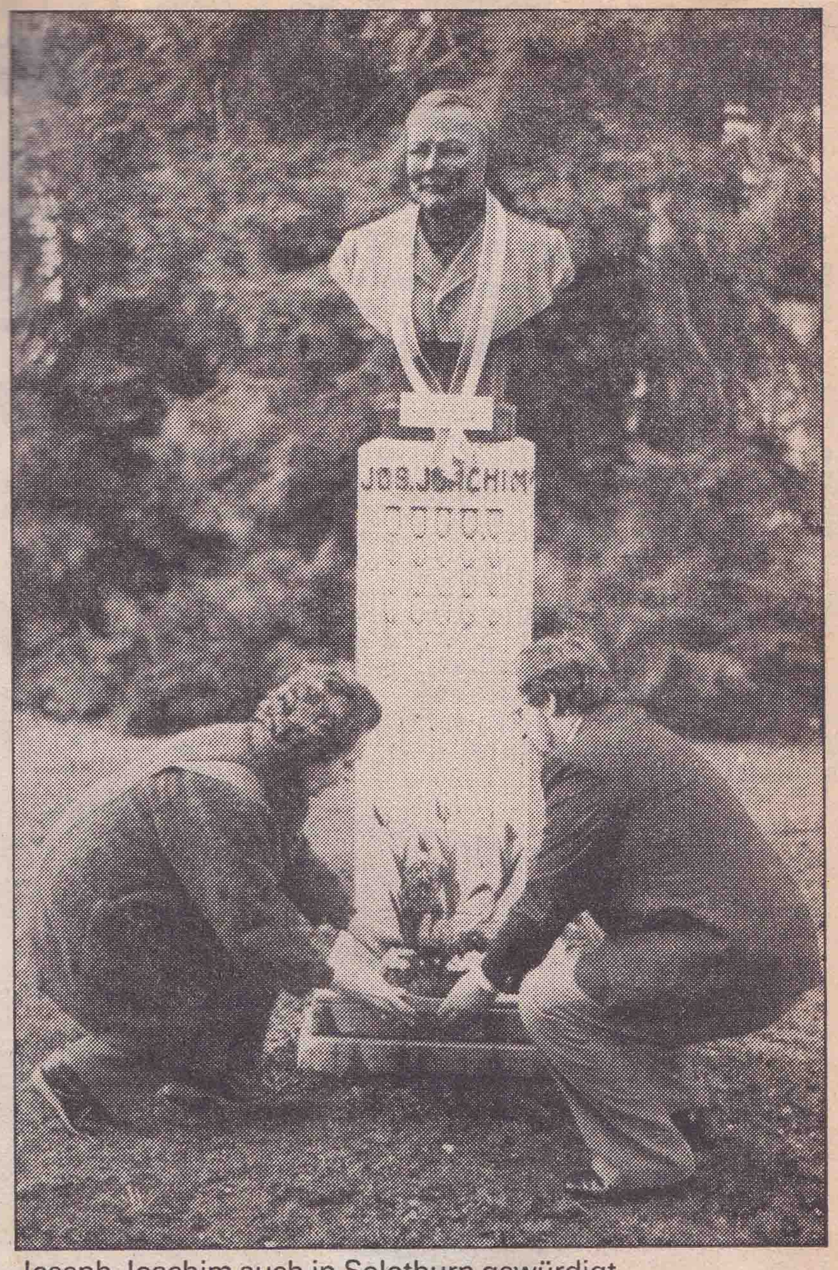
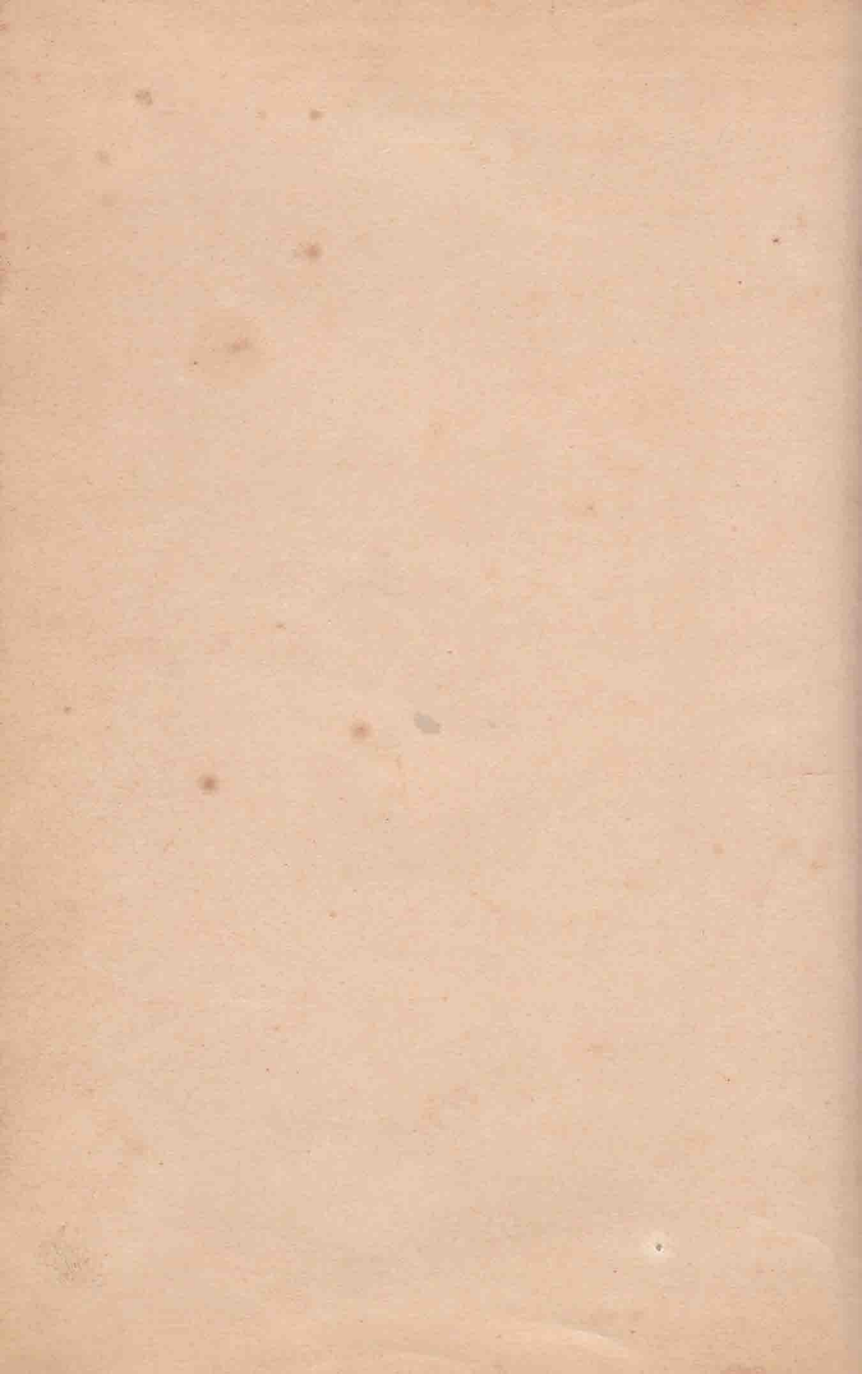






Joseph Joachim auch in Solothurn gewürdigt

Mit einer kleinen Feier beim Denkmal im Park des Kunstmuseums in Solothurn, beging die «Arbeitergruppe Gedenkjahr Joseph Joachim» den 150. Geburtstag des Solothurner Bauern und Schriftstellers aus Kestenholz. Foto: pd



Fünfzig Jahre auf dem Erlenhofe.

Von

Joseph Joachim.

Erster Teil.

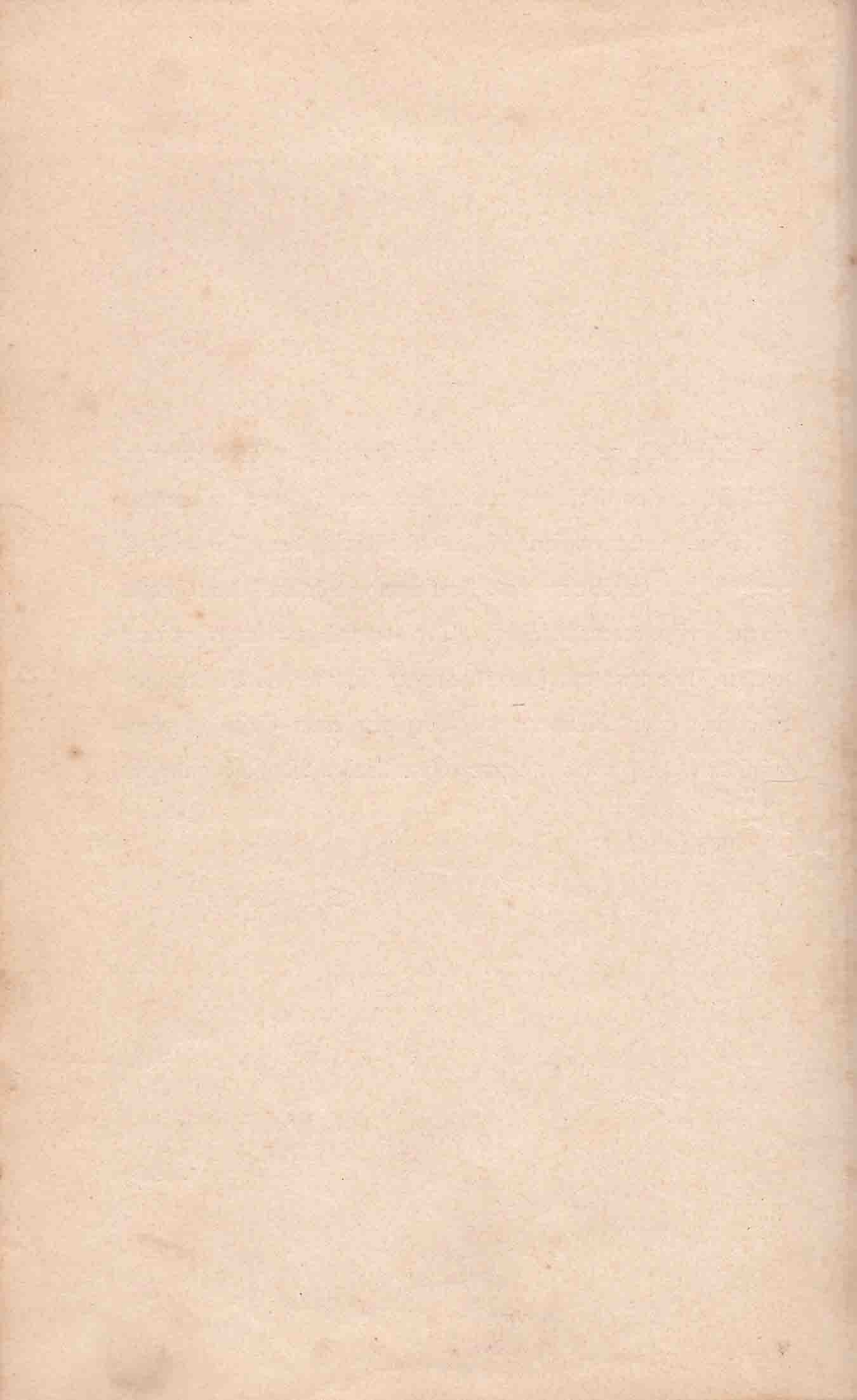
Basel.
Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung.
1891.

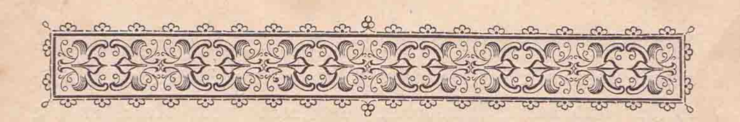
Schweighauserische Buchdruckerei.

Nachstehende Erzählung ist in ihrem ersten Teile, meiner schriftstellerischen Erstlingsarbeit, schon vor Jahren entstanden. Mehr und mehr empfand ich das Bedürfnis, der allzu trostlos verlaufenden Erzählung eine Fortsetzung zu geben, einen sonnigeren, versöhnenden Abschluß. Der freundliche Leser möge entscheiden, wie weit mir solches gelungen ist, und bei Beurteilung dieser mit allen Mängeln und Vorzügen einer Erstlingsarbeit behafteten Volksgeschichte einen wohlwollenden Maßstab anlegen.

Mai. 1891.

Der Verfasser.





Erstes Kapitel.

Beim Wyniger Bauer.

Märzen, die letzte Woche im Märzen, und immer noch Schnee zu Berg und Tal! Handhoher Schnee, eisig und hart, als sollt' er nimmer zergehen . . . . Märzenschnee tut der Saat weh; und: Was der April ererbt, das testirt er dem Mai! Dies sind Wetter- und Bauernregeln, durch hundert Erfahrungen erhärtet. Ja, das muß ein schlimmes Jahr werden!

So jammerten die Bauern des Dorfes.

Einer der Burschen aber, welche den fleißigen Grobschmied umstanden, der mutwilligste von allen, sagte:

„Mannen, 's Wetter ist am Scheiden! Der Güggel auf dem Kirchturm lugt nach den Schneebergen hin, und die alte Scherenschleifergrit hat wieder einmal ihre Kron' auf, die rote Mutzhaube, welche sie von Noahs Großmutter geerbt hat, aus der Arch'!"

Und siehe da, der Bursche hatte richtig prophezeit! Der grauen Bise, welche seit Wochen so beharrlich und eisig einhergestrichen und alle Liebesmüh' der Märzensonne boshaft vereitelt, — ihr war über Nacht der Atem ausgegangen; sie konnte nicht mehr. Es trat völlige Windstille ein; von Nieder-

hausen her hörte man das Meßglöcklein erklingen und Hundegebell, als wär's keine zehn Minuten weit! Dem „Mooswalde“ und dem „Fuchsboden“ entstiegen graue Nebelchen, sie erwärmten sich erst eine Weile im lichten Sonnenschein und schwollen an, dann erhoben sie sich wogend und wirbelnd in die Luft und segelten lustig dem nahen Jura zu. Von allen Seiten kamen die Nebel herangezogen, kletterten wie suchend die Abhänge des Berges auf und nieder, um sich endlich in die Pässe und Schluchten lichtscheu zu verkriechen. Ein fahler Dunstkreis lagerte sich vor die Sonne, die Bäume des Waldes dehnten und reckten sich, daß es laut knarrte, glucksende Hennen lärmten mit dem Haushahn um die Wette. In den dunkeln Tälchen und Gründen des Juragebirges begann es gar seltsam zu brausen und zu tosen, erst leise, dann jedem Ohr vernehmbar; es waren die alten Berggeister, welche sich die Losung zu herzhaftem wetterwendischen Beginnen zuflüsterten und über ihre Gäste, die grauen aufgeblähten Nebel, Heerschau hielten; und ein Unwetter zusammenbrauten, darob sich die Menschen entsetzen sollten . . . .

Das brach los mit Macht, es mochte kaum warten, bis es Betzeit geläutet. Erst kam der Sturmwind einher und sauste mit rasender Gewalt; im ersten Anlaufe schon warf er Bäume um und Kamine von den Firsten, zerzauste die ausgedörrten Strohdächer und hob Tore und Laden aus den Angeln. Hui! wie das brauste in den Baumwipfeln, durch die hohlen Räume der Häuser! Die Kinder schmiegten sich ängstlich an die Mutter oder schlüpften bis über die Ohren unter das warme Deckbettchen, fromm Großmütterchen betete und betete immer wieder den Haussegen, und bangen Sinnes horchte der Hausvater auf jeden neuen Anfall des wütenden Elementes.

Bald auch prasselte der Regen, vom Winde gepeitscht, an die Fenster und Läden; und wo ein Mutiger das Schiebfensterchen öffnete zu neugierigem Ausgucke, — eiligst schloß er es wieder zu und sagte: „Ich glaub', der jüngste Tag kommt, so tost und stürmt und flutet es in der stockfinstern Nacht draußen . . . . Gut, daß wir innert den vier Wänden sitzen!"

Des Morgens aber, des Palmtag Morgens, — wie machten da die Leute große Augen!

Von Schnee und Eis keine Spur mehr weit und breit! Die Gletscherfirnen glühten im goldenen Morgenrote und der rosige Widerschein ergoß sich über die reingewaschenen Täler und Höhen bis hinüber zum blauen Jura. Und auf dem Stutzhübeli stand der Frühling in schimmerndem Gewande, und er schwenkte das blümleingeschmückte Hütchen und lächelte so fröhlich in die weite Landschaft hinaus! Und der Schlehdorn und der Hollunder hatten bereits Blütenkätzchen aufgesteckt, die Störche auf dem Mühlendach neue rote Strümpfe angezogen, die Vöglein in Busch und Wald musiziren um die Wette, selbst der leichtlebige, spitzbübische Spatz zwitschert andächtig mit, und der Specht hackt wie toll in die harte, aufgesprungene Eichenrinde, aus Freud', aus lauter Freud' über des Frühlings Erscheinen!

Palmtag! Die Buben kommen festlich geputzt aus den Häusern rechts und links, aus dem Dorfe und vom Bühl. Sie tragen hohe Palmenstangen, mit grünen Reisern und bunten Bändern geschmückt, stolz den Kirchsteig hinan, und ein Jeglicher meint, er habe die schönste. Die Leute aber, so zur Kirche wallen, sagen: „Wie das ein prächtiger Morgen ist, nicht wahr? Wer hätt' das nächte*) gedacht!"

---

*) Gestern Abend.

Um die Mittagszeit, auf dem lindenbeschatteten Kirchplatze, spielen die Kinder Ball- und Stöckelspiel. Und es kommt ein größerer Knabe daher, eine geweihte Palme hoch vor sich her tragend: „Wo willst hin, Xaver?“ fragen die Kameraden. — „Das ist dem Wyniger seine, dem Kirchmeier!“ antwortet der Junge stolz. — „Er muß mir einen Fünfbätzner dafür geben.“

„Ja, geh' nur, Xaver,“ sagt einer der Kleinen. „Aber nimm Dich vor dem ‚Türk‘ in Acht! Der hat erst gestern des Lorenzen Lix fingerstief in die Waden gebissen, bloß weil er ‚Wauwau‘ geschrien. Das ist ein böser Ketzer, der Türk, und ich geh' nimmer bei des Wynigers Haus vorbei oder ich hab' ein Dutzend faustdicker Stein' in den Taschen . . . .“

Des Wynigers Haus liegt am Südende des Dorfes, dort, wo die Kraut- und Baumgärten aufhören und die schönen weiten Zelgmatten beginnen. Es steht von der Kirchgasse ordentlich ab, an der westlichen Giebelseite prangt eine braungemalte Muttergottes, unter der alten schattigen Linde, neben dem steinernen Kreuze, plätschert der Brunnen.

Schon der mächtige, zierlich geflochtene Miststock im Hofe zeigt es an: Hier wohnt ein reicher Bauer! Es rühmen's dem Wanderer die vielen fettglänzenden, messingbehangenen Pferdegeschirre, die wohlgeordnet die Stallfront bedecken, und die schweren Lastwagen, welche in der offenen Remise stecken: Hier wohnt ein großer Bauer, der größten einer!

Auf dem schmalen Scheunenbänkli sitzen zwei Knechte. Der eine scheuert mit einem wollenen Lappen seine rübengroße messingene Taschenuhr, daß sie erglänzt wie eitel Gold, während der andere sich mit dem Sackmesser die starken Fingernägel beschneidet. Die beiden sind in einem tiefsinnigen Ge-

spräche begriffen über die Vor- und Nachteile der nun auch vom Drechslersepp verfertigten neumodischen Masertabakpfeifen, auch wurde die Frage besprochen, auf welche Weise wohl der heutige Sonntagnachmittag des ersprießlichsten zuzubringen sei: Ob man ins „Waldhäusli“ an die „Grännete“ gehen oder, bei der milden, sonnigen Witterung, sich ein Stündchen oder zwei — aufs Ohr legen wolle.

Beim Brunnen im Hofe steht ein ungewöhnlich bäumiger junger Mann; man möchte sich schier vor ihm fürchten, sähen ihm nicht aus den kleinen braunen Augen und dem ganzen, ein bischen eckigen, rotwangigen Gesichte die reinste Sanftmut und Gutmütigkeit heraus. Er steht beim „Brünnele, trinkt aber net“, die Hände auf dem Rücken geschlungen, starrt er unverwandt in den grünen Teich, und doch sind im Teich weder Goldfische noch Forellen, sondern nur winzige Groppen und dumme, träge Frösche zu sehen. Was der große Knabe, des Wynigers Joggi, wohl Ernsthaftes zu sinnen haben mag?

Ein altes, hageres Männchen steht vor dem Bienenhaus im Garten und wartet der Bienen. Es ist des Bauern lediger Bruder, der Götti. — Ach, wie manche lange Woche schon hat sich der Alte nach einem sonnigen, windstillen Tage gesehnt, wo er seine armen Pflegbefohlenen aus der langen Winterhaft erlösen könnte! Und wenn ein Bienchen, flügelschwach oder vom hellen Lichte geblendet, taumelnd zur Erde sinkt, da hebt er es behutsam auf, legt es sachte aufs Vorlegbrett und spricht:

„Da wärm' Dich erst ein bischen! Morgen wird's schon besser gehen, vielleicht heut' noch, in einer Stunde! Und hier der süße Honig — gelt, das ist gut?“

Im Baumgarten draußen ist ein hoch aufgeschossener,

blühender Jüngling, mit feinen, dunkeln Kleidern angetan, im Begriffe, vor den Augen der zahlreich versammelten Dorfjugend einen bunten papiernen Drachen steigen zu lassen. Die Buben vergessen vor Verwunderung schier den Mund zu schließen, stoßen einander an und flüstern sich zu:

„Das hat der Dursli auf der Klosterschule gelernt. O, zu Hause bleibt man doch dumm!"

Der Gescheite ist des Bauern jüngster Sohn und Augapfel, der soeben heimgekommen, in die „Kavanz" (Vakanz).

Eigentlich heißt der Bauer Wernet von Egg. — Werner von Egg hatte auch sein Ahnherr geheißen, der vor etlichen hundert Jahren bei einem mächtigen uechtländischen Gaugrafen als Reisiger in Dienst gestanden und sich in vielen Kämpfen und Scharmützeln durch herzhaftes Stechen und Hauen so sehr ausgezeichnet, daß ihm von Seite seines Herrn der Adelstitel ausgewirkt wurde. Von einem Adelstitel allein wird niemand fett. Daher belehnte ihn sein Patron aus besonderer Gunst und Dankbarkeit mit einem kleinen Erblehen, bestehend in Wald, Wiesen und Äckern, nebst fünf Goldgulden Bodenzins. An diese ansehnlichen Gaben war nur die eine kleine Bedingung geknüpft, daß der Empfänger, nämlich der neugebackene Edelknappe, ein abgeblühtes Burgfräulein heiratete, ohne langes Besinnen und Zaudern. —

Dieser Ahnherr, Wernherus I., sei ein grausam großer und starker Mann gewesen. Und groß und stark sind fast ohne Ausnahme auch alle seine männlichen Nachkommen geworden, bis auf den heutigen Tag.

Was insbesondere unsern gegenwärtigen Stammhalter, den Wynigerbauer, anbetrifft, so hat er zwar das traditionelle Höhenmaß von sieben Fuß nicht ganz erreicht. Wie denn über-

haupt alles an ihm weit mehr in die Breite gediehen, der Rücken, der Nacken, die Stirne, der Mund. Und erst die Hände!

Diese Hände hatte Wernet in seinen jungen Jahren vollauf beschäftigt; zwar nicht mit gemeinen Arbeiten, diese waren ihm in der Seele zuwider. Lieber tat er Kegel schieben, Karten mischen, volle Weingläser heben, Dirnen im Tanze drehen, ein tüchtiges Raufen mitmachen. Da war er überall der Erste und Letzte.

Eines Tages aber, eines Dezembertages, erschien der Pfandweibel in Wynigers Haus. Und er begann alles aufzuschreiben, Hausrat und Linnen, Schiff und Geschirr, die zwei magern Kühlein und den blinden Gaul. Das alles, der ganze Rest der alten Adelsherrlichkeit, werde auf Erkenntnis des Schuldengerichts demnächst vergantet werden! — Da fingen die Weibsleute, nämlich Mutter und Schwester, laut an zu heulen, der Bruder Willem kraute sich hinter den Ohren und wußte nicht, was tun oder sagen. Wernet aber, eingedenk der Tapferkeit seiner Ahnen, packte mit seinen riesigen Händen den unglücklichen Vollziehungsbeamten beim Kragen und warf ihn mit solch' zorniger Gewalt zum Haus hinaus, auf die steinharte Flur, daß dem Ärmsten alle Rippen im Leibe knackten und er sich kaum mehr erheben konnte zum schmerzensreichen Heimgange.

Der Spaß trug Wernet acht Tage Schattenseite ein, bei Wasser und Brot .... Als er wieder heimkehrte ins Haus der Väter, da sprach er, ein riesiges Stück Speck verzehrend, zu seinem Bruder Willem:

„So! Jetzt muß es anders werden in unserm Hause! Hab' darüber nachgedacht dieser Tage .... Gantet wird nit, dafür ist's einstweilen gesorgt .... Und die Bubenschuh' hab'

ich nun auch ausgezogen für ein- und allemal! Ich und Du, Willem, wollen fortan ins Geschirr liegen, daß es eine Art hat; wollen schaffen und hausen und nit lugg lassen, bis der letzte Heller Schulden bezahlt ist! Bei Gott!"

Und was Wernet von Egg in jener Stunde gelobt, das hat er treulich gehalten in allen Stücken. Weder von des eigenen Herzens langgepflegten Neigungen, noch durch die Lock- und Spottreden seiner ehemaligen Spießgesellen ließ er sich von seinen guten Vorsätzen abbringen. Er blieb hart, wie der Stahl seiner gewaltigen Reuthacke, womit er die Wildhecken auf seinen Wiesen ausrodete.

Er und sein Bruder arbeiteten mit eisernem Fleiß und vermieden jede unnütze Ausgabe strengstens. Und die Leute sagten:

„In Wynigers Haus weht ein neuer Geist, ist eine neue Ordnung eingekehrt. Die schlafen nicht mehr in den hellen, späten Morgen hinein, auch die Mistgülle lassen sie nicht mehr in den Dorfbach laufen, wie ehedem. Der Wernet ist wie umgewandelt."

Doch ging es mit dem Schuldenzahlen nur sehr langsam von statten, viel zu langsam für den ungeduldigen Wernet.

„Wäre ein Reichtum nicht eher erweibet als erschunden? Und viel ringer?"

So begann sich Wernet zu fragen, und der Gedanke blieb ihm mehr und mehr: „Heiraten! Eine möglichst Reiche!"

Der alte Hohlwegbauer hatte eine Tochter, nicht die schönste, noch viel weniger die gescheiteste! Gleichwohl trug ihr Wernet seine Hand an, und Marlise schlug eiligst ein.

Die junge Frau brachte unserm Wernet neuntausend Gulden ein in währschaften Gülten, ungerechnet das viele Linnen-

zeug, den Hausrat und die Menge gedörrten Obstes. Die einfältige Frau aber mußte er auch in den Kauf nehmen . . . . Die arme beschränkte, gutmütige Marlise! Gut, daß sie in ihren ledigen Jahren viel gelacht hatte; während ihrer Ehe kam es sie kaum mehr an . . . . Und als sie bei ihrer vierten Niederkunft starb, sagten die Nachbarn:

„Ihr ist's wohl gegangen! Sie war verachtet im ganzen Haus, am meisten von ihrem Manne selbst!" —

Der um mehrere Jahre ältere Bruder Willem war „Götti" geblieben. Damals nämlich, zu Ende des letzten Jahrhunderts, war es in den angesehenern Bauernhäusern noch Sitte, daß nur Einer der Söhne, gewöhnlich der jüngste, in den Stand der Ehe treten durfte. Die übrigen mußten ledig bleiben, so wollte es der Brauch, so gebot es das Interesse des Hauses. Dafür genossen sie die Ehre, die Sprößlinge des Bruder Stammhalters aus der Taufe zu heben und von diesen, sowie von sämtlichen Hausgenossen „Götti" benamset und als solcher verehrt zu werden. Auch pflegten sie im Familienrat, je nach Begabung, ein gewichtiges Wörtlein mitzusprechen.

Also war auch Willem „Götti" geblieben. Die Mutter hatte ihm so lange zugeredet und der Ätti so lange gedräut, bis er von des Franzen Lisebethli das silberne Reiflein wieder zurückforderte. Und doch hatte er das gute, sanfte Mädchen so lieb gehabt, so lieb . . . .

Hernach, als er Wernets festen Vorsatz gewahrte, den erloschenen Glanz des Hauses wieder aufzufrischen, da half er getreulich mit. Arbeiten, Beten und Hausen, darauf war fortan sein ganzes Streben gerichtet. Dabei beugte er sich immer mehr unter den Willen und die Einsicht des Bru-

ders. Alljährlich verrichtete er eine viertägige Wallfahrt nach Einsiedeln, und die kostete ihn, ungerechnet die Mundvorräthe von gedörrten Birnen und fingerhohen Eierkuchen, nie mehr denn baare achtzehn Batzen. Eine Lustbarkeit war ihm die Lingsdörfer Kilbe, und die kostete ihn in der Regel gar nichts; denn die Base Gotte buck Küchli und schwang Nidel dazu, die süße Menge. Nur bei der Wallfahrt und Kilbi, sonst verließ er die Scholle nimmer.

Und dieweil der Götti sorgsam Haus hielt, betrieb Wernet oder der „Wynigerbauer", wie ihn die Dorfleute nannten, den Roß- und Viehhandel; erst nur im Kleinen, wie aber die Kenntnisse und die Mittel sich mehrten, mit großem Schwung. Dabei bekundete er einen seltenen Scharfblick und Geschick. Er verdiente Geld „wie Laub", besonders im Verkehr mit Klein- oder Schuldenbauern, die nicht mit Bargeld versehen waren. Die mußten ihre Öchslein und Kühlein teuer, sehr teuer bezahlen! Und doch, wer den Wynigerbauer einer eigentlichen Ungerechtigkeit hätte zeihen wollen, den hätte man sehen mögen! Und Äckerlein und Matten waren genug zu kaufen; vornehmlich in den bösen Kriegs- und Fehljahren, wo die geplagten Bäuerlein den Zins nicht mehr erschwingen konnten. Das war eine goldene Zeit für den Großbauer! Zehn bis elf Neuthaler galt das Malterchen Korn! Die armen Leute starben schier vor Hunger; der Wynigerbauer aber konnte sich aus dem Erlöse seines aufgehäuften Getreides den größten Byfang kaufen, acht Jucharten des schönsten Wieslandes . . . .

Auf solche Weise brachte er nach und nach ein Bauerngut zusammen, zwar nicht das größte, wohl aber das einträglichste des ganzen Gäu's. Und dazu einen ansehnlichen Gültrodel!

Wenn sein Ätti selig das alles hätte sehen können, er, der stets prophezeit hatte: „Wernet! Du und Ihr alle kommt auf die Gaß . . . .!"

Auch an Ehren hat es dem Wynigerbauer nicht gefehlt. Er sitzt im Gericht. Und heute, am Palmsonntag des Jahres Neunzehn, hat ihm der Herr Dekan-Pfarrer zum sechszehnten Male am Altare das geweihte Sevischoß gereicht, ihm, dem wohlbestallten Kirchmeier.

Zweites Kapitel.

Süßes Träumen.

Ja, er hat es weit gebracht der Wynigerbauer!

Wie er da nach reichlich genossener Mahlzeit in der fensterreichen, braungetäferten Stube sitzt, im hohen, weichen Pfühle — da kommt's ihm wieder in Sinn.

Er gedenkt seiner Jugend, des damaligen mißlichen Hausstandes, und vergleicht damit den jetzigen wohlerworbenen Reichtum.

Er gedenkt auch seiner Jugendgenossen: Schuldenbauern sind sie geblieben, mehrere elend geworden, gestorben! Selbst der Schulmeister — was hat ihm all' seine Gelahrtheit und das Feintun genützt? Er ist ein notdürftiger „Einkühler"*) geblieben . . . .

Heut' kommt ihm das alles wieder in Sinn, heut', an seinem neunundsechzigsten Geburtstage. — Der Neunundsech-

*) „Einkühler" = ein solcher, der nur eine Kuh besitzt.

zigste. Und dann der Siebzigste — es ist dies doch eine sehr bedenkliche Zahl . . . . Abah! denkt der Bauer, 's ist dumm, daß ich mich mit solch' trüben Phantasterien plage! Meine Mutter ist ja achtzig Jahre alt geworden und der Großätti gar sechsundachtzig . . . . . Und ich bin kerngesund und rüstig wie ein Fünfziger! Und kann mich pflegen, ich vermag's!

Es öffnet sich die Türe, welche nach der Küche geht und die Hausmagd kommt hereingeschritten. Sie trägt in der einen Hand ein mit dem Schürzenzipfel umwickeltes, siedendheißes Kaffeekännchen, in der andern ein Plättchen frischgebackener goldgelber Apfelküchli. Und sie stellt beides vor den Bauern hin auf das mit Schiefer eingelegte Ofentischchen. Die Küchli und der Kaffee, die dampfen dem Alten so verführerisch in die Nase! Sein erst noch so ernstes Gesicht heitert sich merklich auf und schmunzelnd fragt er das Mädchen:

„Was bringst mir da, Käthri?"

„Ein Paar Küechli zum Nachtisch, Meister. 's ist ja heut' Euer Tag!"

Und nachdem sie ihm eingeschenkt und den Rahm mit dem Löffel nachgeschoben, sowie ein mächtiges Stück Zucker hineingetan, sprach sie: „So, Meister, laßt's Euch schmecken!" — Und sie ging hurtig wieder in die Küche hinaus.

Der Bauer rührte mit dem blanken Eßlöffel den Kaffee auf, nahm ein Schlückchen, schnalzte mit dem Munde und richtete dann sein Augenmerk auf die Küchli.

„'s ist eineweg ein scharmantes Meitli, die Käthri!" dachte er. „Nicht der Tausendsten wär's in Sinn gekommen, mir ohne Geheiß ein Extraplättchen zu bereiten am heutigen Tag, nein, nicht der Tausendsten! Wo sie nur die sauren Äpfel

hergenommen haben mag, um diese Zeit . . . . Wie gesagt, ein scharmantes Meitli — 's ist nicht zu bezahlen: arbeitsam, hauslich, treu, reinlich, anschicklich und verschwiegen . . . . Und dazu sehr hübsch! Ein bischen bräunlich zwar — aber groß und schlank gewachsen wie eine Tanne, und die mächtigen schwarzkrausen Zöpfe reichen ihr schier bis ans Strumpfband herab — und Arme wie gedrechselt . . . . Nein, Wynigerbauer, lass' die dummen Gedanken fahren! Du bist wäger zu alt zum Heiraten, hättest es früher tun sollen, selbes Mal bei der dummen Geschicht' . . . . Und ob mich die Käthri überhaupt noch nähm' — das ist wohl noch die Frag'! Sie hat einen solch' eigentümlichen, strengen Blick, so eine Art Bettelstolz . . . . Und was würd' der Dursli dazu sagen?"

„Ja, was würd' der Dursli dazu sagen! Der ist ja kein Kind mehr. Mit seinen achtzehn Jahren lugt er bereits über alle seine Kameraden, über die meisten Dorfbuben hinaus, ist bereits größer als ich! Und hat ein Gesicht wie Milch und Blut, und ist gescheit und diffig (schlau), potz Blitz! — Er muß mir noch ein weiteres Jährchen in die Klosterschul', soll gescheiter werden und gelehrter als ich und die Bauern, die wir uns mit Bauernfünfe (Römerzahlen) behelfen müssen. Solch' einem reichen Burschen steht das Wissen gar gut an, die Taunerbuben — wenn die nur arbeiten lernen und gehorsamen. Die Zinsquittungen wollen wir ihnen schon schreiben . . . . Ja, der Dursli, der soll dereinst der Erste werden in der Gemeind'! Der wird den Schmied nicht mehr zu scheuen haben . . . . Ein einfältiger Grobschmied, der sich kaum drei magere Kühlein zu halten vermag, Gemeindevorsteher — ist's nicht eine Schand' für's ganze Dorf? Ja, meiner Ser, 's ist eine Schand'! Und ich mußte ihm stets aus dem Wege gehen,

durfte ihm nicht die Zähne weisen, weil, wie die Leute behaupten, er mir das Leben gerettet zur Franzosenzeit .... Wegen den Proklamationen .... O, das ist hart, Einem das Leben verdanken und schwarwänzeln zu müssen, so einem Fötzel, und man möcht' ihn lieber anspeien, vergiften ....

„Dem Dursli aber hat er das Leben nicht gerettet! Der wird ihm dereinst die Nase schon putzen .... Und unter den reichen Bauerntöchtern wird der Junge nur zu wählen brauchen. Land und Häuser, Schiff und Geschirr, alles wird dereinst dem Dursli gehören. Denn der Joggi bleibt ledig, und 's Lisebethli steuern wir mit den Gülten aus. Der Müller ist reich genug. Und wer will mir's wehren, mit meinem Vermögen zu schalten und zu walten, wie's mir beliebt? Wer?" —

Der Bauer schlürfte das letzte süße Schlückchen aus der geblümten Tasse. Dann lehnte er sich behaglich in den Pfühl zurück, faltete die Hände über das Schmerbäuchlein und ließ seinen angenehmen Träumen wieder freien Lauf.

„Ja, ja, die Buben haben nun gut hausen! Ich und der Götti haben zu großem Reichtum das Fundament gelegt, sie brauchen nur hübsch zusammenzuhalten, und das äufnet sich von selbst, von Jahr zu Jahr. Dann wird, wann der alte Brüeljoggi einmal die Augen schließt, die große Weihermatt dem Dursli nicht mehr entrinnen können .... Zwölf Jucharten des besten Wieslandes, mitten in unserm Einschlag gelegen — wo ist das Bauerngut, das sich dann mit dem unsrigen vergleichen kann? — Der Joggi wird einen Prachtsgötti abgeben .... huslich und fromm .... Der Dursli aber muß Ammann werden .... und Ratsherr .... und Amtsrichter .... und .... Amtsrichter ...."

Den guten Mann übernahm beim „Amtsrichter" der Schlaf. Sein Gedankenfädlein begann zu „hürsten"*). Die neunundsechzig Jahre verlangten ihr Recht. Die angenehme Stubenwärme, die Stille des Gemaches, die wohlige Lage im weichen Pfühl, all' dies war mehr als geeignet, den alten Mann einem sanften Mittagsschlummer entgegen zu führen.

Drittes Kapitel.

Jähes Erwachen.

Und wieder öffnet sich, diesmal nur leise, die Küchentür, kaum eine Spanne weit. Zwei dunkle Mädchenaugen, der Hausmagd angehörend, lugen herein; sie bleiben ein kurzes Weilchen wie spähend auf dem Bauern haften. Dann wird die Türe wieder sachte zugezogen.

In der Küche, nah' bei der Tür, steht Jogg, des Bauern Ältester. Und Käthri, die Hausmagd, sagt zu ihm in flüsterndem, aber sehr bestimmten Tone:

„Heut' oder nie, Joggi! Heut' mußt es ihm sagen, grad heraus, was wir vorhaben . . . . Oder ich weiß dann, was ich von Deinen Worten zu halten habe! Ich mag's nicht länger so haben, das Geheimtun ist mir zuwider! Einmal muß es doch gesagt sein, wenn's Dir Ernst ist. Ist's Dir aber nicht Ernst, so — will ich's doch wissen, heut' noch . . . . Geh' nur herzhaft hinein, Joggi! Ein Verbrechen ist's ja

*) sich zu verwirren.

nicht, was ihm zu sagen hast, und auch keine Schand! Dazu ist er just bei guter Laune . . . ."

Sie selbst öffnete die Türe und schob ihn hold lächelnd hinein — im nächsten Augenblick stand Joggi vor seinem schlummernden Erzeuger.

Hundertmal schon war er so vor ihn getreten, leichten Herzens und ohne Scheu, um dies und jenes, die Vieh- und Landwirtschaft betreffend, zu fragen oder zu berichten. Heute aber ist ihm gar bänglich zu Mute — o er gäbe viel, er stände wieder draußen im Pferdestall oder anderswo! Schon ist er im Begriffe, auf die Fußspitze auftretend, sich durch die Hausgangtüre ungesehen zu entfernen; da entfiel der Hand des Bauern die runde, buntbemalte Schnupfdose, mit lautem Geräusche kollerte sie über den blank gescheuerten Fußboden hin. Der Bauer fuhr jählings auf, rieb sich mit dem Handrücken die Augen aus und murmelte: Ich glaub' fast, ich hab' ein wenig geschlummert? — Da erst gewahrt er seinen Sohn, welcher sich beeilte, die entlaufene Dose ihrem Eigentümer wieder zuzustellen.

Der Bauer nahm zu seiner Ermunterung eine währschafte Prise, dann sagte er: „Gut, daß da bist, Joggi. Wollte Dich eben rufen lassen. Mußt diesen Nachmittag noch zum Klebenmattbauer. Der pfeif' aus dem letzten Loch, hat mir heut' morgen das Jüdle gesagt; er brauch' schleunig Geld. Und will ein Roß verkaufen, den Fuchs; es sei das best' Roß auf vier Füßen, aber mager wie ein Zaunstecken. Tut nichts! Wird bei uns schon fett werden; und es sei bis im August an dem Gaule hundert Gulden zu verdienen, sagt das Jüdle. Muß ihm einen Neutaler Schmus geben . . . . Also, Du gehst hin und beschaust Dir das Roß. Wirst Deine

Augen nicht zu Haus' lassen, Joggi! Dann sag' dem Bauer, er soll hieher kommen, wir wollen gleich handeln. Da hast Geld zu einer Halbe. Zahl' dem Bauer eine Halbe, etwa beim Barthle; 's kann nichts schaden! Und dem Barthle kannst sagen, den Hafer könn' er haben — um drei Gulden das Malter; aber den ganzen Vorrat müss' er nehmen, an die hundertzwanzig Säck'. — So!"

Und der Bauer erhob sich, öffnete ein gut verwahrtes Fach des eichenen Wandschrankes und kehrte mit einem schweren Seckel auf seinen Sitz zurück. Er leerte den Sack auf den Tisch aus und ließ es kollern und klimpern — ach das war ein gar süßer Klang! Dann setzte er die Hornbrille auf und begann zu sortiren und zu zählen, die Brabänter, Zwanziger, Gulden und Zehner; das „Münz" schob er verächtlich bei Seite. Die Silberlinge reihten sich Häuflein an Häuflein, da erst schien der Alte zu gewahren, daß sein Sohn noch immer in der Stube weile, wie angewurzelt auf demselben Flecke.

„Nu, Joggi, was lyrest so lange?" fragte er schier unwillig. — „Es läutet schon zur Christenlehr', und gewiß kommst zu spät beim Klebenmatttoni!"

„Ätti," sagte Joggi, „ich möcht' Euch noch etwas sagen ..."

Dem jungen, baumstarken Mann stak ein tiefes Geheimnis im Halse und er konnte es schier nicht herausbringen. Er drehte die Pelzmütze in den Fingern herum, räusperte sich und hüstelte. Und gewiß hätt' er lieber hundert Malter Kernen fünf steile Treppen hoch hinaufgetragen, als daß er die paar Worte sprach, schüchtern und heiser:

„Ätti, ich tät' gern heiraten!"

Hätte man aber dem Wynigerbauer gemeldet, seine Rosse, die alte Mähre nicht ausgenommen, sängen im Stalle draußen

die lateinische Vesper, daß man's weit hören könnte; oder seine Viehstücke alle seien soeben aus dem Stalle gekommen und kletterten nun eines nach dem andern auf den hohen Nußbaum hinauf, neben der Scheune — wahrlich, er hätte kein verblüffteres Gesicht machen können, als bei der Botschaft Joggis.

Er rieb sich nochmals die Augen aus — ja, wahrhaftig war es sein Sohn Joggi, der vor ihm stand und, ein wenig beherzter, die Worte wiederholte: „Ätti, habt Ihr mich verstanden? Ich tät gern heiraten, wenn Ihr nichts dagegen habt.“

„So, Du willst heiraten, Du?“

Der Alte glotzte seinen Sohn lange und mit weit geöffneten Augen an, die mächtigen Brauen begannen sich zusammenzuziehen und mit zornvoller, verwirrter Stimme rief er:

„Du sollst aber nicht heiraten .... Das ist ein dummer Einfall, ein närrischer, hirnwütender, gottsverdammter Gedanke, eine Eselei ohne gleichen .... Der Dursli soll heiraten, das versteht sich .... Beide können's nicht, nein bei Gott nicht! Der Dursli soll heiraten, und Du sollst ihm beistehen in Haus und Feld .... und hausen helfen! So hab' ich's ausgemacht .... Und Du wirst nicht etwa gescheiter sein wollen, als ich? Oder willst Deinem Ätti trotzen? Hoff' das nicht ....! Lug', der Götti blieb auch ledig, dem Hauswesen zu lieb; hätt' er geheiratet, glaubst Du, Du könntest heut' mit vier Rossen fahren, den stolzesten im Gäu? Und wir besäßen ein solches Bauerngut?“

„Und meines Ättis Bruder blieb auch ledig, und so ward's von jeher gehalten in allen Bauernhäusern, wo man auf Ordnung hielt und zu hausen begehrte. Und so soll's auch bleiben in dem unsrigen .... Oder soll ich etwa den

Hof, die großen, schönen Matten, die ich mit vieler Sorg' und schwerem Geld zusammengelegt: das Brüel, die beiden Byfang, die Gehreten — soll ich diese etwa wieder teilen, zerreißen sehen, he? Wollt Ihr beide, Du und der Dursli, statt Großbauern zu bleiben, Halbbäuerchen werden, oder gar Tauner, he? Da sollt' doch lieber gleich das heilige Donnerwetter dreinschlagen! Da hätten ja wir, ich und der Götti, uns umsonst geplagt, unser Lebtag lang .... Und meine Freud' an der Zukunft müßte gottsjämmerlich zu Schanden werden. Ist das Dein ganzer Witz, Joggi, eine solche Dummheit anzustellen? Und Dein Dank? Siehst nicht, daß der gedankenloseste, einfältigste Kerl bist auf Gottes Erdboden?"

Der Bauer zerrte die Pelzmütze vom Kopfe und schmiß sie auf den Tisch, daß es klatschte. Dann schleuderte er im Aufstehen den Pfühl mit rauher Hand in die Ecke und begann mit schweren Schritten und gebeugten Hauptes, dicht an Joggi vorbei, die Stube auf und ab zu schreiten. In seinem, an keinen Widerspruch gewöhnten Herzen fing es an zu gähren. Immer zorniger hallten seine Tritte; plötzlich blieb er vor seinem verwirrt und stumm drein glotzenden Sohne stehen, maß den großen Jungen von oben bis unten, dem Joggi ward ordentlich bange! Noch einmal hielt der Bauer an sich. Schwerfällig ließ er sich in den Pfühl zurück, und mit einschmeichelndem Tone sprach er:

„Es war dumm, daß ich mich so ereiferte, gelt, Joggi? Du wirst mir das niemals zu Leide tun, nein, gewiß nicht! Wie könntest Du auch? Da ich Dir ja immer gut war, Dein Leben lang, bis zur Stunde? Du schlägst Dir die dummen Gedanken wieder aus dem Sinn und bleibst bei Deinem Ätti, gelt Joggi — — Wozu denn eigentlich heiraten? An Deiner

Stelle, bei Deinen fünfunddreißig Jahren, wüßt' ich nicht, warum, nein, wahrhaftig nicht — — Oder sag's — warum?"

Der Sohn wußte augenblicklich auch nicht zu antworten, sondern wurde rot wie ein Schulmädchen — —

Der Bauer fuhr fort:

„Ich seh's schon, Joggi, Du hast Dir die Sache nicht genugsam überlegt, 's war nur so ein flüchtiger Einfall, ein Jux — gelt? Bah bah! Lass' die dummen Faxen gelten! Denk' nur immer, Dein Ätti versteht die Sachen besser wie Du, hat schon gar vieles erlebt und gesehen. Und ich mein's gut mit Dir, Joggi! Du sollst es gut haben bei mir, und auch beim Dursli. Will schon dafür sorgen. Brauchst Dich auch nicht übermäßig anzustrengen, kannst essen und trinken, was Dir schmeckt, wir haben's ja! Und Geld — lug, in jenem Schublädli dort, dem kleinen, stecken ein Dutzend oder mehr goldene Sankt-Ursen-Dublonen, funkelnagelneue, wahre Raritätenstücke — willst sie? Sollst sie haben und die schwere Sackuhr auch, mit der Peterskirche drauf, — sollst haben, was Du magst — nur das Heiraten, das kreuzdumme Heiraten, das lass' gelten, Joggi, mir zulieb!"

Ach, der arme große Knabe! Da steht er, als hätt' er „d'Milch verschüttet", und drehte die Pelzkappe immer noch in der Hand herum; und in seinem Herzen kämpfen widerstrebende Gefühle einen harten Entscheidungskampf: die Liebe, die süße Liebe zum unvergleichlichsten Mädchen, der Käthri, und die ernste, tiefgewurzelte Sohnesliebe, verbunden mit der Furcht vor des Ättis Zorn und Fluch — — Wo sollte er, der Joggi, den Mut hernehmen, dem Manne zu trotzen, dem noch niemand zu trotzen gewagt? Und dieser rauhe Mann, sein Ätti, spricht heute so zutraulich, so liebevoll zu ihm, wie

in seinem Leben noch nie — — Und stand es nicht schon auf Mosis Tafel mit Flammenschrift: Du sollst Vater und Mutter ehren — — ach Gott!

Da, in solch' bänglicher Anwandlung vernahm Joggis scharfes Ohr von der Küche her ein leises Husten; das durchdrang sein Herz wie ein süßer Schauer. Sein soeben noch von frommer Ergebung umflortes Auge flammte auf, das Haupt erhob sich zu ungewohnter Würde, und mit einer Kühnheit, die ihm kein Mensch zugetraut hätte, begann er folgende Ansprache, die längste, so er je gehalten:

„Ätti, werdet nicht höhn, aber ich mag nun einmal nicht ledig bleiben — — Ich will heiraten, wie's andere, Ärmere auch tun! Gewiß haben wir beide, ich und der Dursli, genug zu leben, auch wenn wir heiraten — — Brauchen ja nur zu schaffen und zu hausen. Und das hab' ich ja immer getan. Ihr wißt es, Ätti — —"

Dem Wynigerbauer ward es offenbar: der sonst so gutmütige, lenksame Joggi war störrisch geworden — — Ihn lenkte eine andere, fremde Hand!

„So? Und was für Eine willst denn heiraten, wenn ich fragen darf? Bin doch wunderig!"

„Unsre Käthri;" sagte Joggi treuherzig. „Hab's ihr versprochen."

„So — die Käthri — —"

Es lag mehr Überraschung als Spott in den Worten.

Die Käthri!

Der Bauer fuhr sich mit der breiten flachen Hand über die Stirne. Die Käthri — — Nun ward ihm manches klar — — Die listige Dirne hatte es auf den Sohn abgesehen, kein Wunder, kein Wunder — — O, die Schlange!

Mit Schrecken sah Joggi auf seines Ättis Stirne die allen Hausgenossen wohlbekannte blaue Ader hervortreten und anschwellen.

Wie von einer Natter gestochen, sprang der Bauer auf, in zwei Sätzen hatte er die Küchentüre erreicht, mit mächtigem Griffe riß er sie auf, daß sie an der Wand klirrend anschlug — und befand sich Aug' an Aug' der Hausmagd gegenüber! Die stand da, die Rechte hoch an den rußigen Türpfosten gelehnt, die Linke trotzig in die Seite gestemmt und verwegenen Blickes, des Sturmes gewärtig, der über sie kommen mußte.

„Aha", keuchte der Bauer, „bist da? Also Du bist es gewesen, die ihm die Narretei in den Kopf geschwatzt? Du? Möchtest wohl hier gern Meistersfrau werden, he! Du Bettelmensch? Magst den Züttel genug gelockt und genarrt haben, oder gar verführt, Du scheinheilige Hex' — — Du also hast ihm die Laus hinter's Ohr gesetzt? Er selbst hätte ja nie an so etwas gedacht — — Aber 's Maul soll Dir sauber bleiben zähl' drauf! Eher reiß' ich Dir die schmutzigen Zigeunerzöpf' vom Kopfe, eher thu' ich Dich — — nein nein! 's wär Schad' um meine saubern Händ'! Aber zum Haus' hinaus mußt, sofort! Ich leid' Dich keinen Tag mehr unter meinem Dach, Du — — Und pass' wohl auf: Mögen die Sachen stehen wie sie wollen — den Joggi kriegst dennoch nicht! Kost' es, was es wolle, das Früchtlein kannst an Dir selber haben, Du Mensch! Das sag' ich, der Wynigerbauer!"

Mit steigender Entrüstung hatte die Hausmagd die beleidigenden Worte ihres Herrn angehört. — „Nein, Wynigerbauer", rief sie mit zornbebender Stimme, „ich hab' Euern Joggi weder überred't noch verführt, b'hüt mich Gott davor! Er hat mit mir leutselig geschwatzt, die fünf Jahre über, so

ich bei Euch dien', und ich mit ihm; und wir haben uns lieb gewonnen, ehrlich und recht, das ist wahr — — Er ist ein braver Bursch', und ich hab' ihm Gehör geschenkt und auf sein Wort vertraut. Ich meinte nämlich, er sei kein Kind mehr und konnte ja nicht wissen, daß Ihr ihn zum Fußschemel bestimmt hattet, worauf der Dursli seine Füße setzen soll — — Ich hab' ihn nicht verführt und er mich nicht, dazu sind wir, er und ich, viel zu brav! Ja, ja, Meister, zu solch' schlechten Sachen bin ich viel zu brav, das müßt Ihr selbst am besten wissen — — Dachte stets, in einer Familie sei's genug an einem Bankert!"

Das war ein giftig vermessen Wort!

„Was sagst Du?" schrie der Bauer in höchster Wut. „Ich reiß' Dir die Zunge aus dem Nacken, Du verdammter Drach' — —"

Die Käthri war aber noch rechtzeitig einen Schritt zurückgewichen. Auch hatte sie den eisernen Küchlispitz vom Kasten gerissen, diesen als Waffe vorhaltend und das stolze, zornfunkelnde Auge unverwandt auf den Bauer gerichtet, rief sie:

„Meister, nehmt Euch in Acht. — Rührt mich nicht an, sonst gibt's ein Unglück, so wahr ein Gott im Himmel ist! Schämt Euch, schämt Euch, ein Weibsbild zu schlagen, Pfui — — Ist das der Lohn für meine langjährigen Dienste, meine Ehrlichkeit, Müh' und Sorgen, daß Ihr mich nun aus dem Hause jagen wollt, wie eine Schelmin, wie eine Dirn'? Pfui Teufel! Allein, ich geh' schon, geh' freiwillig! Find' anderwärts auch zu essen — aber aus dem Hause werfen und mißhandeln lass' mich nicht, ich wehr' mich bis auf's Blut!"

Und sie schritt stolzen Schrittes davon, die Küch' entlang, ins Kämmerlein, die Türe hinter sich eiligst abschließend.

Und der Joggi?

Der stand immer noch wie fest gebannt mitten in der Stube. Es war ihm so angst und bang geworden, als er den Ätti in unbändigem Zorn auf die Käthri losstürzen sah! Sollte er ihm den Weg versperren? Das hatte er schon verpaßt, denn er war es nicht gewohnt, so rasche Entschließungen zu treffen! Sollte er, um die Geliebte zu schützen, mit dem Vater einen Ringkampf beginnen? — Ach, er wußte sich weder zu raten noch zu helfen! — Dann aber sah und hörte er, wie die Käthri dem erbosten Ätti mannhaft Stand hielt, wie sie sich und ihn, den Joggi verteidigte; ja, wie sie, um sich vor roher Tätlichkeit zu schützen, selbst zum Äußersten griff, zum Küchlispitz — — Und wie schön sie aussah in ihrem gerechten Zorn! Wie ihr dunkles Auge Blitze schoß, die schwarzen, krausen Löckchen auf der glatten Stirn sich ringelten und bäumten, und die ganze Gestalt im dunkeln Türrahmen dastand wie der Cherub mit dem Flammenschwerte, auf dem Seitenaltar — — Und als sie, gleichsam als Siegerin, stolz und kühn davon schritt — er konnte sich nicht satt sehen! Noch hing sein Auge an der rauchgeschwärzten Kammertür, in welcher sie verschwunden, da — fühlte er einen Faustschlag auf seinen Hinterschädel niederfallen, so wuchtig und hart, und dann noch einen — — Eine Minute lang sprühte und flimmerte es vor seinen Augen wie tausend glitzernde, hüpfende Sternlein, in seinem Ohr rauschte es wie das Tosen des Sturzbaches, und er tappte nach der Kunstbank hin, um sich aufrecht zu halten — — Es gab seines Wissens nur eine Faust, die so furchtbar treffen konnte, die seines Ättis!

Und es war wirklich der Ätti, dessen Wut, da ihm das Mädchen entwischt, sich gegen den einfältigen unbotmäßigen

Sohn richtete, gegen Joggi, der ihn so gottvergessen hinter's Licht geführt! — „Siehst, Du, Du Lausbub, Du Löffel, daß ich Meister bin!“ schrie der Bauer mit dröhnender Stimme: „ja noch bin ich Meister, über Dich, über Alle! Und du sollst die schwarze Brambel nit heiraten, ich verbiet' Dir's! Oder probir's und heirat' — Du und das Mensch sollt es erfahren — — Ich jag' Dich aus dem Haus, ich — weiß nicht was ich tu'! So eine Schand, so eine Täube (Zorn) — ich möcht' rasend werden und alles in Kreuzboden hinein schlagen! Und das Geld da, ich mag's nimmer anlugen! —“

Und er warf das Ofentischchen, an welchem er eben noch so seelenvergnügt gegessen, mit gewaltigem Fußtritte um, so daß die geblumte Tasse sammt Teller in hundert Scherben gingen, und die ungezählten Silberlinge in tollen Sprüngen über den Fußboden rollten, und der alte Kater erschreckt auf den Ofen sprang. —

Das war ein Spektakel, wie man in Wynigers Haus keinen ähnlichen erlebt hatte. Vroni, die Untermagd, war vom Spülen weg zu den Knechten in die Scheune hinausgeschlichen und raunte ihnen zu: „Hört Ihr's, wie's drinnen zugeht? Der Alt' ist an die Käthri geraten, wegen Joggi! Jetzt wird das Liebeln schon ein End nehmen, — muß mich nur wundern, daß er nicht eher dahinter gekommen! Mich wenigstens konnten sie nicht narren, bin nit so dumm, wie die Käthri meint — — Horch! ich glaub' schier, es gibt noch Kläpfe!“ — Und das Mägdlein schlich wieder in die Küche zurück, um besser hören und sehen zu können. Auch die Knechte wären gerne in unmittelbare Nähe gekommen, hätten sie den Bauer nicht gefürchtet, den Bauer in seinem Zorne!

Vom Bienenstande her kam der Götti angehumpelt. —

„In Gottesnamen," jammerte er von weitem, „was mag auch geschehen sein?"

Auch der Student Dursli kam, Buben und Drache im Stiche lassend, eiligst dahergelaufen. Unter der Haustüre begegnete ihm der Alte, entstellten Angesichts. — „Um's Himmelswillen, Ätti, was gibt's denn auch?" rief der Jüngling.

„Was es gibt?" antwortete der Bauer mit grimmigem Spott — „Was es gibt? Geh', frag' Deinen saubern Bruder Joggi! Der will die Magd heiraten, die Käthri — — Freu' Dich, Junge, kannst ja Brautführer sein, hahaha!" — Und, zum Götti gewendet, sagte er: „Hörst Du's, Götti? Der Joggi will heiraten — — da wird Haus und Hof geteilt werden müssen, nit wahr?" — Und wieder stieß er sein verzweifeltes Lachen aus.

In der Stube drinnen, auf dem niedrigen Ofenbänkle, saß Joggi, die Ellenbogen auf das Knie gestützt, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Da kam der Bruder Dursli wild hereingerannt, stürzte auf seinen Bruder los, packte ihn ungestüm bei den Haaren und schrie: „Was? Du willst heiraten? Die Magd heiraten und dem Ätti z'Leid leben — Du Mistjoggi Du?"

Dursli, daran hast Du übel gethan!

Von seinem Ätti hatte Joggi harte Worte, Beleidigungen, ja selbst Schläge geduldig hingenommen. Nun aber, da sein weises Brüderlein kommt, das kaum trocken ist hinter den Ohren, und will an ihm ebenfalls sein Mütchen kühlen, seinen Schimpf auslassen — das war selbst für den Joggi zu viel. Das langaufgeschossene Bürschchen bei Hüft und Nacken ergreifen, dasselbe wie ein Bund Stroh in die Höhe heben und gegen die verschlossene Türe des Nebengemaches schleudern, daß

der blühende Studentenkopf durch das morsche Täfer drang — das war die Tat eines Augenblickes. Da lag der glatte Junge langausgestreckt und unbeweglich, als hätt' ihn der Blitz getroffen.

Viertes Kapitel.

Des Freiers Leidenswoche. — Was ein schwaches Schneiderlein Großes zu vollbringen vermag.

Und wieder stieg die Sonne auf mit voller Pracht, und die Vöglein sangen und zwitscherten so freudvoll und sorglos und wonnesam, als wären keine Aprillaunen und keine Spätfröste zu befürchten auf ewige Zeiten.

In und um des Wynigers Haus aber sah es heute auffallend still und verschlafen aus. Die Knechte trappten müßig in der Scheune herum; es war das erstemal seit undenklichen Zeiten, daß sie sich ohne Tagesbefehl vom Frühstücktische wegbegeben mußten.

Der Bauer hatte letzten Abend, gleich nach dem ärgerlichen Auftritte, das Haus verlassen. Zu später Stunde kam er heim und zwar in sehr angetrunkenem Zustande, so daß ihm Vroni, die Untermagd, Schuh' und Strümpfe ausziehen mußte. Heute hatte er sich noch nicht blicken lassen, auch der Dursli nicht. Waren sie krank? Die Käthri wenigstens wußte es nicht, fragte nicht. Sie lud ihre Habseligkeiten auf einen bereitstehenden Handkarren; und dieweil Joggi das buntbemalte Tröglein festband, ging sie ins Nachbarhäuschen hinüber, um

von ihrer langjährigen Freundin, des Scheuberklausen Mareili, Abschied zu nehmen. Die junge Frau weinte, Käthri aber sagte mit rauher Stimme:

„Ich könnt' heut' noch nicht weinen — — der Zorn übernimmt mich, wenn ich an den gestrigen Auftritt denke! B'hüet Dich Gott, Mareili! Und dem Klausi lass' ich auch Ade sagen! Kommen hoffentlich bald wieder zusammen, dann werd' ich den Ärger vergessen haben."

Der Abschied von Ihrer Herrschaft gestaltete sich sehr einfach. Sie reichte dem Götti die Hand und bat, ihr zu verzeihen, wenn sie ihn irgend beleidigt haben sollte.

„Wüßt' nicht, worin!" antwortete der gutmütige Greis. „Bist immer ein braves Meitli gewesen. 's ist nur dumm, daß es so gekommen ist — — Und der Lohn? Hast den Lohn? Wirst warten müssen, bis der Wernet auf ist —"

„Nein, nein!" versetzte das Mädchen ungeduldig. „Ihr werdet begreifen, Götti, daß nach dem, was vorgefallen, ich keine Stunde länger unter diesem Dache weilen mag. Hab' schon noch paar Batzen für die Heimreis', das andere wird sich schon machen!"

Zu den Knechten, welche gaffend unter der Stalltüre standen, sagte sie kurz: „Ade, Burschen!" — „Ade wohl!" lautete die Antwort.

Dann fuhr sie, ohne umzublicken, mit dem Karren davon.

„Geschieht ihr schon Recht", meinte der Handknecht, „daß sie auf diese Weise abstinken muß! 's ist ein hochmütig Ding gewesen, und wir Knechte waren ihr viel zu gering. Kein Wunder! Sie wollt' Bäuerin werden. Allein der Schuß ging hinten aus, hahaha!"

Der alte Küher aber bemerkte:

„Der Käthri tust Du Unrecht. Sie war eine rechtschaffene Magd und den Dienstboten gönnig. Wart' nur, Res, bis eine Andere haushaltet und kocht! Die ißt dann das Gute vorweg, uns aber richtet sie eine Mahlzeit her, nicht zu gut für die Hünd'! Hab's auch schon erfahren."

Der Götti befand sich wieder beim Bienenstande, als Joggi, sonntäglich gekleidet und den Stock in der Hand, aus dem Hause geschritten kam. — „Gehst auch mit?" fragte der Götti.

„Ja, ein Plätz (Strecke) weit."

„Wart' ein wenig", sprach der Götti. Und er wendete sich um, daß es niemand sehen konnte, und nestelte mit zitternder Hand ein ledernes Geldbeutelchen auf, entnahm demselben ein Silberstück, steckte es Joggi mit den Worten zu: „Da — zahl' dem Meitli auch eine Halbe!"

Joggi schlug den Fußweg ein, der quer über die Baumgarten nach dem östlichen Ende des Dorfes führte. Dort, bei der hohen Brücke, holte er die Käthri ein. — „Gehen wir über Niederhausen!" fragte er.

„Schämst Dich nicht, mit mir durch die Dörfer zu gehen, vor allen Leuten?"

„Nein, ich komm' mit, wohin Du willst!"

„Nun, so gehen wir nicht über Niederhausen", sagte die Käthri; „wir gehen den kürzesten Weg über das Ried."

„Gib mir den Karren, Käthri, Du wirst gar müd'!"

Und Joggi schob den Karren, das Gefährt der Armen, unverdrossen vor sich her, er, dessen Vater ein halbes Dutzend Rosse müßig im Stalle stehen hatte.

Der Körberanni ihr Bub kam des Weges gegangen, barfuß und ein Bund dürrer Weiden auf dem Kopfe. Er

glotzte die Beiden verwundert an und sah ihnen eine Weile nach; dann lief er, was er laufen konnte, dem Dorfe zu, um es der Mutter zu sagen, was Wunders er gesehen!

Beim Heidenkäppeli machten die Beiden Halt. Joggi wischte sich mit dem Rockärmel den Schweiß von der Stirne, denn die Sonne schien so warm und der Weg war so wüst und holperig. Die Käthri aber trat vor das Gitter hin und betete lang und leise. Dann wandte sie sich um und sagte:

„Joggi! ich danke Dir für Alles, was Du für mich getan und gelitten — — Du glaubst es nicht, wie sehr es mich freut, daß Du mich begleitet, mich nicht im Stiche gelassen! Ich seh', Du liebst mich rechtschaffen, bist die treueste Seele weit und breit — —“

Und Tränen schossen ihr in die Augen. — „Dich, Joggi, kann und werd' ich nimmer vergessen, glaub's nur!“

Und sich mit dem Schürzenzipfel die Augen trocknend, fuhr sie fort:

„Jetzt aber mußt Du heimkehren, Joggi, zu den Deinigen! Ich seh's klar und Du siehst's auch: Aus unserer Liebschaft kann nichts werden. Wir dürfen uns nicht heiraten, es geht nun einmal nicht an. Die ganze Welt würde sich zwischen uns stellen! — — Hier, an dieser Grenze, muß geschieden sein. Gib mir noch einmal die Hand, Joggi! So — nun geh' wieder heim zu Deinen Leuten und füg' Dich in Gottes Namen in des Ättis Willen! Ich zürn' Dir nicht, ich geb' Dir Dein Wort zurück — — Ja, ich geb' Dir Dein Wort zurück — denn es kann ja doch nicht sein, daß wir zusammen kommen!“

Diese Worte brachten Joggis Herz in die größte schmerzhafteste Aufregung; und gar noch die Tränen, die immer

wieder Käthris Augen entquollen, das Schluchzen — —! Sein Blick wandte sich flehentlich zum gnadenreichen Sankt Laurentius in der Kapelle drinnen, der bei lebendigem Leibe geröstet wurde. Ach, auch sein Herz befand sich in diesem Augenblicke auf einem glühenden Roste, und die Liebesflammen umglühten und umzüngelten es von allen Seiten. Und es kam der Ätti und goß kaltes Wasser in die Lohe und erhob den Zauberstab der väterlichen Autorität, um das Liebesfeuer zu bannen. Das aber brach trotz Wasser und Bann immer von neuem hervor, zuletzt mit unbändiger, siegreicher Gewalt, es schlug über Joggis Herz zusammen — —

„Ich kann nicht von Dir lassen, Käthri!“ sagte er schier flehentlich. „Und mein Wort will ich nicht zurück, ich will Dich heiraten, ich schwör' Dir's von neuem! Ich lass' mir's gar nicht wehren!“

Das war wieder eine der längsten Reden Joggis; und der Käthri genügte sie trotz ihrer lakonischen Kürze vollkommen. — „Nun“, entgegnete sie, „ich geb' Dir acht Tag' Bedenkzeit. Du kannst Dich besinnen. Es ist besser so, glaub' mir's nur! Bis dahin aber, bis heut' über acht Tagen muß ich Bescheid wissen, schon um meines Ättis willen, der mich schön anfahren wird, daß ich so ung'sinnet, in der Unzeit, heimkomm'!“

„Ich komm' mit“, sagte Joggi schier trotzig, „ich will schon mit ihm reden! Ich komm' mit, wohin Du gehen magst, bis ans End' der Welt!“

Die Käthri drückte ihm warm die Hand und sagte: „Ich danke Dir, Joggi, aber mitkommen darfst halt nicht, wegen den Leuten! Auch der Ätti ist in diesen Stücken gar ein strenger. Wenn Du aber in acht Tagen noch denkst wie

heut', so komm' dann und sag's meinem Ätti! Kommst aber bis Osterdienstag nicht, so weiß ich schon, woran ich bin — — Ade, Joggi! B'hüet Dich der Himmel gesund und wohl! Und nochmals Dank, tausendmal!"

Und sie fuhr rasch von dannen. Noch einmal bei der nächsten Biegung des Weges schaute sie zurück zum letzten Gruße; dann verschwand sie hinter den hohen Hecken.

Zögernden Schrittes begab sich Joggi heimwärts. Es überkam ihn ein ungewohntes Gefühl der Verlassenheit. Das einzige menschliche Wesen, das er liebte, mit der ganzen Innigkeit seiner Seele liebte, das war nun von ihm geschieden, vielleicht auf immer. Nein, nicht für immer! Die Käthri mußte sein werden, und wenn man alle Berge und Hügel der ganzen Welt zwischen sie hinstellte! — So gelobte er sich.

Und doch, je mehr er sich der Heimat näherte, um so schwerer drängte sich ihm die Frage auf: „Was wird wohl der Ätti sagen, daß Du mitgegangen bist?"

Vroni, die zur Köchin beförderte Untermagd, rief just zum Mittagessen, als Joggi, leise auftretend, sich in seine Schlafkammer hinauf begab, um die Kleider zu wechseln. Durch eine Ritze in der Wand konnte er in Durslis Kämmerlein hinüber sehen. Der Jüngling lag, ein Buch in der Hand und das Haupt mit großen Lappen umwickelt, noch im Bette.

Beklommenen Herzens betrat Joggi die Stube. Der Ätti hatte bei Tische seinen gewohnten Platz eingenommen; er sah blaß und übernächtig aus und aß nur wenig. Gesprochen wurde kein Wort. Nach aufgehobener Mahlzeit befahl der Bauer den Knechten: „Die Gülle (Jauche) muß ausgelassen werden, vorläufig auf den Kilchrain! Ihr nehmt die

zwei Deichselpferd' — — — Du, Joggi, kannst den Kleeacker eggen im Roggenfeld — wenn D'willst — —"

Wenn D'willst! hat er gesagt.

Wie sollte sich Joggi diesen Nachsatz zurechtlegen? War er schon halbwegs verabschiedet? Oder war das ein Bedeuten, er könne fortan tun nach eigenem Bedünken, der Ätti habe sich drein ergeben und stelle ihm alles frei, auch das Heiraten? Oder lag nicht vielmehr ein übelwollender Hintergedanke in dem Worte? — Das waren die Fragen, mit denen Joggi den ganzen Nachmittag über sich abmühte. Und je mutiger die jungen Pferde die Köpfe hoben, desto tiefer ließ er den seinigen hängen. Am Ende tröstete er sich: Der Ätti wird sich wohl noch deutlicher erklären, heut' Abend oder morgens.

Allein des Ättis Benehmen blieb sich gleich, einsilbig und gemessen. Des Vorganges vom letzten Sonntage erwähnte er mit keiner Silbe.

Unter die Leute ging Joggi nicht. Es däuchte ihn, sie lugten ihn schon von weitem an, als hätt' er Hörner auf dem Kopfe. Als er Dienstag mittag die Rosse tränkte, kam des Feigenkaspers Anneliſe mit einem Zuber zum Brunnen geeilt.

„Unser Brunnen ist heute abgestanden", sagte das dicke Mädchen; „'s wird schon erlaubt sein, hier ein bißchen Wasser zu holen, nicht wahr, Herr Hochzeiter? Weißt, Joggi, was meine Mutter gestern gesagt hat? Sie hat gesagt: Siehst, Anneliſe, stille Wasser fressen auch Grund! Der Joggi, als er mit Dir Götti war, hat getan, als dürf' er kein Meitli anlugen. Die Bauerntöchter freilich wollt' er nicht anlugen, er hatte ja daheim eine buschpere Magd, eine herg'laufene, die nahm's scheint's nicht so genau — hat meine Mutter gesagt. — — Wünsch' Glück!"

Und das schnippische Mädchen machte sich mit dem gefüllten Zuber eilig davon.

Am Mittwoch kam die Glinsdörfer Base auf Besuch. — Es dränge sie zu erfahren, ob alle gesund seien und ob sie wieder Ferkel zu verkaufen hätten; sie könnte just zwei oder drei Stück brauchen u. s. w.

Abends suchte sie den Joggi in der Scheune auf und sagte: „Götti, ich möcht' gern meinen Vetterleuten, des Bachstelzenbauern, einen Besuch abstatten, sie tätens sonst zürnen, wenn sie's vernähmen. Willst mitkommen, Götti? Es beginnt ordentlich dunkel zu werden und ich fürcht' mich, so allein — —"

Als sie einige Schritte vom Hause entfernt waren, hub die Base an: „Ja, Götti, was wollt' ich sagen? Hab' da auf der Herreis', ganz von ungefähr, etwas vernommen, eine Heiratsgeschicht' — — Götti, lass' das gelten! Lug, das kann ja nicht sein, daß ihr beide heiratet, Du und der Dursli, nein gewiß nicht! Und das schöne Gut zerreißet — — Denk' auch, was die Leut' sagen würden, die Bauern ringsum, die etwas auf diesen Stücken halten! Und der Ätti —, ich weiß es gewiß, das brächte ihn unter'n Boden vor der Zeit! Und wer hätte dies zu verantworten, was meinst? Und mit dem Heiraten — denk' ja nicht, Götti, das sei lauter Honig und Konfitüre und da brauche man nur alle Tage den Finger hinein zu stoßen und abzulecken — — O wie doch die jungen Leut' so dumm und kurzsichtig sind! Da träumen sie nur vom Heiraten, von Lieb' und Lust! Ja, die Lieb' und die Lust, die halten ein paar einfältige Wöchelchen an oder auch ein Jährchen; dann kommt die Unlust, das Übelmögen, das Kindergeschrei, der Zank und gar oft noch schlimmere Dinge — — Da gibt's bittere Stunden, Kummer und Sorgen im

Überfluß und unzählige schlaflose Nächte, wo Du die Wiege stoßen und tausend andere Kleinigkeiten verrichten mußt! Während Du im linden, warmen Bett ruhig schlafen kannst, ganz nach Belieben — was kannst Dir mehr wünschen, Götti? Wozu eigentlich heiraten? An Deinem Platz' wüßt ich nicht warum! Hast Geld genug und zu essen und zu trinken, was nur begehren kannst, und ein sorgenfrei's Leben — — Und die schönen Ross' und das viele Vieh und der Reichtum — — Ja, der Reichtum! Zu sehen, wie der sich äufnet von Jahr zu Jahr — ist das nicht eine große Freud'? Tut ihr aber den großen Haufen zerreißen, so werden's nur zwei oder drei kleine Häufchen daraus, merk' Dir das, Götti! — — Bisher konntest sozusagen schaffen nach Belieben; heirat' nur, und Du wirst es gewahren! Da liegt Dir die Frau beständig in den Ohren: Joggi, schaff' Das! Joggi, schaff' Jenes! Joggi hinten, Joggi vornen — Du wirst nimmer verschnaufen dürfen — — Es sind zwar nicht alle Weiber so, ich z. B. war stets eine freine und hab' meinen Klaus nie gar sehr unter dem Daumen gehalten — nein, er tät lügen, wenn er's sagte! Aber just die Käthri! Wie mich dünkt und wie man mir sagt, ist die ein verflurt kuraschirt's, böses Weibsbild! Und sie will eigentlich doch nur Bäuerin werden, Dich nähme sie als Zugemüs' — — Na, Joggi, darfst nit höhn werden, ich mein's ja nit so bös und versteh' mich auf diese Sachen besser als Du! Ich begreif' schon, das Meitli hat Dir den Kopf voll geschwatzt, bis den Himmel voll Baßgeigen sah'st. Es hatte Dir's halt angetan, ich weiß schon, wie sie's machen, die Schlimmen — — Jetzt aber ist die Käthri fort — und gut daß sie fort ist! — und sie wird sich bald trösten. Ab Augen ab Herz, heißt's am Sprüchlein! Sie mag

sich einen ihresgleichen aussuchen, für einen reichen fürnehmen Bauernsohn wär's doch 'ne Schand, so eine, 'ne Magd, zu heiraten! Gewiß hat sie dies selbst schon eingesehen; d'rum hat sie sich auch, sobald man ihr auf die Schliche gekommen, eiligst aus dem Staub' gemacht. Ja, ja Götti! Die hat eingesehen, daß sich dies gar nicht schickt; d'rum sei Du auch gescheidt und laß' sie fahren! Gelt, Götti, Du folgst meinem guten Rat? Gewiß tust Du das! Jetzt aber wollen wir umkehren, kann ein ander Mal zu des Bachstelzebauern gehen." — —

Am Donnerstag, am Gründonnerstag, kam Joggis Schwager, der Haldenmüller, angefahren. „Grüß Gott, Joggi!" rief er schon von weitem. „Wie geht's alleweil? Ist der Ätti zu Haus'?" Darauf begab er sich leichten Fußes in die Stube.

Von der Stube schritten sie, er und der Bauer, ins innere Stübli hinein, ins Heiligtum des Hauses. Und als die beiden nach kaum einer halben Stunde wieder heraustraten, sagte der Müller: „Ich will gerne mein möglichstes tun, Schwäher! Allein, gar zu hart möcht' ich den guten Mutz doch nicht drängeliren, er tät mich dauern, gewiß!"

Darauf begab sich der Müller zu Joggi in den Stall.

„Du fütterst ja Deine Rosse wie ein Prinz, Joggi! Sie glänzen wie die Scheermäus' und sind fett wie Aale! Ja, da soll man sich noch wundern, daß Ihr Geld verdienet an den Gäulen, auf diese Weis'! Und von Müllerrossen schwatzen, die das gestohlene Krüsch fressen — — Freilich, an Futter fehlt's den meinigen auch nicht; wenn nur die Knechte nicht zu faul wären, es ihnen vorzustecken! Apropos! Nächsten Sonntag nachmittags fahr' ich ins Welsche, um ein paar Ross' zu kaufen; zweijährige Fohlen oder was mir eben an-

läuft: aufgesetzte gutbeinige Ware und nicht zu schwer im Kopf — weißt ja schon, Joggi, wie ich sie gern hab'. Dienstags ist zu Montfaucon Markt. Besser aber, man sei schon Montag abends dort, am Vormarkt; dann kann man nach Muße Auslese halten. — Nun meint der Papa, Du solltest auch mitkommen, Joggi! Willst? Und sollten wir auch wenig oder gar nichts kaufen, was tut's? So gibt's einen ordentlichen Jux, man sieht und hört etwas und kann sich ein wenig gehen lassen, und nach der langen Fastenzeit tut so etwas einem auch wohl, hahaha! Nicht wahr, Joggi? Also abgemacht! Sonntag, nach dem Essen komm' ich hier vorbei; ich bring' den Fuchs, den Schnellläufer mit, und Du hältst Dich bereit zum Einsteigen. Des Ättis alte Dublonen und verschimmelte Neuthaler werden sich ebenfalls freuen, wieder einmal an die frische Luft zu gelangen, hahaha! Und dann hab' Dir allerhand zu berichten, Joggi, Altes und Neues — enfin, wir werden ja Zeit haben!"

So sehr die Einladung des Schwagers und die Mission, mit welcher ihn der Ätti ganz ausnahmsweise betrauen wollte, ihm anfänglich schmeichelten, so boten doch die besondern Verumständungen, unter welchen die Einladung erfolgte, unserm Joggi vielfachen Stoff zum Nachdenken. Wie kam der allzeit so haushälterische und umsichtige Ätti dazu, ihn, und gerade ihn, auf Reisen zu schicken, bei dieser vorgerückten Jahreszeit, bei den drängenden Feldarbeiten? War der Ätti nicht ein geschworener Feind alles Müßigganges und aller kostspieligen Vergnügen? Und wer konnte seine Neuthaler mehr lieben und ängstlicher hüten, als er? Und Ross' hatten sie ja genug, besonders jetzt, da das Jüdle auf Ättis Geheiß den Klebmattfuchs gekauft hatte — —

Und Joggi kam zum Schlusse: Man will mich um jeden Preis vom Heiraten abbringen. Der Müller ist gedungen, es mir auszureden. Daher die Reise ins Welsche — — Aber ich geh' nicht ins Welsche! Ich laß mir nichts ausreden; bin doch nicht so sehr Kind, daß man mich am Narrenbändli ums Wirtshäusli herumführen kann — — Ja, ja, am Sonntag reis' ich allweg aus, allein nicht nach Mongfaggo und auch nicht nach Schindung!*) Früh morgens, eh' sie auf sind, geh' ich einen andern Weg — —

Und Joggis Antlitz verklärte sich beim Gedanken an ein Wiedersehen mit seiner vielgeliebten Käthri! —

Tags darauf, am Charfreitag, predigte der Herr Pfarrer-Dekan vom Leiden und Sterben des Weltheilands. Und er erhob seine Stimme und sprach:

„Ja, die Kinder, welche das vierte Gebot mißachten, die verraten unsern Herrn Jesum, gleich Judas Ischariot; der Sohn, der in seiner Verstockung und Verblendung meint, er sei gescheidter als sein Vater und brauche sich nicht um dessen Segen zu kümmern, der sich vermißt, seine eigenen trotzigen Wege zu wandeln, der geißelt und kreuzigt seinen Heiland aufs neue! Und ein solch' pflichtvergessenes Kind soll sich nimmer beklagen wollen, wenn ihn dereinst die wohlverdiente Strafe trifft, die zeitliche und ewige — —"

Der alte Wyniger nahm sich schmunzelnd eine Prise, und er mochte wohl denken: „Dieß war schon eine Ankenballe wert!"

Die Leute, Alt und Jung, glotzten spöttisch nach unserm Joggi hin, als wollten sie sagen: „Merk's, Narr, das war auf Dich gemünzt!" —

---

*) Schindung = Chindon.

Joggi aber hätte vor Scham und Ärger in den Erdboden kriechen mögen. Alle Andacht, die er sonst bei der Grablegung und den Trauerzeremonien zu empfinden pflegte, war mit einmal wie weggewischt. Er mochte kaum den Schluß der kurzen Messe abwarten und schlich sich vorweg zur Kirche hinaus, als befürchtete er, von einer fanatischen Rotte ebenfalls gegeißelt oder gar gekreuzigt zu werden, um seiner Liebe zur Käthri willen!

Zu Hause angelangt, überraschte er seinen Bruder Dursli, wie derselbe sich von der Vroni das wunde Haupt mit einem frischbeschmierten Lappen umwickeln ließ. Dann sprang der Junge wieder eilends die Treppe hinauf, nicht ohne Joggi einen jener Blicke zuzuwerfen, von denen sieben ein Roß töten.

Von der obligaten Charfreitagsspeise, Kirschbrei und Kartoffeln, aß Joggi trotz seines angestammten Appetites und des vorausgegangenen strengen Fastens nur sehr wenig. Sein Herz war voll zum Zerspringen. Ohne das Dankgebet abzuwarten, ging er hinaus und begab sich ins Häuschen nebenan, zu seinem einzigen Freunde und Vertrauten, dem Scheuberklausi. Da saßen die beiden Eheleutchen bei ihrer magern Suppe und sahen trotz ihrer Armut so überaus friedsam und glücklich drein; und hatten die helle Freude an ihrem Büblein, wie das so „witzig" essen und mit dem großen runden Löffel so mutig auf den Tisch schlagen konnte, und lauschten jedem Wörtchen und wiederholten es wohl dutzendmal und lachten so lustig, so glückselig — — Und daheim, in Wynigers Haus, herrschte bei all' dem Reichtum, bei dem großen Überflusse nur Habsucht und Lieblosigkeit und Neid! Diesen zwei Leutchen hatte niemand das Lieben und Heiraten gewehrt, denn ihre Eltern besaßen keine großen Bauerngüter, die nicht zerrissen werden durften!

„'s macht schön Wetter heut', gelt Joggi!" sagte Mareili.

„Ja!" antwortete Joggi. Er hoffte, sie würden auch von seiner „Geschicht" anfangen, nach dem Befinden des Käthri fragen und nach dem Stand seiner Heiratspläne; er hätte so gerne sein lieb- und gramerfülltes Herz ausgeschüttet und Trost und guten Rat entgegen genommen. Doch die beiden schwiegen beharrlich. Das verdroß Joggi sehr und er machte sich mit kurzem Gruße davon.

„Die sind auch wider mich!" dachte er und seufzte tief.

Das Mareili aber sagte zu seinem Manne:

„Ich säh's eigentlich lieber, wenn der Joggi diese Zeit über nicht zu oft in unser Haus käme; weiß man ja, wie die Sachen stehen bei 's Wynigers drüben. Der Alt' könnte meinen, wir täten Joggi aufreisen, und kündet uns am End' das Kapital und Dir die Arbeit!"

„Meinetwegen soll er künden!" fuhr Klausi auf, „frag' gar nichts darnach! Auf solch gutes Unterpfand krieg' ich Geld überall! Und das Häuschen und das bißchen Hofstatt kriegt der Wyniger doch nicht, so sehr er auch darnach zahnet — nein, bei Gott nicht, so lang' ich noch ein Glied rühren kann! Und wie sie's dem Joggi machen, 's ist 'ne wahre Schand', meiner Seel'! Ich nehm' gar kein Blatt vor's Maul und sag's, wo ich will!"

Und Klausi warf den Löffel trotzig weg, erhob sich und ging fort, an seine harte Arbeit.

Des hohen Charfreitags wegen durfte heute nicht „im Herd" (im Erdreiche) gearbeitet werden. Des Wynigers Knechte erhielten daher Weisung, den großen Baumgarten zu säubern, d. i. Steine, Moos und Gezweige sorgsam zusammen zu rechen. Joggi bespannte den Bännenwagen, um das Gesammelte abzu-

führen. Es kamen die Hühner, angeführt vom mutigen Haushahn, um im aufgelockerten Boden nach Würmern zu suchen; die Enten und Enteriche watschelten dem Teiche zu, um zu baden; auf dem nahen Faulbirnbaum schnäbelten zwei Staare; die Hausschwalben holten sich Moos und Federchen, um damit ihr Brautgemach frisch und wohnlich auszuschlagen; das Storchenpaar auf der Mühlenscheuer klapperte und tat so vertraulich; und der Täuberich auf dem Waschhausdache umgirrte sein Täubchen so beharrlich — — — Joggi hatte, wie er da bei den Rossen stand, alle Muße, diese Vorgänge in der Natur des genauesten zu beobachten. Er hatte dies alles schon oft und oft gesehen, ohne sich dabei etwas zu denken. Heut' aber kam's ihm in Sinn: die Vögel in der Luft, die Tiere des Waldes, jedes Geschöpf Gottes, so da kreucht und fleugt und schwimmt, sie alle dürfen sich lieb haben. Nur ich und die Käthri nicht, die wir doch mehr wert sind, als das unvernünftige Getier, bloß weil ich in einem reichen Bauernhause geboren worden und noch ein hoffnungsvolles Brüderlein hab', namens Dursli — —

Es kam der protzige Bachstelzenbauer, sein Firmpathe, mit einem Fuder Dünger dahergefahren. Bei der Einfahrt in die Hofstatt hielt er die Pferde an und rief:

„Joggi, komm', los' (hör') ein bißchen!“ Und die Tabakpfeife in den andern Mundwinkel schiebend, sagte er in hochmütig-herablassendem Tone: „Joggi, da mit dem Heiraten verbindest Dir allweg den letzen Finger, denk' dran! Lass' das gelten, die ganze Familie müßt' sich ja schämen! Denk', ich sei nicht auf den Kopf gefallen und versteh' die Sach' besser als Du: folg' dem Ätti und lass' die Sach' gelten, so rat' ich Dir! Hü!“

„Es ist doch nimmer zum Aushalten!“ eiferte Joggi bei sich selbst. „Hat sich denn alle Welt verschworen, alle Vettern und Basen, vom Entlebuch bis ins Elsaß hinunter, um mir die Käthri zu verleiden? Aber ich will's ihnen schon zeigen!“ — Und er knallte mit der Peitsche so laut und zornig, daß die Rosse hinten und vornen ausschlugen und schier nicht mehr zu bändigen waren.

Abends begab er sich frühzeitig zu Bette, konnte aber, das erstemal in seinem Leben, keinen Schlaf finden. Schlimme Zweifel und bange Ahnungen begannen in seinem arg- und sorgenlosen Herzen aufzusteigen, und es überkam ihn ein Kleinmut, der mit der tapfern Gesinnung von heute nachmittags gar sehr kontrastirte.

„Was kann ich eigentlich erzwingen“, dachte er, „wenn alle wider mich sind? Und daß alle wider mich sind, das seh' ich ja deutlich: der Ätti, der Dursli, der Müller, die Vettern und Basen, das ganze Dorf, die halbe Welt! Selbst der Götti geht mir ängstlich aus dem Weg', so oft ich bei ihm Rats holen will — — Was kann ich erzwingen, ich einfältiger, ungeschulter Kerl, ohne Erfahrung, ohne Rat und Beistand, ohne Geld? Sie werden mich verfolgen bis auf's Blut und mir allerlei Hindernisse in den Weg legen auf Schritt und Tritt, daß ich nicht mehr weiß, wo aus und an — — Und wenn der Ätti und sie alle doch Recht hätten, daß ich bereits zu alt und auch zu einfältig wäre zum Heiraten — — — Und wenn es wirklich wahr wäre, daß die Käthri eine solch herrschsüchtige und böse ist und mich nur des Geldes wegen nähme, wie die Leute ihr nachreden — —?“

„Ach“, seufzte er, „ist denn keine einzige treue und aufrichtige Seele auf der ganzen weiten Gotteswelt, der ich mich

vertrauen und die ich befragen könnt', ohne gehöhnt oder verraten zu werden? Meine Schwester Lisebethli? Abah! Ihr Mann, der Müller, hat ja offenbar Partei gegen mich genommen; was sollte denn das schwache Fraueli, auch wenn es wollte, zu meinen Gunsten ausrichten können! Der Pfarrer? Der hat mich heut' vor der ganzen Kirch' bloßgestellt und hergenommen — o, es war ein Graus und eine Schand', ja eine tiefe Schand' für einen, der bis zum dreißigsten Altersjahr keine einzige Kinderlehr' und keinen Beichttag versäumt — — Wenn nur die Käthri da wär', daß ich mit ihr über die Sach' nochmal reden könnt'! Doch die ist fort und kommt nimmer! Sie wird mich einfältigen Burschen bald genug vergessen und einen andern liebgewonnen haben, der mehr Kurasch hat als ich — — Sie läßt mich traurig im Stich, obwohl sie sich's gut denken kann, wie arg man mir zusetzen wird — — Schreiben? Ja, wenn ich ihr dies alles in einen Brief aufsetzen könnt'! Aber ach, soweit hab' ich's in der Schule leider nicht gebracht! Und wer sollte mir einen schreiben wollen? Der Schulmeister? Ja, die Schulmeisterin wär' just die recht', die sagte es allen Leuten von A bis Z! Und der Scheuberklausi, der kann auch bloß den Namen schreiben, gleich ich! Auch wär's ja wohl schon zu spät zum Schreiben, morgens schon Samstag — und bis Dienstag will sie Bescheid wissen — — Und ich kann zu keinem Entschlusse kommen, weiß von Stund' zu Stund' weniger, was ich tun und beginnen soll — —

„O ja, doch, ich weiß schon, was beginnen! Ich füg' mich halt ins Ättis Willen und bleib' ledig — — Was soll ich anders tun, wenn mir niemand raten und helfen will? Dann werd' ich endlich Ruh' bekommen vor den Leuten — — Und es wird auch so Gottes Wille sein — —“

Von der unverschlossenen Nebenkammer her ließ sich ein lautes, gedehntes Gähnen vernehmen und einer der Knechte sagte:

„Hans, wie spät mag es sein? Mich däucht, es fang' schon ein bißchen an zu tagen — — Mir hat's just geträumt, ich hätt' tausend Dublonen geerbt in lauter Gold! Herrgott, das wär' schön! Gelt Hans? Dann wollt' ich so gut leben, wie Gott in Frankreich!"

„O, der Narr!" dachte Joggi schier grimmig; „die tausend Dublonen besitz' ich ja, vielleicht noch mehr, und bin doch der ärmste Tropf weit und breit, ärmer als der ärmste Knecht, dem man doch sein Lieb nicht vergönnen tut! —"

Am Charsamstag nachmittags führte Joggi das junge Handroß in die Schmiede; das tänzelte so lustig nebenher und machte die übermütigsten Seitensprünge; sein Lenker aber schaute so düster drein und blickte weder nach rechts noch nach links.

Auf der Schulter trug Joggi ein neues Ochsenjoch und sagte zum Schmiedemeister:

„Ihr sollt' es heut noch beschlagen, wenn's möglich sei, hat der Ätti gesagt! Wir müssen es nächste Woche gebrauchen, zum Ackern."

Es waren mehrere Bauern da, mit Pferden und allerhand Ackergerät, das reparirt werden sollte. Unter ihnen der Schneider Fink; er hatte sein loses Maul mitgebracht und eine Hacke ohne Öhr.

„Aha!" rief der Schneider, das Joch mit seinen dürren Fingern betastend, „aha, ein neues Joch? Dies ist gewiß dasselbe, welches Dein Ätti, Joggi, letzten Montag beim Wagnersepp bestellt hat? Ein starkes muß es sein, hat er

befohlen, ein hartholzernes, um den widerspenstigen Joggi darein zu spannen, sonst könnt' er's zerreißen, hihihi! Er will scheint's Dich und den großen Entlebucher Ochsen zusammenwätten (einjochen) und dem Dursli seine vielen Äcker mit Euch pflügen. Und der Dursli bekommt eine neue Peitsche, damit er Euch tüchtig klöpfen kann: Hü Rämi, hü Joggi — hihihi! Und ein Stück Brot kriegst dann auch und eine Handvoll Salz, wie ein anderer Büffel auch, wenn brav ziehst! Schmied, schweiß' das Beschläg gut, daß es lange hält, hihihi." — —

Das sagte der boshafteste und spottsüchtigste aller Finken vor allen Leuten; und die Leute stießen sich mit dem Ellbogen an und kicherten überlaut. Joggi war ganz rot geworden vor Scham und Zorn!

„Mußt eineweg nicht höhn werden, Joggi!" fuhr der Schneider begütigend fort, „es war nur Spaß, was ich sagte — — Aber — ein Ochs' bist doch und ein Esel dazu, daß Dir das Joch und die Peitsche gefallen lässest! Das sag' ich, der Schneider Fink!"

„Ja, und ich sag's auch!"

War das nicht der Schmiedemeister selbst, der, neben Joggi an der Feilbank stehend, diese Worte halblaut murmelte? Er, der erste und geachtetste Mann der Gemeinde?

Joggi stand ein Weilchen unbeweglich und sprachlos da, wie eine Bildsäule, und nur die immer mehr sich erweiternden Äuglein und der schier verhaltene Atem verrieten, daß in seinem Hirnkästlein etwas Seltsames, Ungewöhnliches vorgehe — — Dann ergriff er das nebenanstehende, verhängnisvolle Joch mit beiden Händen und schwang es mit solcher zorniger Gewalt über die scharfe Kante des Amboses, daß es mitten

entzwei brach und der eine Stumpf prasselnd in das alte Eisen fuhr! Das andere Ende aber, so er in Händen hielt, schleuderte er in die lohende Glut der Feueresse.

„So!“ sprach er, „dies Joch ist kaput, und das andere zerreiss’ ich auch — kannst’s dem Ätti sagen, Schneiderli!“

Und er verließ ohne weitern Gruß die Schmiede.

„Das Roß!“ rief ihm der Geselle nach, „das Roß! Wie muß das beschlagen werden?“

Joggi kehrte sich nicht mehr an die Frage. Ohne umzublicken, ging er in den Ochsen, um rasch nach einander zwei Schoppen Wein zu trinken — das Ochsenbäbeli traute seinen Augen kaum — dann kehrte er nach Hause zurück.

Daselbst stieg er gleich in seine Kammer hinauf, warf sich eilend in den Sonntagsstaat, ergriff Hut und Knotenstock und verließ, ohne sich von jemanden zu verabschieden, das Haus. Bloß zur Vroni, die, das Küchengeschirr scheuernd, beim Brunnen stand, sagte er:

„Kannst dem Ätti sagen, wenn er nach mir frägt, ich sei fortgegangen, ins Niederamt — — Wann ich wiederkomm’ — ich weiß es nicht!“

Fünftes Kapitel.

Die beiden Schwäger.

Es war Montag Abends, als Joggi von seinem Kiltgange heimkehrte.

Vom nahen Bühl her klang das helle Jodeln und Jauchzen der Geißbuben, des Muttidursen Melker sang seinen Kühen

ein lustiges G'sätzlein um's andere vor, beim Entenbrunnen schäkerten und kicherten die Buben und Meitli. Joggi aber war's weder um's Singen noch um's Lachen. Käthris Hand war er sicher; allein nun galt es, die vielen äußerlichen Schwierigkeiten, welche sich ihrer Verheiratung entgegenstellten, aus dem Wege zu räumen: des Ättis Widersetzlichkeit, die Abneigung der Verwandten, der Mangel einer geeigneten Heimstätte und der erforderlichen Subsistenzmittel. Denn daß die Liebe, auch die inbrünstigste Liebe, nicht vor Hunger schützt, das spürte Joggi gerade selben Abend. Nach dem vierstündigen Marsche däuchte ihn, er möchte etwas genießen, ein währschaftes Abendbrot, je mehr wie lieber. Und schlafen, wo? Von all' den Lichtlein links und rechts, nah und fern, so aus Stube und Küche und Stadel in die dichte, neblige Finsternis hinausleuchteten, war keines, das ihn zu froher Einkehr einlud, keine Türe, die sich ihm gastlich auftat. Denn in seines Ättis Hause, das fühlte er, war seines Bleibens nimmer. Auch alle seine Verwandten unterstützten die Ansicht seines Ättis, waren gegen ihn eingenommen. Alle? Möglich, daß der Hohlwegbauer, sein Ohm, eine Ausnahme machte. Das war der Einzige, der des Ättis Zorn nicht fürchtete, der Einzige auch, den der Ätti gewissermaßen scheute und respektirte. Sollte Joggi sich an den Ohm wenden? Unschlüssig blieb er am Eingange des engen, dunkeln Gäßchens, das zu des Ohms Gehöfte führte, stehen. Da kam ein Trupp Dorfbuben singend und lachend daher gezogen, Joggi wollte sich ihnen nicht zu erkennen geben; hurtig bog er in das Gäßchen ein, und gleich befand er sich vor dem alten, strohbedeckten Geburtshause seiner seligen Mutter. Im Stalle wieherten, Hafer verlangend, die Rosse und aus dem dunkeln Hinter-

grunde der Scheuer näherte sich ein brennendes Laternchen; es war die Magd, welche die Schweine besorgt hatte und vor dem großen, fremden Mann erschrocken stehen blieb.

„Ich bin's!" sagte Joggi, „ist der Ohm zu Hause?"

„Ja," antwortete die Magd, „ich denk', er ist in der Stube. Komm', ich will Dir zünden, 's ist gar finster und holperig im Hausgange." Dann fügte sie leise und zutraulich bei: „Gelt, Joggi, Du kommst von der Käthri? Seh' Dir's an den roten Backen an — —"

Der Ohm, ein alter hagerer Mann, war damit beschäftigt, beim matten Schein des Kienfeuers eine Pferdehalfter zu flicken. Er sah den Eintretenden erst groß an, dann sagte er ziemlich freundlich:

„Na, ist's Dich, Joggi? Bist schon lange nicht mehr bei uns gewesen, bin Dir noch das Trinkgeld schuldig für die Tannenfuhre; es war mir ein großer Dienst, denn seither hätten wir's wohl nicht mehr gekonnt, wegen dem schlimmen Weg. O, das Bauen bringt mich noch untern Boden, Joggi! Wär's nicht wegen den Buben, ich hätt's schon längst aufgesteckt. Aber nimm doch Platz, Joggi, da auf der Kunstbank!" — Und er rief in die Küche hinaus: „Lene, komm', 's ist Besuch da!"

Die eintretende Bäuerin guckte, die Hand über das Licht haltend, dem Gaste neugierig ins Gesicht:

„Aha, der Hochzeiter — Gottwilchen! Kommst gewiß, uns zu laden, he? Oder bist nicht Hochzeiter, ist das Geschwätz' nur erfunden, Joggi? Setz' Dich doch! Und den Stock leg' weg und mach' Dir's bequem — so! Und nun, was lebt die Käthri? Ist sie bei ihren Leuten? Denk' wohl! Ja, das hat einen Lärm abgesetzt in Euerm Hause, letzten

Samstag Abend, als sie vernahmen, Du seiest dem Meitli nachgangen — all' Leut' haben davon geschwatzt! Und der Ätti ist gestern, am heiligen Ostertag, in keiner Kirche gewesen vor lauter Zorn, und der Dursli habe auch so wüst über Dich getan, über alle Maßen, berichteten unsre Buben. Sie hatten halt fest darauf gerechnet, Du habest Dich darein geschickt und die Käthri schon halb vergessen und 's Heiraten auch!"

Der Bauer hatte inzwischen seine Flickarbeit vollendet, er legte die Hornbrille beiseite, nahm eine Prise und sagte, sich vor seinen Neffen hinstellend:

„Und wer weiß, Joggi, wer weiß, ob Du nicht lieber dem Ätti gefolgt hättest. — — Nicht, daß auch ich Dir das Heiraten verbieten möchte, bewahr'! Allein, so dreinzuschießen, als würd's morgen schon verboten, das war ja nicht notwendig. Und 'ne Magd, als gäb' es keine Bauerntöchter mehr, reiche und hübsche, die die Finger lecken würden nach 's Wynigers Joggi — das, aufrichtig gesagt, hat mir nicht scheinen wollen. Ich, an Deiner Stelle, Joggi, hätte mich noch ein Weilchen besinnen mögen —".

„Es ist alles ausb'sinnt!" unterbrach ihn Joggi mit schier erschreckendem Ungestüm — „es ist alles ausb'sinnt, heim geh' ich nimmer! Und wenn man mich die Käthri nicht heiraten läßt, so geh' ich in Krieg und lass' mich totschießen — je eher desto besser — — B'hüt Euch Gott, Ohm; von Euch hätt' ich das nicht erwartet, nein, gewiß nicht!"

Er griff eiligst nach Hut und Stock und schritt rasch der Türe zu. Ohm und Base aber wehrten ihm den Ausgang, und ersterer sagte:

„Tu' doch nicht so dumm, Joggi! Sollst nicht gerade aufbrennen wegen dem bißchen Meinung, bös' war's ja nicht

gemeint! Und wenn Du von dem Meitli, der Käthri, durchaus nicht lassen kannst — und ich seh's schon, das sitzt Dir bereits zu tief im Herzen drinn — nun, so ist es allweg das Best', Du tust heiraten, so bald möglich! Und da Du nicht heim willst zum Ätti — und ich selbst könnt' Dir's unter diesen Umständen nicht raten — so kannst ja einstweilen bei uns bleiben. Haben gottlob zu essen genug und zu schaffen auch — — Und ganz auf die Gass' kann Dich Dein Ätti keinesfalls stellen. Meine Schwester selig, Deine Mutter, hat ihm einen schönen Batzen eingebracht, mehr als der Grobian — verzeih' mir's Gott! — eigentlich verdiente — — — Ja, Du darfst es jetzt auch wissen, er benahm sich grob gegen das arme, gutmütige Weibervölkli — ich hab's ihm zwar verzogen, und sie wird's auch getan haben, denn sie ist im Himmel, gewiß — —"

Es überkam den Bauer eine Rührung, daß ihn seine Frau verwundert anguckte. Er schritt die Stube auf und ab und fuhr dann fort:

„Wie gesagt, Joggi, Deinen Anteil Muttergut wird er Dir nicht entziehen können. Auch der Götti wird Dich nicht vor den Kopf stoßen, selb glaub' ich nimmer. Und Dir zu lieb und zu Diensten will ich mit Deinem Ätti noch ein apartes Wörtlein reden gehen; mich wird er nicht fressen, deß' bin ich sicher! — Jetzt aber, Mutter, sput' Dich mit dem Kochen, der Joggi wird wohl Hunger haben nach der langen Reis'!"

Schon Tags darauf, zwischen Licht und Dunkel, begab sich der Ohm zum Wynigerbauer. Der saß in der Ofenecke und brütete finster vor sich hin. Beim Eintritt seines Schwagers schaute er erst verwundert auf, gleich aber verzog sich seine Miene zu grimmigen Falten und er sagte spöttisch:

„Bist Du's, Christe? Ein seltener Besuch, fürwahr! Kommst gewiß wegen Joggi?"

„Ja, wegen dem komm' ich," entgegnete der Hohlwegbauer gelassen und setzte sich, ohne erst eine Einladung abzuwarten, ebenfalls auf die Ofenbank.

„Ja, ja, hab' mirs schon gedacht!" fuhr jener fort. — „Hast dem Bub' Unterschlupf gegeben in Deinem Haus', damit er mir besser trotzen kann, nicht wahr? Und nun, da ich die Schand hab', wirst Dich an meinem Zorn weiden, mir die Haut über den Kopf abziehen helfen wollen, he? Ich soll gewiß das G'schöpf, die vornehme Sohnesfrau, ins Haus nehmen und mich noch fein hübsch bedanken für die große Ehr', und mich untertänig vererküsiren wegen dem groben Wort, gelt? Ich soll ihr das Stübli einräumen, ich selber aber ins kalte Gaden hinaufziehen — oder wie habt Ihr's zusammen ausgemacht? Nimmt mich sehr Wunder! Oder soll ich gleich auf den Kirchhof zügeln? Ja, das wär' halt das Best'! Dann könnte die junge Madam' gleich erben, und ihre Bettelleut' daheim könnten sich sofort hinter den Reichtum machen, gelt, Christe?"

Und er spuckte zornig aus und begann dröhnenden Schrittes die Stube auf und ab zu schreiten.

„O, ich merk' es gut," fuhr er fort, „ich merk' es sehr gut: Die Bauern im ganzen Dorfe platzten schon längst schier vor Neid und Ärger, daß ich so aufgekommen, daß mein Gut sich vergrößerte von Jahr zu Jahr, dieweil sie faul auf dem alten Fleck, im alten Dreck sitzen blieben. Daß nun der dumme Bub' heiraten will, ein Bettelmensch, das ist ihnen ein gefundenes Fressen! Da reiben sie sich die Händ' vor Vergnügen und lachen ins Fäustchen und blasen von allen Seiten ins

Feuerchen, damit es hoch auflodere und unser Haus verzehre; setzen alles daran, Lüg' und Aufhetzung, auf daß das Gut, welches die Alten mühsam zusammengehaust, elendiglich zerrissen werd' und die Jungen, meine Buben, ebenfalls werden, was sie sind, Schuldenbauern oder gar Lumpen. — — Das ist ja der Grundsatz der Neuen, der Revoluzer: Gleich machen, Teilen! Ja, teilen möchten sie, diese Hungerleider-Patrioten! Die großen Bauerngüter teilen, wie sie's im Franzosenland getan und wie's ja hier auch geschehen ist mit den Staatskassen. — — Was Jahrhunderte lang heilig gewesen, Religion und Eigentum, möchten sie mit einemal umstoßen. Glaub's schon! Sie würden dabei nichts verlieren. — — Und Du, Christe, gehörst auch halb und halb zur neuen Partei, hängst Dich dem Schmied an die Kittelfecken und meinst, weil er so scheinheilig schwatzen kann, er sei ein zweiter Messias! Hast geschwiegen, als man uns Großbauern die vier Klafter Burgerholz, die wir vor den Kleinen voraus hatten, wegstahl, hast geschwiegen und schließlich Ja geblökt wie ein Schaf — Alles nur ihm, dem Schmied zu Gefallen, der die Ungerechtigkeit durchzwängte. — — Und grad dieser Schmied ist es gewesen, der den Joggi zumeist aufgereiset vor allen Leuten und dem Faß den Boden eingeschlagen! Ich hab's vernommen, ich vernehme alles, mehr als mir lieb ist. — — Aber dem rußigen Fötzel, dem scheinheiligen, will ich's gedenken, zähl' er darauf!"

Und er ballte die gewaltigen Fäuste und rollte die Augen, als wollt' er den Racheakt gleich vollziehen gehen.

Der Hohlwegbauer hatte den zornigen Erguß seines Schwagers ruhig angehört. Ja er hatte sich derweilen gemächlich die Pfeife gestopft, und nun da der Tabak richtig Feuer gefangen

und der messingene Deckel zugeklappt war, entgegnete er in gelassenem Tone:

„Hör' mal, Wernet, mit Eifern und Wüsttun läßt sich die Sache nicht besser machen. Mir wenigstens brauchst keine Vorlesung zu halten; ich und Du haben halt zu alte und zu harte Köpf', als daß wir uns zu dieser oder jener politischen Meinung mehr bekehren lassen. Bin auch nicht hieher gekommen, um mit Dir über Politik und die Revoluzer zu streiten; ich komm' einfach wegen Joggi. Und Joggi ist weder ein Schelm noch ein Revoluzer, sondern ein braver, stiller und häuslicher Bursche, wie's keinen brävern gibt im Dorfe. Sonst ginge ich auch keinen Schritt weit zu seinen Gunsten und tät' 's Maul nicht auf, nein gewiß nicht! Allein, eben weil er ein solch' gutmütiger, braver Kerl ist und mein Schwesterkind, so komm' ich zu Dir — na, brauchst nicht halb so aufzubrausen, Schwager! Darfst's nur sagen, und ich geh' sofort. — — Also — was wollt' ich sagen? Für's Erste mußt wissen, daß ich Joggi nicht aufgereiset. Wie mich kennst, Schwager, ist's 'ne Schand, daß so etwas denkst! Hab' ihn seit der Fastnacht mit keinem Aug' gesehen und von seiner Liebschaft wußt' ich just so viel oder noch weniger als die Katze da. Nächte nun kam er zu mir und sagte, daß er sich eher anwerben lasse und geh' z'Krieg, als daß er länger so bleib' —"

„So hättest ihn gehen lassen!" fiel ihm der Wyniger polternd ins Wort.

„Hast auch noch ein Herz im Leib', Wernet, und Verstand, daß so etwas sagst? 's ist Dein Kind, der Joggi, so gut wie die andern! Hat sein Lebenlang geschafft und gehaust und sich brav gehalten und keinen Schimpf verdient, noch grobe Art. Und daß er sich nun einmal das Weiben

in den Kopf gesetzt — es mag Dir freilich ungelegen kommen und Dich sehr verdrießen, ich begreif's! Meintest halt, es müsse alles beisammen bleiben. Aber bist nicht dumm, Wernet, daß Dich so arg kränkst? Dir den Kopf verstoßest und übel machst dessenthalb? Hast Du nicht mehr als genug, um flott zu leben, und der Dursli, wird der nicht einst eineweg reich genug, selbst wenn Joggi heiratet? Meine beiden Buben —"

„Deine Buben gehen mich nichts an," entgegnete der Wyniger ärgerlich, „lass' Deinen Hof zerreißen in tausend Stücke, wenn Dich gelüstet! Für den Deinigen ist's kein Schad'!" fügte er boshaft hinzu.

„Das sind Grobheiten, Schwager! Aber ich will sie nicht achten; denn Du weißt vor Täube nicht, was red'st. — — Ich aber muß zum Ziel kommen: Joggi will und wird heiraten. Und Du, Wernet, mußt ihm etwas herausgeben, Land oder Geld, damit er sein Auskommen gründen kann."

„So —? Hab' mirs doch gedacht, Du kommest wegen dem. — — Er mag also nicht warten, bis ich die Augen zutu'? O, keinen roten Heller soll er kriegen vor der Zeit! Und dann — hm! Warum nicht gleich das Weibergut angreifen? Die tat ja so stolz, als wär' ganz Mahren ihr eigen, oder als hätt' ihr der reiche Merian zu Basel eine Million testirt — — das schnippische, großmäulige Bettelmensch!"

„Hör', Wernet", fuhr der Hohlwegbauer fort, „geschehenen Dingen muß man z'Best reden, heißt ein altes Sprüchwort. Joggi hat nun einmal an der Käthri sein Wohlgefallen gefunden. Ich selbst hab's ihm auch ausreden wollen; allein so gutmütig und einfältig er in andern Stücken auch ist —

in diesem Punkte zeigt auch er seinen harten Wynigerkopf. Und willst Du ihm nichts herausgeben, so werden ihm fremde Leute helfen müssen. Und dann hast Du die Schand'! Ja, die Schand', Wernet; denn was glaubst wohl, was die Leut' Land auf vom reichen Wynigerbauern denken und halten werden? Lug', ich komm' nicht in feindseliger Absicht, sondern in guter Treu, glaub' mir's, Wernet! Und ich sag's noch einmal: Du darfst den Joggi nicht mit leeren Händen ziehen lassen."

Gesenkten Hauptes, keuchenden Atems und die geballten Fäuste in die Wamstaschen gestemmt, schritt der Wynigerbauer die Stube auf und ab, von Zeit zu Zeit zornige, knurrende Laute ausstoßend. Erst als er von der Hausflur her das Trappeln der Knechte vernahm und den Ruf der Vroni, welche zum Nachtessen mahnte, blieb er vor seinem Schwager stehen und erklärte in schier feindseligem Tone:

„Wenn er's erzwingen will, so mag er's tun! Allein das Mensch und die Bettelwirtschaft mag ich nicht in der Nähe haben. Ich geb' ihm das Erlengut in Pacht. — — Dort mögen sie schalten und walten, werd' mich nicht bekümmern!"

„Das Erlengut in Pacht geben?" rief der Hohlwegbauer mit Entrüstung. „Das magere Land mit der elenden Behausung? Wo die Spatzen in der Ernt krepiren — da soll Joggi noch Zins geben? 's wird doch nicht Dein Ernst sein, Wernet —"

„So mag er's umsonst nehmen oder auch bleiben lassen, frag' nichts darnach! Und mit der Sach' plag' mich nimmer, Christen, hab' nun genug, zum Ersticken!"

Mit diesen Worten schritt der Bauer, ohne sich weiter um seinen Schwager zu kümmern und ohne Gruß in die

Nebenstube, die Türe hinter sich zuschlagend, daß das alte Getäfer erzitterte und die Vroni aus der Küche herbeigerannt kam, um zu sehen, was vorgefallen.

Der Hohlwegbauer nahm sich den unhöflichen Abschied nicht sonderlich zu Herzen; er hatte keinen bessern erwartet. Vielmehr freute er sich sehr, den harten, unwirschen Schwager doch noch unten gekriegt und dem Joggi eine ganz respektable Ehesteuer ausgewirkt zu haben.

Und als er nach Hause kam, sagte er zu dem ängstlich harrenden Neffen:

„So, Joggi!“ Morgens kannst zur Käthri gehen und ihr sagen, ich hätt' die Himmelspforte nun eingerannt, Ihr könnet heiraten! — Nun die Suppe, Mutter! Ich bin recht hungrig worden beim Schwager.“

Dann teilte er Joggi das getroffene Abkommen mit und riet, allsogleich zu heiraten. Denn wie er das Erlengut kenne, so verlange dasselbe viele, viele Arbeit, wenn es etwas abwerfen solle.

Während des Ohms Abwesenheit hatte Joggi mit Hülfe der Base seinen Sparpfennig gezählt: Es waren alles in allem dreiundfünfzig Gulden, fünf Batzen und drei Kreuzer.

„Mit dem Sümmchen wirst nicht weit kommen,“ sagte der Ohm. „Das Heiraten kostet Geld, oft mehr, als die ganze Geschicht' wert ist. Und Hausrat hast auch keinen, kein Schiff und Geschirr und keine Lebwaare! Besitzet beide nichts als vier gute Händ' und zwei hungrige Mäuler. — — Da wird man ihnen schon ein bißchen unter die Arme greifen müssen, was meinst, Lene? Die Käthri wird wohl nichts beizusteuern vermögen. — —“

Sechstes Kapitel.

Treuer Liebe Lohn.

Der Hohlwegbauer irrte sich. Die Käthri war ziemlich guter Leute Kind. Ihr Vater besaß ein zwar abgelegenes, aber wohl abträgliches Bauerngütchen. Dazu kamen freilich neun Kinder, vier aus erster, fünf aus letzter Ehe. Und da die Käthri, das älteste, sich aus mehrfachen Gründen mit der Stiefmutter nicht auf das beste vertragen konnte und Leute genug da waren zum Arbeiten wie zum Essen, so ging sie in Dienst; erst ein Jahr in die Mühle zu Spatzingen und dann die fünf und dreiviertel Jahre beim Wynigerbauer. Und sie hatte sich einen schönen Batzen zurückgelegt, an die hundertfünfzig Gulden.

Um den Leuten, vornehmlich aber dem stolzen aufbegehrerischen Wynigerbauer zu zeigen, daß seine Käthri keineswegs ein Bettelmensch sei, legte der sonst so knauserige Vater vor Zeugen gleich noch hundert Gulden bei; ein mehreres könne er dann auch noch machen, wenn's bessere Zeiten gebe. —

„Mit der Hochzeit mach's kurz, Joggi!“ mahnte der Ohm. „Mach's so kurz und billig als möglich! Lug', was an einem Tag mutwillig vertust, mußt hundert Tage bitter mangeln und büßen.“

Alles Bitten Joggis und auch der Käthri, er wenigstens und die Base möchten an ihrer Hochzeit teilnehmen, wies der Ohm freundlich, aber des bestimmtesten ab.

„Laßt's gut sein, Kinder!“ sagte er. „Deine allernächsten Verwandten, Joggi, werden sich abseits halten; sollen

dann wir, die entfernteren, ihnen z'Trotz mitgehen? Das schickte sich durchaus nicht. Mag Deinen Ätti nicht noch mehr und auf unnütze Weis' gegen mich aufbringen, ich würde dadurch nur Dir schaden, 's Feuerlein ist schon groß genug, brauchen nicht von neuem dreinzublasen. Auch bin ich viel zu alt und zu wunderlich geworden zu derlei Lustbarkeiten, tät Euch nur die Freud' verderben. Nein, nein, laßt das gelten! Ein ander Mal, wenn sich's schickt, ein Glas Wein mit Euch trinken, das wollen ich und die Mutter schon. Für diesmal aber bedank' ich mich allerschönst und wünsch' Euch Glück und Gottes Segen für all' Zeit!"

So feierten denn unsre Brautleute eine sogenannte stille Hochzeit, d. h. sie ließen sich bei den Vätern Kapuzinern früh morgens trauen — gegen seinen Ortspfarrer hatte Joggi eine Abneigung gewonnen, er konnte sie schier nicht überwinden —; darauf fuhren sie nebst „Vorknab" und „Vorbraut" ins Tobelbad, wo das Essen voraus bestellt war.

Es kamen aber noch mehr Hochzeitleute ins Tobelbad, eine große bunte Menge lustiger, lebensfroher Gäste. Die sangen und jubelten und tanzten in ungemessener Fröhlichkeit und unsere Leute jubelten und tanzten mit, d. h. die es konnten.

Joggi, der nie tanzen gelernt hatte, sah die von Freud' und Wein angeregten Leute nach dem Takte eines Orgelkastens bald anmutig, bald mit hinreißendem Ungestüme sich bewegen, strahlend vor Lust und süßer Minne! Und von all' den Tänzerinnen war seine Käthri die weit-, weitaus stattlichste und schönste, und er hörte, wie die Gäste sich zuraunten: „Eine teufeldolle Braut, eine hübschere find't man nicht!" — Da erfüllte sich sein Herz mit stillbeschaulicher Seligkeit, und da er vielen und guten Wein trank, so ver-

wandelte sich die Beschaulichkeit gar bald in laute Fröhlichkeit. Er lachte und scherzte und summte und brummte alle Lieder mit, bekannte und unbekannte, daß ihn die Käthri nicht genug anlugen und staunen konnte. Und als zu guter Letzt der Lang- oder Kehraus getanzt wurde, umfaßte Joggi in glücklichem Übermute seine Braut beim Nacken und stürzte sich mit derselben in den dichtesten Reigen und machte im Kreise herum die ausgelassensten Sprünge; es war so spaßhaft anzusehen, und die Käthri schüttete sich schier aus vor Lachen. Sie hatte es nicht für möglich gehalten, daß Joggi so lustig werden konnte!

Und als sie abends heimfuhren durch die stillen, heimeligen Dörfer des Gäu's, da begann Joggi hellauf zu jauchzen, ein über das andere Mal, so daß ihm endlich die Käthri mit weicher Hand den Mund verschloß und lächelnd sagte:

„Aber, Joggi, Du weckst ja die Leut'! Siehst nicht, daß sie schier allerwärts zur Ruhe gegangen!"

Dann kam der volle Mond und machte Pausbacken, als hätte er beim Abt zu St. Urban zu Nacht gespiesen; und er goß sein mildes Licht aus in reicher Fülle über Steg und Weg, über Felder und Matten, und sah auch auf die beiden Neuvermählten herab, die der kühlen Nachtluft wegen sich auf dem Wägelisitze innig umschlungen hielten und sich Dinge zuflüsterten, welche nur von den Engeln im Himmel gehört und verstanden wurden. Und die mächtigen Kirschbäume am Wege nickten so traulich, und der leise Abendwind spielte im Gezweige und schüttelte einen Blütenregen aus über die zwei sachte dahinfahrenden Glücklichen.

Siebentes Kapitel.

Die neue Heimat. — Flitterwochen.

Auf dem Bämplishubel, das wußten Jung und Alt, war es nicht geheuer. Im Walde, der seinen Scheitel bedeckte, nah' beim Hasenbrünneli, hatte vor Zeiten eine gräßliche Mordtat stattgefunden; der Vater erschlug in teuflischem Grimm sein eigen Kind und warf es den wilden Tieren zum Fraße hin. So stand es bis vor kurzem auf dem Kreuzlein zu lesen im „Grund". Hier auch pflegte der wilde Jäger zu rasten und seine kläffende Meute durch laute Hornrufe zu besammeln, zu gespenstiger Jagd durch die Wälder des Gäu's und des Borns.

Auf dem Bämplishubel war es nicht geheuer. Man hätt' es nicht meinen sollen! Denn einen schönern, feierlichern Hochwald gab es nicht weit und breit. Hundertjährige knorrige Eichen und mächtige schlanke Buchen hatten ihre zweig- und blättergeschmückten Arme traut ineinander geschlungen; in ihrem tiefen, lauschigen Schatten blühte stillverborgen Waldmeisterlein, spielte das Hasenjunge und huschte der Eidechs durch Heubeergesträuch und über moosiges Gestein; es sprang das Eichhorn sorglos und verwegen von Ast zu Ast, im Gezweige sang die Drossel, zur Sonne gewandt, ihr klangvoll andächtig Lied — man hätt' es nicht meinen sollen!

Und aus dem Bämpliskrachen, über Stock und Stein, sprang der junge Erlenbach freudig zu Tal. An seinen Ufern wuchsen schlanke Erlen und wucherte buntes, stacheliges Gesträuch, worin das Wisel und der Igel, der Zaunkönig und die Wasserstelze eine wohlgeschützte Wohnung fanden.

Unweit des Baches, am weidebesetzten Fuße des Hügels, stand ein einsames Bauernhaus. Zum weitaus größten Teile war es eine weitläufige, altersgeschwärzte Scheune, daran gebaut eine kleine Wohnung, deren schmale Fensterlein unter dem niedrigen Schindeldache neugierig hervorlugten. Der grüne, unbetretene Rasen des Hofes langte bis dicht vor die Türschwelle; vor dem Stalle, im Schatten eines krüppligen Hollunderbaumes, ergoß sich ein klares Brünnlein in den moosbewachsenen, ausgehöhlten Eichenstamm.

Das unscheinbare Haus war von drei Seiten, wohl zum Schutze gegen Wind und Wetter, von riesigen Nuß- und Wildbirnbäumen umgeben. Von der offenen Frontseite aber genoß man einen entzückenden Ausblick auf die weite, wiesenreiche Talebene, auf die aus einem Wald von Obstbäumen hervorguckenden Dörfer des Gäu's und die im Süden sich auftürmenden Alpen, vom blauen Rigi und dem finstern Pilatus bis hinauf zur schimmernden Montblanckette.

Ein schmaler Fahrweg führte in mannigfachen Windungen nach dem zehn Minuten entfernten Pfarrdorfe; damit man den Weg nicht aus den Augen verliere, war er beidseitig mit hohen Grünhecken und mächtigen Kirschbäumen eingesäumt.

Das war der Erlenhof, die neue Heimat Joggis und der Käthri.

Die Bauern des Dorfes, die weit mehr auf reellen Wert als auf landschaftliche Reize gaben, sprachen: „Es ist ein ung'freutes Heimwesen! Kalter, zäher Boden und wenig bebaut — Joggi und seine Frau werden sich nicht über Mangel an Arbeit zu beklagen haben. Es braucht viel Kurasch, um da anzugreifen! Und dazu der abgelegene Ort, wo Fuchs und Hase sich Gutnacht sagen. —“

Auch der Wynigerbauer selbst hatte das Gut nie besonders hoch geschätzt. Es war ihm in einem Geldstage wider Begehr zugefallen und trotz der geringen Beständnissumme betrachtete er es eher als eine Last. Kaum die Hälfte des ungefähr fünfzig Morgen haltenden Umschwunges befand sich in zeitgemäß kultivirtem Zustande; der übrige Teil bestand aus Weid- und Streuland. Vor Zeiten befand sich daselbst bloß ein großer Heuschober nebst Stallung, um das Futter an Ort und Stelle aufzuätzen. Später wurde auch eine Wohnung angebaut, groß genug, um eine kleinere Küherfamilie aufzunehmen. In den letzten Jahren war das Haus von dem alten Mathys und seiner stocktauben Frau bewohnt worden; als Entgelt hatte der Alte auf dem Gute den Feld- und Viehhüterdienst zu besorgen. Beide, der Mathys und seine Frau, waren seit letzten Herbst tot, und es befand sich kein legitimer Bewohner mehr im Hause, als ein alter menschenscheuer Kater, der beim ersten Besuche unseres jungen Ehepaares fürchterlich pfauchte und die feindseligsten Grimassen schnitt.

Und die Elstern, Krähen und Nußhäher, so in den Wipfeln der alten Nußbäume ihre Nester aufgeschlagen, schrieen es sich von Baum zu Baum: „Hast's gesehen, Gevatter, habt Ihr's gehört, Frau Gevatterin? Es sind neue Meistersleut' da, zwei junge stattliche Leut'!“ — Und der Kauz, der den sonnigen Maitag lichtscheu verträumt, wollte die Kunde nicht glauben, worüber sich die alte Elstergroßmutter sehr erboste und schrie: „'s ist 'ne Schand', die Aussag' ehrbarer Leute in Zweifel zu ziehen! Und nun, da Ihr den Rauch aufsteigen seht in der First und das Feuer knistern hört auf dem Herd — wollt Ihr immer noch nicht glauben, Herr Kauz?“ — Auch die Spatzen guckten neugierig zum Fenster hinein, wie

die Käthri wusch und scheuerte; und die Schwalben huschten immer wieder an der offenen Küchentüre vorbei und erzählten es weiter: „'s ist eine neue Hausfrau da, eine hübsche, flinke!"

Die junge Hausfrau aber jammerte:

„O, Joggi! Welch' ein Unrat. — — In drei Tagen bring' ich's kaum fertig, daß es wieder menschlich aussieht! Und wie niedrig die Stuben und wie eng die Küche. — — Und wie einsam es hier zu wohnen sein wird, auf einsamer Haide — ich wollt' schier, wir hätten das Geschenk nicht angenommen und wären auf ein hübsches Lehen gezogen!"

„Brauchen doch hier keinen Zins zu zahlen," tröstete Joggi. „Und ewig wird's auch nicht dauern; für einstweilen aber tut's es schon. — —"

„Für einstweilen tut's es schon!" Das war auch der Käthri ihr Trost.

Als aber die Räume rein gefegt, der neue Hausrat untergebracht und das blanke Geschirr auf dem Küchenschaft wohlgeordnet aufgepflanzt war, da sah doch alles mit einem Mal so wohnlich und behaglich aus! Und die Sonne lächelte freundlich durch die gereinigten runden Fensterscheiben und der Brunnen im Hofe plätscherte allerhand geheimnisvolle Dinge, und die Käthri mußte es sich gestehen: „Für stille Leut' ist das ein recht anmutiges Heim. — — Und wenn auch ein bißchen abgelegen — das ist kein Schaden; man bleibt den Leuten aus Weg und aus den Mäulern, und wenn sie den Joggi auch gar zu gerne aufweisen möchten, hier finden sie wenig Gelegenheit dazu — — Lieber hier wohnen als im Dorfe, mitten unter den geldstolzen, neidischen Bauern!"

Unsere Eheleute erfuhren es zur Genüge, was es heißt, mit leeren Händen einen Hausstand gründen. Ihre Erspar-

nisse sammt den hundert Gulden von Käthris Ätti hatten kaum zur Bestreitung der Hochzeitskosten und für Anschaffung des einfachsten Hausrates und der Feldgeräte hingereicht.

Nun sproßte zwar das junge Gras in seltener Fülle aus den umliegenden Matten hervor; Joggi aber besaß kein Vieh, um dasselbe aufzuätzen, keinen Wagen, um das Futter einzuheimsen!

Da zeigte sich der Ohm neuerdings als Helfer in der Not. Er lieh Joggi dreihundert Gulden, damit er sich zwei gute Milchkühe anschaffe. Auch schenkte er ihm einen alten Wagen, der noch gut genug sei, um auf dem naheliegenden Wieslande herum zu karren. Später, wenn Joggi zu Geld gekommen, könne er sich immer noch nach einem neuen umsehen.

„Dem Ohm sollst's nie vergessen, Joggi, was er an uns getan!“ sprach die Käthri gerührt.

Es war hohe Zeit, an die Bestellung der Frühlingssaaten zu denken. Ein ansehnlich Stück Weidland war auf Befehl des Bauern im Herbst zuvor aufgebrochen worden. Es war daher ein leichtes, den Hafer auszustreuen um so mehr, da der ungewöhnlich harte Winter den Boden ordentlich gelockert hatte.

Ein Gemüsegarten war nicht vorhanden; es mußte erst einer umgespatet werden, und zwar vor der Südfront des Hauses, so wollte es die Käthri haben. Das war bei dem wilden, zähen Boden ein hartes Stück Arbeit. Dann wurden in kleinen und großen Beeten Rüben und Möhren, Kraut und Spinat, Bohnen und Erbsen, Hanf und Flachs, Mohnsamen und Zwiebeln und allerhand Küchenkräuter gepflanzt. Und es war ein Vergnügen, zu sehen, wie das in kürzester Zeit keimte und sproßte und üppig gedieh.

Auch Kartoffeln wurden gesetzt und zwar von der neuen Sorte, welche der Ätti gesendet hatte, und die so groß gedeihen sollten gleich batzigen Wecken.

Da keinerlei Lebensmittel vorrätig waren, so mußte man sich während der Flitterwochen mit den einfachsten ländlichen Speisen, als da sind: Milch, Haferbrei und Kartoffeln begnügen. Unserem Joggi war es dabei freilich zu Mute wie den Israeliten, als sie von den Fleischtöpfen Ägyptens weg in die Wüste gezogen und Tag für Tag keine andere Table d'hote hatten als schmackloses Manna und magere Heuschrecken. Als er jedoch gewahrte, wie herzhaft und lustig seine liebe Käthri in die rauhe Kost einhieb, da mochte auch er nicht zurückbleiben.

Am Himmelfahrtsfeste ging die Käthri zu den Ihrigen auf Besuch. Und als sie Tags darauf zu dem ängstlich harrenden Joggi heimkehrte, da trug sie auf dem Kopfe einen hochaufgebauschten Korb. In dem Korbe staken ein halb Dutzend junger Leghühner nebst einem hochmütigen Güggel. Das gackerte und gluckste zum Verwundern.

„Nun werd' ich Dir auch dann und wann ein Eierbräuse bereiten können", sagte die Käthri zu ihrem Eheherrn. „Hast mich schon längst frei gedauert, Joggi, wie Du so hart werken mußt bei der rauhen Kost!"

Die Hühner gewöhnten sich sehr schnell an ihre neue Heimat. Nicht so die junge Katze, welche des Scheuberklausen Mareili eines Tages, da es z'Stubeten kam, mitbrachte. Die sprang, sobald der Deckel des Armkörbchens ein bißchen gelüftet wurde, wildscheu heraus, durch das geöffnete Schiebfensterchen ins Freie, und die verdutzten Weiber konnten es sehen, wie sie in langen Sätzen wieder dem Dorfe zueilte. — „Schau, schau, die Hexe!" rief das Mareili ärgerlich.

Die Käthri ließ sich nicht gereuen, der Freundin einen kostbaren Kaffee zu bereiten.

„Nun mußt mir endlich sagen, Mareili, wie der Pfarrherr unsere Hochzeit verkündet hat. Hab' schon mehr denn einmal davon munkeln gehört, allein niemand will recht mit der Sprach' heraus. — — Auch die Hohlwegbase nicht; sie sagt, sie hab' just einen Hustenanfall gehabt selbmal in der Kirche und auch sonst kein Acht gegeben. Sag's, Mareili, ich will's haben, ich lass' Dich nicht zur Stube hinaus: Hat er uns nicht titulirt? Nicht ehrbar verkündet?"

So drang die junge Frau in ihre Freundin, bis diese endlich gestand: „Nein, er ist grad durchgefahren. — —"

Damals war es nämlich noch Sitte, daß bei öffentlichen Eheverkündungen dem Bräutigam das Prädikat „ehrbarer Jüngling", der Braut „ehr- und tugendreiche Jungfrau" vorangesetzt wurde. Solche aber, bei denen der Seelsorger besondere „Umstände" voraussetzte, gingen der Titulatur verlustig oder, um mit Mareili zu sprechen, der Pfarrer „fuhr grad durch"; ein Vorkommnis, das sehr geeignet war, die fromme Kirchgemeinde wesentlich zu erbauen. —

„Was?" rief die Käthri mit voller Entrüstung, „was, der Herr hat mir den Schimpf angetan? Mir und Joggi, die meiner Seel' vor den Altar getreten sind, wie vielleicht kein anderes Paar seit Jahr und Tag! Kein Wunder, kein Wunder, haben mich die Leut' so frech angeguckt und die Köpf' zusammen gesteckt, wo sie mich nur erblickten. — — Allein dem frommen hochmütigen Herrn Pfarrer, dem Vollmond, dem Freßwanst, will ich's anstreichen, daß er daran denkt, wie er einem armen, braven Meitli Ehr' und guten Namen gestohlen! Ja gewiß! Heut' geh' ich noch hin, gleich

auf der Stelle, und sag's ihm auf den Tätsch heraus, grad wie's mir ins Maul kommt!"

Mareili hatte große Mühe, die erboste Freundin soweit zu besänftigen, daß sie den Besuch im Pfarrhause auf eine gelegenere Zeit zu verschieben versprach.

„Mußt dem Pfarrherr die Unbild eigentlich nicht zu hoch anrechnen," sagte Mareili, „er wird sich den Bären wohl haben aufbinden lassen. Die Leut' haben dies und das geschwatzt und gemunkelt, wie's eben geht, wenn ein Meitli unter der Zeit den Dienst verläßt. Vielleicht, daß die Vroni, und der Wyniger selbst —"

„Ja, der Wyniger selbst, der Unflat, hat das dem Pfarrer gesteckt!" unterbrach sie Käthri in Zornestränen ausbrechend. „Der hat alles Schlechte von mir gedacht und gesagt! Er sollt' sich schämen ins blutige Herz hinein. — — Aber es soll ihm einst vor's Bett kommen, wie er an Joggi gehandelt und an mir!"

„Mußt nicht so reden, Käthri!" entgegnete Mareili sanft, „er hat seine Fehler, wie andere Leut' auch. Und er wird sich über kurz oder lang mit Euch aussöhnen, wenn er sieht, wie Ihr hauset und brav seid. Man muß im ehelichen Leben über manches hinweg sehen lernen; da kann man nicht aufbündeln wie zu ledigen Zeiten, da ist man angebunden, angebunden an den Mann und auch an die Verhältnisse. Lug', meine Schwiegermutter, die mochte mich anfangs gar nicht leiden. Du weißt ja, Käthri, wie sie mir tat die erste Zeit! Ich aber hab's ihr nicht vergolten, hab' ihr gegenteils flattirt hinten und vornen — es war ja dem Klausi seine Mutter, — und am Ende hat sie auch mich liebgewonnen und ich sie; und als sie starb, hat's mich dauert, ich kann's nicht sagen!"

So sprach die wackere Taglöhnersfrau, und schließlich versprach Käthri, die öffentliche Beleidigung ungerochen zu lassen.

„Mit der Zeit," tröstete Mareili, „werden die Leute schon einsehen, wie unrecht und boshaft ihr Urteil gewesen."

Die vielen Arbeiten in Haus und Feld und die täglichen Sorgen ließen der Käthri auch keine Zeit zu längeren schmerzlichen Betrachtungen.

Es wurden ein paar Ferkel angeschafft. Nun erst, als die Schweine im neuerrichteten Stalle grunzten, fühlte sich Käthri als Bäuerin.

„Zeitig im Herbst werden sie fett sein," sagte sie, — „was willst wetten, Joggi? Milch haben wir ja genug und Rüben und Kraut auch für die Mast. Dann hat die Fasten ein End' — freust Dich nicht auch, Joggi?"

Ja, Milch hatten sie in Hülle und Fülle und Käthri konnte allwöchentlich eine ansehnliche Ankenballe bereiten. Das Pfund galt nahezu zehn Kreuzer, und aus dem Erlöse konnten füglich die Haushaltungskosten bestritten werden. Auch ein Kalb wurde aufgezogen, und das wuchs wie ein Rohr.

Es kam die Heuernte und brachte mehr Futter, als man bei dem verwahrlosten Zustande des Erlenhofes erwarten durfte.

Der Joggi, wann sich kaum das erste Morgenrot auf den Spitzen der Alpen zeigte, schwang schon die scharfe Sense, daß der Tau funkelnd aufspritzte und die Wachtel, jäh aufgeweckt, angstvoll aufflog.

Dem Joggi nach mähte die mannsstarke Käthri; die Sensen schwirrten in gleichmäßigem Takte, Schwade reihte sich an Schwade. War die Zeit um, so begab sich Käthri nach Hause, molk die Kühe, und eh' vom Dorfe her das Meß-

glöcklein erscholl, konnte sie Joggi schon zum Frühstück rufen. Wenn dann der Herr Gemahl den geleerten Haferbreitopf mit dem großen runden Löffel noch vollends auskratzte und letztern mit der Zunge rein leckte, sagte sie lächelnd:

„Däucht's Dich gut, Joggi? Mich auch! Dafür hab' ich diesmal die Milch nicht abgerahmt, mußt wissen!“

Als die Hitze zunahm und gar zu arg wurde, erlaubte sich unsere junge Bäuerin ab und zu auch einen Kaffee; mit zwanzig Bohnen suchte sie auf's Mal auszukommen.

Das Worben des Grases, das Wenden, Aufrechen und Zetteln des Heues machte sich leicht; wie spielend streiften die beiden fleißigen Leute mit Gabel und Rechen über die Matten hin. Dann bestieg Käthri den Wagen und bald hätte sie es mit dem ziemlich schwierigen Heuladen, dank den sehr kompetenten Weisungen Joggis, mit dem erfahrensten Mäder aufnehmen dürfen.

War draußen Feierabend, mußten noch die Kühe besorgt und auch die Sensen gedängelt werden für den kommenden Morgen. Darauf pflegte sich Joggi noch ein Weilchen auf die Bank vor dem Hause auszustrecken, um die erhitzten Glieder vom Abendwinde abkühlen zu lassen. Und die müden Augenlider senkten sich immer mehr, die unvermeidliche Tabakspfeife entfiel seinem Munde, — dann mahnte wohl die Käthri:

„Joggi, geh' lieber gleich ins Bett! Dort ist Dir wöhler, als hier auf der harten Bank. Will nur noch die Erdäpfel schälen, dann komm' ich nach!“

Unter den mannigfachsten Arbeiten verstrichen Tage und Wochen. Die Felder prangten im goldenen Ährenschmucke. Auch auf dem Erlenhofe gab es ein ordentlich Stück Winterfrucht zu schneiden, herrliches, weißes Mutzkorn.

„Hab' letzten Herbst, als ich da pflügte und säete, nicht gedacht, daß wir Zwei ernten würden," bemerkte Joggi lächelnd; und er schlug die Sichel an zu fröhlichem Schnitte.

„Es wird nun die Deinen genug reuen," bemerkte die Käthri. „Mich wundert's nur, daß der Herrgott die Frucht so schön hat ausreifen lassen dürfen, für uns Fötzelleut'! Oder daß man sie nicht vorweg genommen und uns die Stoppeln gelassen. — — Nimmt mich wirklich Wunder!"

Auf den schönen, trockenen Sommer folgte ein trüber, nasser Herbst.

Joggi wußte aus Erfahrung, wie schwer Grund und Boden des Erlengutes zu bebauen war, selbst mit des Ättis starken Gäulen und dem vielen Gesinde. Wie sollte er nun das Feld bestellen, da ihm bloß zwei Kühlein als Zugkraft zur Verfügung standen?

Das gab ihm viel zu sinnen; und eines Tages beim Frühstücke ließ er die Bemerkung fallen:

„Wie wär's, Käthri, wenn ich den Ätti um die Ross' fragen ließ, nur auf zwei Tage, für den Neubruch?"

Da tat die Käthri aber sehr aufgebracht; sie schleuderte den Löffel auf den Tisch hin und sagte:

„Nein, das tust mir nicht, Joggi, bei Leib und Sterben nicht! Eher lass' ich mich selbst vor den Pflug spannen! 's Studentli ging letzten Sonntag nach der Kirch' bei mir vorbei, ohne Wort noch Gruß, und schnitt dabei ein hochmütig Gesicht, als wär' er ein Prinz und ich die Frau eines landfremden Kesselflickers. Er kannte mich nicht mehr, denk', Joggi! Und der Alt' hat's den Diensten verboten, von uns zu reden. — — 's ist die reine Wahrheit, was ich sag', die Hechlerin lügt nicht! Ja, Joggi, lug' mich nur an: Ich will

Dir folgen in allen Stücken, wenn Du's haben willst — allein eher ging' ich bei den fremdesten Leuten, von Tür zu Tür betteln, als daß ich's zugäbe, daß Du den Wynigerbauer um den kleinsten Dienst angehst! So, würd' es heißen, kommst schon mit dem Bettelsack? Hast aufgehaust mit Deiner schönen Frau? Bist mit der Nase am Hag an, und nun sollen wir helfen? 's Studentli gar, das hat ja wegen Deiner Heirat nicht mehr auf die Klosterschul' faullenzen gehen können, und wir sollen's nun entgelten!" — —

Solche Reden taten Joggi sehr weh. Über den Ätti namentlich hörte er nicht gerne schelten. Es war doch sein Ätti! Und, den Vorgang bei seiner Verheiratung abgerechnet, hatte er von ihm zeitlebens kein eigentlich böses Wort erhalten. Im Gegenteil, der Ätti hatte ihn stets ordentlich lieb gehabt, freilich auf seine eigene, barsche Weise. — — Und mit der Zeit wird er sich mit den neuen Verhältnissen aussöhnen, ganz gewiß! Wer weiß, ob er's insgeheim nicht schon getan und nur auf den ersten Schritt wartet, um diese Aussöhnung zur Tat werden zu lassen? Dieser erste Schritt aber ist ihm nicht zuzumuten, der gebührt dem Sohne, der ihn gewissermaßen vor den Kopf gestoßen. — —

So dachte und hoffte Joggi. Und seit Wochen schon hatte er es sich überlegt, wie er und seine Käthri diesen ersten Schritt zur Aussöhnung am besten tun könnten, etwa durch einen persönlichen Glückwunsch am Namensfeste oder einem andern gelegentlichen Besuch. Auf eine Demütigung seinerseits wollte er es gerne ankommen lassen, wenn nur der Ätti wieder gut gestimmt werden konnte. Und mehrmals schon war er im Begriffe gewesen, seine Frau mit diesem seinem Gedankengange vertraut zu machen, stets aber war ihm der Mut wieder entsunken.

Es wäre auch eine Sünde gewesen, die junge Frau geflissentlich zu beleidigen. Denn sie verrichtete, trotz der unfreundlichen Herbstwitterung, die schwersten Feldarbeiten mit eisernem Fleiße, daß Joggi däuchte, ein Weibsbild sollte es nicht aushalten können. Freilich sagte sie oftmals, wenn sie spät abends zu Joggi in das traute warme Stübchen trat:

„So, jetzt wär's in der Küche auch aufgeräumt. Deß bin ich froh, denn ich bin müde wie ein Postgaul. — — Aber ich schaff' gern, schaffen wir ja für uns, für uns allein, gelt Joggi? Und alles, was wir verdienen, ist lauter Gewinn! Der Anfang war auch gar zu schwer; mit der Zeit, wenn wir gesund bleiben, wird's schon besser gehen."

Und Joggi mußte ihr Recht geben.

Er mußte ihr Recht geben, in allen Stücken. Denn sie verstand in Haus und Feld alles so gut zu beurteilen und anzuordnen, weit besser, als er selbst, da er sich zu Hause fast ausschließlich mit den Rossen und dem Ackerwerk abgegeben. Und sie konnte so gut sein! Wie oft hatte sie ihm abends, wenn er sich müde auf die harte Kunstbank hingestreckt, ein weiches Kopfkissen untergeschoben, wie manchen Eiertätsch gebacken oder Kindsbrei, seine Leibspeise, bereitet, um ihn in guter Stimmung zu erhalten und mit den ungewohnten Verhältnissen auszusöhnen! —

Der allzeit hülfsbereite Ohm hatte auf ein paar Tage seine zwei großen Ochsen geliehen. Und endlich, nach langer Mühe, war die Herbstsaat bestellt und, was der Sommer in reicher Fülle hervorgebracht und der Herbst gezeitigt, eingetan.

Eigenes Getreide im Speicher, eigenes Futter auf der Bühne, die duftige Fülle; der Keller mit Gemüse aller Art

angefüllt, bis hinauf ans Gewölbe, zwei fette Schweine im Stalle — sollte dieser Segen nicht erfreuen?

„Gelt, Joggi,“ sagte die Käthri, „gelt, das hättest nie geglaubt, daß wir's so weit brächten, die kurze Zeit? Die Leut' sollen nun kommen und uns bespötteln, wie sie's taten den Sommer über; der Mattedursli, der rote Hellkasper, Dein Vetter Wasserstelzemann mit seinen hochmütigen Weibsbildern! Sie sollen kommen und sehen, was uns das „Raren“ und „Schinden“ eingebracht. — — Doch werden sie sich wohl hüten, auf den Erlenhof, zu uns mindern Leuten zu kommen, der Wynigerbauer könnt's ja vernehmen und es ihnen nachtragen!“

Und als sie auf die Martinikilbi ein Schwein schlachteten und der Metzger beteuerte, ein solch' fettes und schweres sei kaum im ganzen Dorfe zu finden, da warf die Käthri ihrem Manne einen Blick zu; und dem Metzger schenkte sie ein Glas köstlichen Birnbranntwein ein, das letzte, das sie besaß.

„Soll ich auch 'ne Hamme herausschneiden für den Pfarrherrn?“ frug der Metzger.

„Ja, Sepp, schneidet eine extra große heraus!“ befahl die Käthri. — „Ich werd' sie dann dem Hohlwegvetter bringen. — — Und in die Würst tut Rosinen und Nelken, und auch den Zucker spart nicht, daß sie gut werden. — — Lug', Joggi, wie das Seiten sind! Und Rippli und Schäufeli! Und erst diese Kinnbacken — an dem Ung'schlecht allein werden wir beide einen halben Winter zu zehren haben. Und das Mareili soll auch etwas kriegen: den Bluthund und ein Granggelbein und ein paar Würst' — 's ist eine solch' treue, gute Seel' und hat Jahr aus und ein kein besseres Mümpfeli zu essen. Ja, ja, das Mareili und der Klausi sollen sich ebenfalls freuen!“

Seit ihrer Verheiratung waren die beiden wenig unter die Leute gekommen.

Wohl ging die Käthri je den andern Sonntag zur Kirche; beide zugleich durften es, der Abgeschiedenheit des Hauses wegen, nicht wohl tun. Dann aber hatte der Gottesdienst bereits begonnen, und wollte sie rechtzeitig, das ist zur Bereitung des Mittagsmahles, wieder zu Hause sein, so durfte sie das letzte Weihwasser ebenfalls nicht abwarten. Ein einziges Mal nur — es war am Fronleichnamstage — hatte sie Joggi als Garkoch funktioniren lassen. Kaum jedoch hatte sie die Hälfte des Heimwegs zurückgelegt, roch sie den Braten schon von weitem. Sie kam just dazu, wie Joggi mit der scharfen Kelle die verkohlten Reste der dürren Schnitze und des Schweinsschäufeli aus dem erhitzten Kochtopfe kratzte und dabei eine solch' klägliche Miene schnitt, daß sie laut auflachen mußte.

Sie hatten, wie gesagt, die Tage auf dem Erlenhofe so einsam zugebracht und sich bei all' der harten Mühe sozusagen kein Vergnügen, keinen guten Bissen gegönnt, nicht einmal eine ordentliche Sichleten. Sollten sie sich nun, da die Feldarbeiten beendigt und alles so wohl geraten war, nicht auch ein Freudentäglein erlauben? Gewiß! Den nahenden Winter über konnte von Ausgehen schon nicht mehr die Rede sein. Zudem war dieses und jenes: ein fettes Schwein, ein zeitiges Kalb und der Hafer zu verkaufen; ohne Einladung aber kamen auf den entlegenen Erlenhof keine Käufer. Also beantragte die junge Bäuerin: Es seien alle Vorkehrungen zu treffen, damit der bevorstehende Langenbacher Martinimarkt mit Glanz und Würde besucht werden könne. Joggis Zustimmung war eine freudige, rückhaltlose.

Achtes Kapitel.

Gestörte Jahrmarktsfreuden.

Die junge Erlenbäuerin wünschte, wieder einmal unter die Leute zu kommen.

Sie flocht ihr mächtiges Haar in zierliche Zöpfe, wusch Gesicht, Hals und Nacken abermals mit Seifen- und Milchwasser, bis die Haut rein erglänzte. Dann zog sie die Sonntagsjüppe an mit den neusilbernen Haften dran, und die neuen Nestelschuhe, und setzte die Hochzeitshaube auf mit den handbreiten flatternden Bändern. Und vor ihr, in der Fensternische, saß Joggi und guckte sie an, und sagte sich's neuerdings, ein schöneres Weib, als seine Käthri, gebe es nicht auf Erden! — Darauf mußte auch er sich einer genauen Musterung unterwerfen. Der stahlgraue Kittel saß ihm vortrefflich; der steifgeplättete Hemdkragen wurde noch um einige Zoll hinaufgezupft, das schwere, schwarzseidene Halstuch kunstgerecht geknotet und das Haupthaar schön glatt über die schmale Stirne herabgekämmt. So gewährte Joggi ein überaus behäbiges Aussehen. Das schwere Silberbeschläg seiner Maserpfeife — ein Geschenk seiner Schwester Lisebethli — hatte er mit Holzasche glänzend gescheuert, und als er sie in den Mund gesteckt, war deutlich zu erkennen, daß man nicht etwa nur einen Taglöhner, sondern einen richtigen Bauernsohn vor sich hatte.

Die Hüterin des Hauses, des Scheuberklausen Mareili, kam endlich an; sie hatte, da der Klausi auf die Arbeit gegangen, das Büblein mitgebracht. Und nachdem die Käthri den Küchenschrank geöffnet und die zu verwendenden Lebensmittel

vorgezeigt, auch die Verhaltungsmaßregeln nochmals wiederholt und gute Pflege des Viehes anbefohlen, konnte die Marktreise angetreten werden. In gehobener, fast feierlicher Stimmung schritten sie in den hellklaren, frischen Novembermorgen hinaus.

Um sich in der Welt Anerkennung zu erzwingen, genügt es nicht, ein gutes Gewissen unter dem Brusttuch zu haben, man muß dazu ein bißchen keck auftreten.

Wie die Käthri an der Seite ihres, die Menge schier um Kopfeslänge überragenden Ehemannes daher geschritten kam, ehrenfest und kühn dreinblickend, da hörte sie es wohl, wie man sich links und rechts zuraunte:

„Sind das nicht die Leut' ab dem Erlenhof? Ein fermes Paar, fürwahr! Sie ist eine b'sunderbar dolle, hübsche Person, das muß man bekennen; und der Joggi wär' eigentlich ein Narr gewesen, hätt' er sie nicht genommen!" —

„Ein bißchen mager ist sie doch geworden", meinten andere; „doch soll man sich nicht wundern, haben die beiden diesen Sommer über ja gewerket wie die Ross'. —"

Hier in der Fremde begegneten ihnen die Leute weit freundlicher und zutraulicher als zu Hause; als hätte der Bann, den der gefürchtete Wynigerbauer seiner Umgebung aufzuzwingen gewußt, über die heimische Gemarkung hinaus jede Wirkung eingebüßt. Selbst die dicke stolze Stadelhofbäuerin ließ sich zu einem freundlichen Gruß herab und sagte:

„Das ist recht, Frau, daß auch einmal zu Markt gehst! Darfst Dich schon sehen lassen — — Und hast's wohl verdient, daß Dir Joggi einen guten Schoppen zahlt!"

Und die Ölerin bat, sie möchte ihr doch bei der Auswahl von Leinenzeug behülflich sein; sie, die Käthri, verstehe das gewiß aus dem Fundament.

Nachdem Wollgarn, einiges Küchengeschirr und dem Joggi eine neue Zipfelmütze eingekauft waren, däuchte Käthri, es wäre nun Zeit, ein Glas Wein und etwas Warmes einzunehmen, die Bise wehe doch ordentlich scharf aus dem Aargau herauf und seit dem Frühstücke sei's schon eine schöne Weil'.

So steuerte denn Joggi mit seiner Herzliebsten mitten durch die dichte wogende Menge dem altrenommirten Lindenwirtshause zu.

Im Lindenwirtshause war große Not. Die weite Gaststube und die daran stoßenden Gelasse vermochten die erquickungsbedürftigen Gäste nicht zu fassen. Die armen Kellnerinnen konnten kaum mehr zu Atem kommen und wußten nicht, wo sie zuerst Bescheid geben sollten, so sehr wurden sie angerufen, gezerrt und gezupft.

Freunde und Bekannte streckten Joggi das gefüllte Glas entgegen; auch gegen die Käthri taten sie gar freundlich: „So, so! schön, schön, daß Ihr auch z'Markt kommt, tätet ja am End' gänzlich versauern in Eurer Einöde droben. Schad', daß kein Platz ist, müßtet Euch zu uns setzen!"

Nein, es war kein Platz mehr zu finden, Joggi mochte gucken über die Tische hinweg, wohin er wollte. Am letzten langen Tische, dicht neben der Herrenstubentüre, gab es Bewegung. Zwei Bauern standen auf und begaben sich fort. Dort saß auch der Roggliswyler Säutreiber und er winkte Joggi und rief: „He! Kommt nur hieher, da gibt's Luft — — Und tut Bescheid! Und wie geht's denn, Jakobus, in der neuen Heimat? Meiner Treu, ich wollt' es dem Nazi schier nicht glauben — es war am Verenamarkt, und wir fuhren durchs Dorf — daß Ihr geheiratet seiet; und aufs Erlengut gezogen! Recht so, hab' ich zu meinem Nazi gesagt,

recht so! Bessere Leutle konnten nicht zusammenkommen, unter der Sonne nicht! Beide groß und gesund und gschafferig und brav und anschicklich, kenne sie schon lange, seit vielen Jahren. Und mit dem Meitli hat der Joggi das große Gewinnlos gezogen, das sag' ich, der Lättjoggeli! Er hätt' ein Bauerntöchterlein heiraten können, so ein Modenditti, wie's heutzutag' viele gibt und die nicht einmal wissen, ob man den Säuen das Salz aufs Schwänzlein streut oder es in die Tränke tut und vom Pflanzen und Kochen und Hausen so viel verstehen wie ein Müller vom Beten. Mit dem Meitli aber, 's ist ein Staatsmeitli, wird's der Joggi viel weiter bringen, hab' ich zu Nazi gesagt; denn die kennt das Bauern, alle Arbeiten drinn' und draußen aus dem ff. Oder ist' nicht so, Fraueli? Nun trinken wir noch eine Halbe zusammen, und dann müßt Ihr mitkommen und sehen, was ich für schönen Fasel draußen hab'! Da hab' ich noch drei Stück', halbgewachsene, die schönsten im Kräuterbuch, ich geb' sie Euch um einen Spottpreis, sozusagen um nichts, aus lauter Freundschaft. Topp, Fraueli, wir wollen sie anlugen, nicht wahr? Darf nicht länger da sitzen bleiben."

„Erst wollen wir etwas essen", erwiderte die Käthri lächelnd. Und die vorbeieilende Kellnerin bei der weißen Schürze zupfend, befahl sie: „Suppe, Fleisch und Gemüs', für uns zwei! Und 'ne Halbe Sechsbatzigen, gelt Joggi?" Sie gewahrte erst jetzt, daß auch des Hansen Bäbeli nebst ihrer stocktauben alten Mutter am Tische saß. Und als ihr Zwischenmann, ein dicker Bernbauer, sich entfernt hatte, rückten sie nah zusammen, denn die Käthri mochte das lustige und brave Mädchen vor allen andern gut leiden.

„Habt Ihr schon gegessen?" fragte sie.

„Ja", antwortete Bäbeli, „Rindfleisch und Sauerkraut".

„O wenn ich nur auch Sauerkraut kriegte", sagte die Käthri lebhaft; „ich fühl' ein Gelüsten darnach, ich kanns nicht sagen!"

„So?" fragte Bäbeli und guckte ihr lächelnd ins Gesicht. Und die Käthri wurde erst über und über rot und lachte dann mit.

Und es kam der Lindenwirt und grüßte freundlich nach rechts und nach links. Zu Joggi, der ihm wohlbekannt war, sagte er: „Na, wie gehts denn im Ehstand? Ist das Euer Weib? Ah potz Tausend! Da verwundere ich mich nimmer, daß Ihr deretwillen sieben Wänd' einranntet — — Grüß Gott, Fraueli! Also Ihr hauset jetzt apart, auf dem Erlenhofe? Da habt Ihr gewiß auch Hafer zu verkaufen? Könnte noch eine kleinere Partie brauchen, gute, schwere Ware, wie sie bei Euch herum wächst."

Mit wenig Worten ward man Handels einig. — Es sei sonst nicht sein Brauch, die Ware unbesehen zu kaufen, allein bei solch' braven Leuten mache er eine Ausnahme, meinte der Lindenwirt. Und als just die Kellnerin das Essen auftrug, schickte er das Fleisch in die Küche zurück mit dem Bedeuten, diesen Gästen da ein schöneres, saftigeres Stück zu bringen.

Da ist man geachtet, potz Tausend! dachte Käthri. — —

Die Mahlzeit war wirklich gut und der Wein nicht allzu sauer. Es kamen noch mehr Bekannte aus dem Heimatsdorf, Bauern, begleitet von Frauen oder Kindern. Auch der Ohm Hohlwegbauer nebst seinem Sohne Felix traten ein, und die hocherfreute Käthri ließ nicht nach mit Drängen und Rücken und Bitten, bis die beiden ebenfalls an ihrer Seite

Platz gefunden. Eine frische Halbe, diesmal Achtbatziger, wurde bestellt und links und rechts eingeschenkt. Es fing allgemach an zu warmen in der Stube, in den Köpfen und in den Herzen. Bäbeli's Schatz, der Schlosserfriedel, war unerschöpflich an lustigen Einfällen und Späßen; die Frauen kicherten und lachten schier in einem fort. Auch die Männer tauten auf; das Gespräch, erst noch über Vieh-, Futter- und Getreidepreise oder Krieg und Frieden handelnd, nahm allmälig einen leichtern und ungezwungenen Charakter an, man scherzte und trank, Männlein und Fräulein waren guter Dinge und es fehlte nicht viel, so hätte der lebenslustige alte Veitoni überlaut das Schneegänselied angestimmt und daß er es nicht tat, daran war lediglich seine böse Alte Schuld, die ihn unablässig mit den spitzigen Ellbogen stüpfte.

Eine ungewohnte, weichmütige Stimmung bemächtigte sich der Käthri. Heute, in dieser Stunde, hätte sie aller Welt, selbst dem Wynigerbauer alles erlittene Unrecht von Herzen verzeihen, ja letztern selbst um Verzeihung bitten mögen für den großen Verdruß, den sie ihm durch ihre Liebe zu Joggi bereitet, um Vergebung angehen mögen für die üble Meinung, die sie von ihm gehabt. Sie war entschlossen, ihm, dem Schwiegervater, beim ersten besten Anlasse das Opfer der Demut und der Unterwürfigkeit zu bringen, falls sie sich dadurch seine Verzeihung und Anerkennung, einen einzigen väterlichen Blick erkaufen könnte. — Ob er wohl auch zu Markt kommen wird?

„He, G'sundheit, Käthri!“ rief mit einem Mal der Ohm, dessen Bäcklein ebenfalls eine lebhafte Färbung angenommen. „Was studirst? Machst Kalender? Nix da, Kalender! Lug', wie Dein Joggi so verliebt und verwegen nach Dir hinschaut

— er möcht' gerne tanzen, was gilt's? Oder soll ich etwa einen wagen? Ja, wenn ich vierzig Jahr jünger wär', wollt' dann schauen, wer's am längsten aushalten könnt'! Nun aber — o jere! kann ich bloß noch mit Dir wetttrinken, also stoß an, zum Wohlsein, hübsche Base!"

„'s ist doch keine Narrethein,
Ein Gäuerbauer zu sein" —

sang nun doch der alte Veitoni und schlug mit dem Glase den Takt dazu, daß alle lachen mußten, d. h. alle diejenigen, welche es vor dem lauten Lärm und Gesumme der Gaststube hören konnten.

Käthri wollte just des Ohms Scherz erwidern, da rief dicht neben ihr eine bekannte weibliche Stimme:

„Grüß' Dich Gott, Joggi! Grüß' Gott, — Frau!"

Es war Joggis Schwester Lisebethli, welche, begleitet von ihrem Mann, dem Haldenmüller, unbemerkt herangetreten war. Der Müller betrachtete seine neue Schwägerin erst neugierig, dann mit augenscheinlichem Wohlgefallen, denn sie nahm sich neben seiner bleichen, schwindsüchtigen Frau vorteilhaft genug aus. Es wurde mit dem Glase Bescheid getan, und die feingekleidete vornehme Müllerin erzählte, sie sei nur ungerne zu Markt gekommen, ihr jüngstes Kind, das Theresli, sei so arg krank gewesen und auch jetzt noch kaum außer Gefahr; und wie kalt es heut' morgen war, so weit zu fahren u. s. w. Die Käthri hätte ihr um den Hals fallen mögen für die Freundlichkeit vor allem Volke! Und sie gab sich alle Mühe, um den beiden vornehmen Verwandten an ihrer Seite Platz zu verschaffen.

„Gebt Euch keine Mühe, Frau Schwägerin!" sagte der Müller. „Erst wollen wir zu Mittag speisen da im Stüble

drinnen; 's ist schon bestellt, für uns und den Schwiegervater. Haben uns verspätet bei einem Roßhandel — aha, da kommt er ja schon!"

Wirklich war es die dicke, vierschrötige Gestalt des Wynigerbauers, welche sich durch das Gedränge der Stube energisch Bahn brach. Ihm auf dem Fuße folgte sein sehr schlanker, hübsch geputzter Sohn Dursli. Der Bauer grüßte herablassend nach links und rechts; um in die Herrenstube zu gelangen, mußte er dicht neben unsern Leuten vorbeikommen. Joggi füllte sein Glas bis zum Rande und hielt es dem Ätti treuherzig hin, damit er Bescheid tue. Auch die Käthri hatte, sich erhebend, das ihrige ergriffen, um anzustoßen, ihr sonst so mutiges Herz begann schier hörbar zu klopfen.

Das Gespräch und der Lärm am Tische war mit einmal verstummt; alles schaute erwartungsvoll nach dem Bauer hin. Dieser ließ einen einzigen stolzen, harten und unversöhnlichen Blick über die Gesellschaft hinweg gleiten, und Joggis Glas mit rauher Geberde zurückweisend, sagte er in vorwurfsvollem Tone zu seiner Tochter: „Was tut Ihr da? 's ist Zeit zum Essen — kommt!"

Der Dursli aber lächelte hinter seinem Rücken so hochmütig und schadenfroh. — — Und gleich darauf waren sie durch die Türe der Herrenstube verschwunden, der Bauer, sein Sohn und der Müller.

„Muß ihnen wohl auch folgen," sagte die erschrockene Müllerin so freundlich als möglich, „denn mein Mann hat den Geldsäckel. B'hüet Euch Gott unterdessen und macht Euch lustig! Sehen uns heut' schon auch noch." —

Die Erlenbäuerin schien die freundlichen Abschiedsworte ihrer Schwägerin nicht mehr zu hören, alles Blut war ihr aus

den Wangen gewichen, ihr weitgeöffnetes Auge starrte unverwandt nach der Türe, hinter welcher die Männer verschwunden. Drauf sich zu ihrem Ehemanne wendend, rief sie mit ungestümer Geberde: „Fort, Joggi, wir wollen fort, sogleich!"

Alles Zureden des Ohms und der Tischgenossen, doch nicht so eilig zu tun, es werde ja gleich eine frische Halbe kommen, schien ihren Zorn nur noch mehr anzufachen: „In dem Wein' ist Gift!" rief sie mit rauher, heiserer Stimme und stieß das Glas weit von sich, so daß der Inhalt sich über den Tisch ergoß und ihre eigene kostbare Schürze benetzte. Sie raffte ihren Kram zusammen und stürmte so eilig hinaus, daß ihr der höchlich bestürzte Gatte kaum zu folgen vermochte.

Auf der weiten Hausflur angelangt, wandte sie sich rasch gegen Joggi um und sprach, den mächtig roten Regenschirm wie zum Schwure erhebend: „Fortan ist eine Kluft zwischen uns und denen da drinnen, kein Mensch vermag sie zu überspringen! . . . . Und eine Mauer, sie reicht bis zum Himmel hinauf, bis zur Hölle hinunter! Denk' dran, Joggi . . . ."

Geigentöne, lustige Tanzweisen drangen vom obern Stockwerke des Gasthauses auf die menschengefüllte Straße hernieder und klangen der Käthri wie Hohn in die Ohren. Und ohne all' die ausgestellten Marktherrlichkeiten eines fernern Blickes zu würdigen, enteilte sie dem Städtlein raschen Schrittes, und bald befanden sie sich auf dem wenig betretenen Fußpfade, der durch Feld und Wald des kürzesten nach Hause führte.

Neuntes Kapitel.

Die Kindstaufe.

Auf den denkbar garstigsten Winter folgte ein sonniger, wonniger Frühling.

Der vornehme Bämplishubelwald hatte ein prachtvolles hellgrünes Kleid angezogen, die hochstämmigen Buchen mit ihren mächtigen runden Kronen ließen den zutunlichen Sonnenstrahl nur sehr spärlich durchblicken, als hätten sie in ihrem dunkeln Schatten Wunder was zu verheimlichen.

Auch die hohen Nußbäume des Erlenhofes hatten bereits junges Laub und Blütenkeime getrieben, und ihre gefiederten Bewohner freuten sich dessen sehr. Eines Morgens aber krächzte die späh- und klatschsüchtige Elstergroßmutter: „Was sich im Hause da unten wohl zugetragen haben mag? Schon acht Uhr morgens und hellblinkender Sonnenschein, auf dem Felde handtiren die Bauern wie wild, während unsere Leute heute feiern! Am Ende schlafen sie gar noch, denn seht, dort am Stüblefenster ist der Vorhang gezogen. Das ist ja unerhört!"

Nun, Joggi wenigstens ist wach. Da kommt er mit einem mächtigen Armvoll dürren Scheitholzes vom Vorschuppen her, und unter der rußigen Küchentüre wartet seiner eine ältliche reinliche Weibsperson und nimmt ihm die Scheiter lächelnd ab.

Drinnen im dunkeln Nebenstüble befindet sich eine junge Wöchnerin. Neben dem mächtigen Himmelbette, in eine Zeine gebettet, ruht ein neugebornes Knäblein. Und über die sonst

so strengen Züge der jungen Frau ist zärtliches Mutterglück ausgegossen, und trotz der Warnung der Helfmutter kann sie sich nicht enthalten, immer und immer wieder nach dem schlummernden Säugling hinzublicken.

Folgenden Sonntags wurde feierliche Kindstaufe gehalten. Dem Götti Öler zu Ehren erhielt der kräftig zappelnde und laut schreiende junge Erdenbürger den Namen „Johannes".

„Ich selbst habe auch große Kinder gehabt", meinte die Gotte Hohlwegbäuerin, „dies Büblein aber übertrifft alles, was ich gesehen und gehört habe! Das wiegt sicherlich über zwölf Pfund, nicht wahr, Hebamme?"

Und die Hebamme stimmt bei.

Auf dem Erlenhofe waren alle Anstrengungen gemacht worden, um die Gevatterschaft bestmöglich zu bewirten. Der alte runde Tisch in der Stube ächzte schier unter der Last der Speisen, welche des Scheuberklausen Mareili ihm aufgebürdet. Da war ein sehr appetitlich aussehender, geräucherter Schinken nebst Schweinszunge und sauren Äpfelschnitzen, mit Zucker und Zimmet gekocht; ferner eine Platte Bratwürste mit Zwiebeln, sodann Küchle aller Sorten und von einer Güte, wie sie nur die Käthri zu Stande bringen konnte. Im warmen Ofenrohr harrte eine Schüssel Erbssuppe der Ankunft der Gäste, auf dem Tröglein aber, im Stübli drinnen, stand eine weitbauchige Strohflasche, gefüllt mit edlem Markgräfler, den sich Joggi zu diesem freudigen Anlasse vom Ochsenhans eigens hatte geben lassen.

Die Gäste taten denn auch gar nicht zimperlich, sondern aßen und tranken nach Herzenslust und würden guter Dinge. Auch die Wöchnerin setzte sich zu Tische und überließ sich, soweit die wohlerfahrene Hebamme es erlaubte, den Tafelfreuden.

Joggi lachte sozusagen mit dem ganzen Gesichte und wurde nicht müde, den Gästen nach jedem währschaften Schlucke das Glas zu füllen. Auch rauchte er heute wieder aus seiner silberbeschlagenen Festtagspfeife und zwar Sechskreuzer-Sterntabak, den er ebenfalls auf die Feier hin vom Krämerbartli gekauft hatte.

Man schwatzte über dies und das, über die Witterung, über die Feuersbrunst in Niederhausen, über den Viehpresten, die Hühner- und Schweinezucht; über Hochzeiten, Kindbetten u. s. f. Die Sonne begann, ehe man sich's versah, sich dem Weißensteine zuzuneigen. Die Gotte hatte schon mehrmals, wenn auch ohne Ungestüm, zum Aufbruche gemahnt; drum war es Zeit, den Kaffee aufzutragen, den duftenden Nidelkaffee nebst Eierküchle. Auch weißer Zucker lag auf grauem Löschpapier in reicher Fülle ausgebreitet, und der glücklichste aller Väter schien es recht eigentlich darauf abgesehen zu haben, den in der lebhaftesten Unterhaltung begriffenen Frauen ein Stück um das andere unvermerkt in die gefüllte Tasse zu schieben.

Die Hebamme wollte noch einmal nach dem Kinde sehen, dann sollte aufgebrochen werden. Da öffnete sich leise die Stubentür, und die spitzige Nase und die roten Äuglein der Franzosengrit wurden sichtbar.

„Grüß Gott!“ kreischte sie, „ich hab' zweimal angepocht, Ihr müßt es aber nicht gehört haben. Muß notwendig etwas ausrichten — oder stör' ich etwa?“

Ohne die Erlaubnis abzuwarten, war sie schon eingetreten. Ein einziger kühner, kundiger Blick ihres lüsternen Auges reichte hin, um alle die herrlichen Speisen auf Tisch und Ofenbank des genauesten zu mustern, und gierig langte sie nach dem gereichten, weingefüllten Glase.

„Denkt ja nicht, ich sei wegen dem gekommen“, sagte sie nach dem ersten herzhaften Schluck — „nein bewahr'! Doch will ich immerhin Bescheid tun — zum Wohlsein, Käthri! zum Wohlsein, Götti und Gotte, und allen insgesammt! Ah, das ist guter, küstiger Wein, potz Chirsibluft! Den spürt man bis in die kleine Zehe hinunter! Des Franzentonis Frau hat mir auch gegeben, als ich von ungefähr dort vorbeiging bei ihrer Kindstaufe; doch der war sauer wie Holzäpfelmost, und das kam daher, weil er sie so sehr reute; und die Küchle hatte sie geschwind mit dem Tischlackenzipfel zugedeckt. Ich aber dachte: Ich kenn' Dich schon, Du Geizkragen! Brauchst Deine zähen Schmierplätze vor mir nicht zu verbergen, sie täten mich ja würgen drei Wochen lang; und Dein Kind mag ich auch nicht sehen, wenn's so ein giftig G'fräß macht, wie Du, und ein so großes dummes Maul hat, wie der Toni, so behalt' es lieber hinter dem Umhängle! Ich wett' drauf, ihre Knechte bekamen selbigen Tag nicht einmal genug zu essen, geschweige ein besseres Mümpfele oder 'nen Tropfen Wein. — — Ja, der ist gut! G'sundheit, Götti! Aber was wollt' ich sagen? Ja, jetzt kommt's mir in Sinn: des Andresen Ammeili läßt Dich grüßen, Käthri; und es möcht' gern von Deinen Tschuppelhühnern haben, das heißt von Deinen Eiern zum Unterlegen; es will sie Dir zahlen oder zurückgeben, wie Du's lieber hast. — — Das sind herrliche Küchli, potz Blitz! Die sind mürb, und man merkt's gleich, daß den Anken nicht gespart hast und die Eier und den Zucker auch nicht; und daß kein Schweineschmalz drein getan hast, wie die Müllerin, die es reut, wenn eine Fliege auf den Mehlsack sitzt, und die, wenn sie ein gutes Werk tun oder eine unverschämte Sünd' abbüßen will, die Knecht' und

Mägd' drei Morgen fasten läßt! Allein sie mag geizen wie sie will, ihr Töchterlein kriegt dennoch keinen reichen Herrn und besäß' es so viele Dublonen als Laubflecken, das Sprenzeli! Und ihr Klausli — ja das wird mit der Zeit auch ein sauberes Kräutlein abgeben. — — Habt Ihr schon gehört von seiner Geschicht' — mit der Krebsanneliſe? G'sundheit Götti! Nun zeig' mir auch Dein Büblein Käthri — aha, da hat's die Hebamm' ja auf der Schoß! Aber nein, wie das ein schönes Kind ist! Und so frei und so witzig! Das schlägt schön seiner Mutter nach und dem Vater auch. Ja, das mag ich Euch gönnen, das hübsche Büble! Ich hab's zu des Baschikonrads Frau gesagt, erst heut' morgen: die Erlenkäthri ist eine hautentisch g'schafferige, häusliche und brave Frau und dabei gar nicht geizig. Und der Joggi ist auch ein braver Mann. Ich hab' gesagt: die beiden schaffen und werken von morgens früh bis abends spät und hausen und können sich gut durchbringen, wenn sie der Alt' schon mit leeren Händen gehen ließ. — — Diese Eierküchli sind auch gar zu gut! — Und ich hab' gesagt: Sie haben zwei Küh' im Stall' oder gar drei, fett und glatt wie's im ganzen Dorf keine hat; und jungen Nachwuchs, und einen ganzen Flug Hühner; und haben ein fettes Schwein geschlachtet und eines verkauft, und haben schon wieder großen Fasel, drei Stück von 's Johannesen Johannes, von der neuen Rasse; und haben zu essen vollauf und Gespinnst und gedörrtes Zeug, man könnt' sich verwundern! Und wenn schon der alte Wyniger dem glatten Dursli sein ganzes Vermögen, alles, Rumpis und Stumpis vermacht und verschenkt hat, so werden die beiden Leutle auf dem Erlenhof eineweg nicht Hunger leiden. — — G'sundheit Joggi!"

„Was? Was sagst Du, Grit“, schrie die Wöchnerin, „der Wyniger — —“

Die Gotte hüstelte, das Mareili stieß dem Klatschweibe die Ellenbogen in die Seite; dieses aber fuhr in einem Zuge fort: „Ja, das ganze Dorf hat sich verwundert und entsetzt, und als heut' der Kauf verlesen wurde, haben die Kirchenleut' die Köpf' zusammengesteckt, und auf dem Heimweg ist nichts anders gered't worden als von dem unerhörten Kauf. Und des Liren Madlee hat es laut und offen gesagt: Der Wyniger ist ein erzgrober unverschämter Mann, daß er den Joggi so aus der Erbschaft gesprengt! Der hat ja zwanzig Jahr nur immer geschafft und gehauset, der Student aber das Geld vertan! Und weil die Käthri keine reiche Bauerntochter ist, ist sie doch noch lange kein schlechtes Weibsbild! Und ich hab' gesagt: Ja der Käthri muß es nahe gehen, daß der Alt' ihnen den Streich gespielt hat, und vom Götti hätt' ich's auch nicht erwartet, daß er bei der Schelmerei mithelfen tät! Doch, was will man sagen? Er ist halt ein einfältiger Züttel! Auch hab' er sich lange gewehrt, hat der Untervogt gesagt: da aber der Wernet so wüst getan, hab' er endlich unterschrieben. — —

Die Alte bemerkte es nicht, daß die Wöchnerin sie mit weitgeöffnetem Munde bewegungslos anstarrte, als könne sie den harten Sinn der Botschaft gar nicht fassen. Die Hebamme eilte, das Kind in das Kissen legend, hurtig an ihre Seite und fragte, ob ihr nicht wohl sei? Sie solle ins Stübli kommen und ein wenig ausruhen, denn sie habe sich heute allweg zu sehr angestrengt. Allein die Käthri vermochte nicht vom Flecke zu kommen, das letzte Röslein auf ihrer Wange war verschwunden, das Kaffeelöffelchen entfiel ihrer zitternden Hand

und die Hebamme hatte große Mühe, die Ohnmächtige aufrecht zu halten.

Man brachte sie eiligst zu Bette. Joggi jammerte wie ein Kind. Die Angst und die Besorgnis um sein geliebtes Weib nahmen alle seine Gefühle und Sinne so sehr in Anspruch, daß die Mitteilung der Franzosengrit auf ihn selbst keinen wahrnehmbaren Eindruck auszuüben vermochte.

Kaum aber hatte sich die Käthri unter der Hand der Helfmutter wieder einigermaßen erholt, so stöhnte sie:

„Joggi, hast's gehört? — — Dein Ätti hat alles dem Studentlein gegeben, alles, alles! — — Und Dich, sein ältest' Kind, hat er verstoßen, enterbt! Umsonst hast Du gearbeitet und gehauset, Dein Lebelang, um den Reichtum mehren zu helfen. — — Heute bist gleichwohl ein Bettler! Joggi, Joggi! verstehst auch, was ich sag'?"

Und sie richtete sich im Bette auf und schrie mit bebender Stimme:

„Du, des reichen Wynigerbauers ältester Sohn, bist auf die Gasse gesetzt, bist ein Taglöhner, ein Lump! Verstehst's nun, Joggi? Das hat Dein Alter getan mit einem einzigen teuflischen Federstriche! Er hat Dich zum Bettler gemacht, seinen eigenen Sohn — o, der Schelm, der Wütrich, der alte Sünder!"

Sie verlangte dringend nach der Franzosengrit; doch die war vom erbosten Mareili unter heftigen Vorwürfen und harten Püffen zur Küche hinaus spedirt worden.

Dann beklagte sich Käthri bitterlich, daß man ihr die Nachricht geflissentlich verhehlt habe.

Die Hebamme, die Gotte und Mareili ermahnten sie inständig, sich doch um Gotteswillen nicht solch' aufregenden

Gefühlen hinzugeben. Sie solle bedenken, daß sie nun Mutter sei, und daß jede heftige Gemütsbewegung ihren eigenen und den Tod ihres unschuldigen Kindleins zur Folge haben könnte. Und der Götti bemerkte, die Zunge der Franzosengrit sei noch lange kein Evangelium, vielleicht ständen die Sachen nicht halb so schlimm, wie der Lärm gehe, und man tue am besten, Aufklärung abzuwarten und sich nicht unnötiger Weise zu plagen und zu grämen.

„Ich will Euch ja folgen und schweigen," sagte die Käthri mit matter Stimme. Gleich darauf aber schrie sie: „Joggi, Joggi! Es will mir das Herz versprengen, ich halt's nicht aus! Allein, ob ich leb' oder sterb' — mit Deinen Leuten halt' ich keine Verwandtschaft mehr, keine, keine, im Himmel nicht und nicht auf Erden. — — Der Schelmenstreich soll dem Alten auf der Seele brennen!" — —

Es mußte der Arzt geholt werden. Die junge Mutter wurde von heftigen Fiebern geschüttelt, wirre, böse Reden entströmten ihren Lippen, und ihr Zustand erregte die ernsthaftesten Besorgnisse. Tage lang schwebte sie zwischen Leben und Tod. Es wurde ihr die sorgfältigste Pflege zu teil: ihre eigene, kräftige Konstitution ließ sie genesen. Die Krankheit wich, der Haß und der Grimm gegen den Wynigerbauer und dessen Sohn Dursli aber blieben; sie gruben sich immer tiefer in ihr leidenschaftliches Herz ein, sie erbten sich auch auf ihren Säugling fort.

Zehntes Kapitel.

Ehestands Freuden und Leiden.

Es war nur zu wahr. Der Wyniger Bauer hatte Haus und Hof, Viehstand, Schiff und Geschirr seinem nun volljährig gewordenen Sohne Dursli verkauft, und zwar um eine so geringe Kaufsumme, daß das Geschäft einer Schenkung gleich sah.

Die dynastischen und Großbauernpläne des Alten waren nun gesichert. Das Bauerngut, das schönste weitum, blieb unverteilt!

Um die Einwilligung des Göttis, als Miteigentümer, zu erlangen, hatte ihm Wernet feierlichst versprechen müssen, den Joggi auf andere Weise schadlos zu halten.

Es blieb beim Versprechen.

Das Erlengut freilich war im Kaufe nicht inbegriffen; das sollte Joggi, als Anteil seines Muttergutes, eigentümlich verbleiben. Was lag an dem entlegenen, wenig geschätzten Gütchen?

Die Käthri, kaum notdürftig hergestellt, machte vergebliche Versuche, den Kaufsakt wirkungslos zu machen. Sie lief zum Gemeindevorsteher, zum Gerichtspräsidenten, zum Amtsschreiber, zum Advokaten. Überall fand sie den nämlichen Bescheid: Der Akt konnte nicht angefochten werden, der Wyniger hatte sich zu gut vorgesehen. Sie müsse sich halt ins Unvermeidliche schicken, trösteten die Herren.

„Ist denn keine Gerechtigkeit mehr auf Erden?“ rief die junge Frau entrüstet. „Sollen bloß die armen Teufel, die aus

Not Brot oder Hemden oder Sacktücher stehlen, gebüßt werden, die großen Schelme aber, — gibt's für diese kein Gericht mehr und keine Strafe?"

„Was nützt uns das Schaffen", eiferte sie, „was nützt uns das Hausen, da man uns das weggestohlen, was Dir, Joggi, vor Gott und Rechtswegen gehörte? Wer weiß, ob man uns morgen nicht auch noch das Erlengut wegstiehlt, sammt allem, was wir so sauer zusammengeschunden? Wer weiß — vielleicht ist im Gesetzbuch' schon auch noch ein geheimer Artikel zu finden, der's dem Wyniger gestattet — — Und die Herren helfen dem reichen Manne schon, die langen schmutzigen Finger nach allem auszustrecken, was ihm gefällt. Uns mindern Leuten kommt der Herr Dekan und predigt, wie man sich beim Herrgott schön bedanken soll für eine solche väterliche Regierung und recht eifrig beten für ihr Wohlergehen! Und dem alten Sünder, dem Wyniger, macht er „Herr Kirchmeier" hinten und „Herr Kirchmeier" vornen und reibt sich die Händ' und reicht ihm vor Gottes Altar das geweihte Schößle, als wär's ein großer Heiliger und nicht der ungerechtest' Mann in der ganzen Kirchengemeind'! O, man möchte vor Ärger schier aus der Haut fahren!"

Nach und nach aber erwachte wieder der alte Stolz in Käthri's Brust.

„Wir wollen dem Wynigerbauer, allen Leuten, Freund' und Feind, zeigen, daß wir ohne das geraubte Gut leben und hausen können!"

So nahm sie sich's vor.

Reich werden, möglichst reich, auch ohne fremde Hülfe; dem Kinde ein ansehnliches Erbe sichern, aus eigener Kraft, das war fortan ihr Lebensziel.

Um dies Ziel zu erreichen, ward ihr keine Mühe zu schwer, kein Gewinn zu gering, keine Entbehrung zu hart, kein Opfer zu groß. Sie begann des genauesten in Berechnung zu ziehen, auf welche Weise die Erträgnisse erhöht und welche Ausgaben vermieden werden konnten. Sie warf sich mit neuem Eifer auf die Schweine- und Hühnerzucht, besonders aber auf die Kultivirung von Grund und Boden; und bald wurde sie den Erfolg gewahr.

Und Joggi?

Ach, der hatte auf das Szepter des Hauses schon längere Zeit und freiwillig verzichtet. Er fand gewissermaßen einen großen Trost darin, in seiner Gattin einen solch' energischen Charakter zu besitzen, an welchen sein schwaches, sanftes Gemüt sich anlehnen, auf den er in allen Umständen und Nöten vertrauen konnte. Seit der Ätti ihn gleichsam enterbt, fand seine Bescheidenheit fast keine Grenzen mehr.

Nur zweimal noch wagte er es in der Folge, dem Gebote seiner gestrengen Herzenskönigin seinen eigenen Willen entgegenzusetzen.

Einstmals, es war zur Sommerszeit, und sein Weg führte ihn bei des Ättis Brunnmatt vorbei; da sah er den alten Götti am sonnigen Bachufer sitzen und des Wassers warten. Und der Götti rief ihn zu sich heran, und nach einigem Zögern ließ sich auch Joggi neben ihm auf das Bachbord nieder. Sie hatten sich schon lange, lange nicht mehr gesehen, der krüppelhafte Greis fing heftig an zu schluchzen und am Ende weinte Joggi mit. — — —

Als er nach Hause kam und die Käthri ihm Vorwürfe machen wollte, daß er so spät zum Essen komme, da legte er ein altes ledernes Geldbeutelchen vor sie hin. Das Beutelchen

aber enthielt mehrere Goldstücke — wie die blinkten im Sonnenschein! —, auch Silbertaler und Kleingeld waren dabei.

„Was soll das, Joggi?“ fragte Käthri verwundert, „hast's gefunden?“

„Nein, der Götti hat mir's gegeben, es war sein Sackgeld, alles, was er noch besaß.“

So lautete Joggis Bescheid.

„Was? Vom Götti?“ rief sie zornig. „Vom Götti nimmst Du ein Almosen an? Von dem elenden Tropf, der Dich hat bestehlen und verstoßen helfen? Er soll's nur auch noch dem Studentle geben, ich rühr's nicht an, auch mit einem langen Stecken nicht, das Schelmengeld! Fort damit, zum Haus' hinaus! Ich leid's nicht, daß Du es behältst!“

„Der Götti kann nichts dafür, daß es uns so schlecht ergangen“, entgegnete Joggi. „Er hat mir alles erzählt. — — Und das Geld behalt' ich! Wer weiß, ob wir nicht einst noch froh darüber sein werden?“

Die Käthri erschrak fast über diese Festigkeit, ja Gereiztheit, welche sie noch nie an ihm wahrgenommen.

Dann las er die Goldstücke und Silberlinge sorgfältig zusammen und tat sie wieder in das runzelige Beutelchen. Das Beutelchen verschloß er in das Schublädchen des Eckschrankes, worin er seinen silbernen Rosenkranz, das Gebetbuch seiner seligen Mutter und den Kommunionhelg aufbewahrt hielt. Die Käthri ließ ihn stumm gewähren. Auch wurde des Vorfalls mit keiner Silbe mehr erwähnt.

Und als der Wynigerbauer unversehens starb — am Christabend hatte er sich scheinbar gesund zu Bette gelegt und des Morgens lag er tot und starr da, ein Bild des Schreckens —, da entrangen sich Käthris Lippen harte unchristliche Worte.

— — Und ihrem Manne verbot sie es, am Leichenbegängnisse Teil zu nehmen.

„Der Dursli soll nun zwei Leidmäntel umhängen", sagte sie mit spöttischem Grimm, „er hat ja für beide geerbt!"

Joggi aber kehrte sich nicht an das Verbot. Als es das letzte Zeichen geläutet, schritt er, mit dem Hochzeitsstaate angetan, dem Dorfe zu. Auf der Straße, bei dem Volke stehend, wartete er ruhig, bis sie den reichgeschmückten Sarg aus dem Hause brachten, dann schloß auch er sich dem zahlreichen Leichenzuge an. Desgleichen verrichtete er alle zeremoniellen Pflichten, welche die Sitte von Blutsverwandten erheischte.

Als er, nach beendigtem Trauergottesdienste, am frischen hohen Grabhügel noch ein andächtiges Vaterunser für die Seelenruhe des Verstorbenen gebetet und sich dann zum Heimgange anschickte, eilten ihm das Lisebethle, der Müller und selbst der tiefbetrübte Bruder Dursli nach und baten inständig, er möchte doch auch am Leichenmahle teilnehmen, sei's auch nur der vielen auswärtigen Gäste wegen, vor denen man sich ja schämen müßte.

Joggi aber machte sich unwillig los und sagte:

„Ich und meine Frau werden Euer Haus nie mehr betreten! Ich hab's heut' dem Ätti verziehen — — — Allein vergessen werd' ich's nimmer!"

Und wie er ernst und ohne Gruß von dannen schritt, da schauten sie ihm bestürzt nach. Auch die sämmtlichen Anverwandten ahnten und fühlten den gewaltigen Riß, der sich zwischen den Geschwistern aufgetan; und trotz der leckern Speisen und des reichlich gespendeten guten Weines wollte beim Mahle keine Stimmung kommen. Selbst der sonst so redselige Müller blieb stumm und in sich gekehrt.

Die Käthri konnte durch keine Vorstellungen, weder von Seite Joggis noch Mareilis, dazu bewogen werden, die Trauerkleider anzuziehen.

„Der Schwäher tät sich ja unterm Boden schämen, wenn ich, das Bettelmensch, für ihn Leid trüge!“ gab sie zur Antwort.

Als aber gleich darauf der Hohlwegbauer starb, da sagte sie:

„Das war unser Ätti, Joggi, der Ohm! wo alle uns verließen, blieb er uns treu und half uns in allen Nöten, als wärst Du sein eigen Kind gewesen. Der Liebgott soll's ihm lohnen, tausendfach!“

In tiefstes Schwarz gekleidet, folgte sie dem Sarge ihres entseelten Wohltäters, und bestreute sein Grab mit Blumen, während sie den Grabhügel ihres Schwiegervaters, dicht neben an, keines Blickes würdigte und sich wohl hütete, daß kein Tropfen des gespendeten Weihwassers hinüber spritzte.

Eines Tages jedoch, als eine große, fein behauene Steinplatte das Grab des Wynigers zierte, da konnte sie sich doch nicht enthalten, heimlich hinüber zu schielen. Da stand in erhabenem Bilde das Wappen derer von Egg, ein Kriegshelm mit Federbusch, ausgemeißelt, darunter waren Name, Stand und Würden eingegraben, nebst folgendem poetischen Nachrufe:

Er war ein frommer Christ
Gewusenhaft in siner Pflicht
Ein guter Vater noch darzue
Drum geb Im Gott die ewige Rueh
Seines Alters 71 Jahr — —

Als die Käthri Alles mit vieler Mühe gelesen, da stieß sie ein verächtliches Lachen aus, daß es alle Umstehenden hören konnten. — —

7

Dies waren die einzigen Fälle, in welchen zwischen den beiden Eheleuten ein ernsthafter Meinungsunterschied sich geltend machte.

Fortan zogen sie am schweren Haushaltungskarren einträchtiglich und unentwegt zusammen, in guten und bösen Tagen. Die wechseln ja im Bauernleben, wie Sonnenschein und Regen.

Der Wagner, wenn er ein geeignetes Stück Holz zur Hand nimmt, kann sagen: Mit Fleiß wird eine Radfelge draus oder eine Wagenachse oder ein Pflugshaupt. Und der Schuster darf sich rühmen: heut' bring' ich ein Paar Schuhe fertig, fix und nett, und krieg' meinen Taler dafür oder zwei!

Nicht so der Bauersmann. Der bebaut im Schweiße seines Angesichts das Feld; er düngt und pflügt und hackt und säet, mit Sorgfalt und Geschick, und spricht: „Das walte Gott!“ — Die Saat geht auf, wächst und blüht, und der Landmann freut sich kindlich auf den reichlichen Gewinn, auf den Lohn seiner unsäglichen Mühen und Sorgen: Ein einziger harter, unzeitiger Frost, ein minutenlanger Hagelschlag, ein Sturm, das Austreten des Flusses reicht hin, um alle seine süßen Hoffnungen mit einem Schlage zu zernichten; oder es treten andere Zufälligkeiten ein, wie Nässe und Dürre, Insektenfraß, Rost und Brand 2c., welche den Ertrag der Wiesen und Felder beeinträchtigen.

Das erfuhren auch unsere Erlenhofleute.

Das Jahr Zweiundzwanzig war ein absonderlich fruchtbares gewesen. Am Sankt Peter und Paulsfeste konnte vielerorts — eine unerhörte Begebenheit — das Erntefest gefeiert werden; Wein, Obst und Getreide gab es in reichster Fülle. Es folgten jedoch Jahre des Mißwachses. Es trat der Erlenbach aus und ersäufte die Saat, verdarb das Heu. Das

Vieh wurde von der Seuche befallen und im entsetzlich harten Winter des Jahres Achtundzwanzig erfroren viele der schönsten Obstbäume.

Das waren schwere Prüfungen. Unsere Käthri aber ließ sich nicht entmutigen. Sie suchte die Einbuße durch haushälterischen Sinn wieder auszugleichen, sie munterte Joggi zu erneuter Tätigkeit und frischem Wagen auf. Und am Ende erzeigten sich die meisten erlittenen Kalamitäten in der Folge als nicht halb so schlimm. Der Austritt des Baches hatte wohl den Ertrag einer Ernte wesentlich beeinträchtigt, zugleich aber hatte er eine dichte Schlammschicht zurückgelassen, die den Boden ungemein befruchtete. Als Entgelt für die schädliche Viehseuche bekamen sie im Stalle, wie's die Bauern nennen, helles Glück. Das Zuchtvieh gedieh über alle Maßen und stieg im Preise von Jahr zu Jahr.

Mit den erzielten Ersparnissen und dem kleinen Erbe, welches der Käthri nach dem erfolgten Tode ihres Ättis zugefallen, konnte des Beckendüssen Bodenmatt angekauft und das Erlengut auf die wünschbarste Weise arrondirt werden. Dadurch wurde Joggi auch in den Stand gesetzt, seinen Viehstand erheblich zu vergrößern. Nun erst, als fünf wohlgenährte Kühe im Stalle muhten, fühlte er sich wieder so recht als Bauer; und er begann, sich mit dem Geschicke vollständig auszusöhnen, das ihn vom väterlichen Großbauerngut weg auf den unwirtlichen Erlenhof verschlagen.

Elftes Kapitel.

Vom kleinen Johannesle.

Es wird Zeit, daß wir uns nach dem Knäblein, dessen Taufschmause wir beigewohnt, umsehen.

„Das gleicht Dir aufs Haar, Käthri, und dem Joggi auch!“

So hatte damals die Franzosengrit gesagt.

Es war wirklich ein vielversprechendes Büblein, der kleine Johannesle. Mit fünfzehn Monaten konnte er schon selbstständig gehen; und eine Stimme besaß er, so laut, daß man ihn weit im Feld draußen hören konnte. Und die stets geschäftige Käthri sprach:

„Joggi, nun dürfen wir's nicht länger anstehen lassen. Wie bald hätte das Kind, dieweil wir draußen arbeiten, Schaden genommen, im Wasser, am Feuerherd —, es wär' ein schreckliches Verantworten! So sehr mich auch die Batzen reuen — wir müssen ein Kindsmädchen einstellen.“

Da vernahmen sie, daß an der Jahrsgemeinde der Lättackerroni vergeben werde.

Der Lättackerroni hatte bei seinem Vater das Hafnerhandwerk erlernt und war dann, ein blühender Jüngling, in die Fremde gezogen, nach Frankreich und weit ins Spanische hinein. Dort tat es ihm ein Mädchen an, durch feurigen, zauberischen Blick und durch Liebespulver, in den Wein gemischt. Das verwirrte dem Jüngling den Kopf; und als er blaß und hohläugig in die Heimat spedirt kam, schwatzte er allerhand deutsches und welsches Zeug durcheinander und lugte

die Leute so starr an und war zu keiner vernünftigen Antwort zu bringen. Vater und Mutter waren ihm gestorben und hatten ihm die einsame Hafnerhütte hinterlassen auf einsamem, lehmigen Grunde. Dort formte Roni allerhand kunstreiche Figuren, bemalte sie und sang dazu die närrischsten Lieder. Dann zerschlug er seine Schöpfungen wieder in tausend Stücke, zum großen Ergötzen der Buben und Mädchen, welche durch Fenster und Ritzen neugierig hereinguckten. Er kümmerte sich wenig oder gar nicht um Speise und Trank, und sah bald so elend und verkommen aus, daß die Gemeindeväter beschlossen, ihn in Pflege zu geben.

Als Joggi in die Gemeindestube trat, wurde just der Roni ausgerufen:

„Wer will ihn umsonst nehmen auf fünf Jahr'? Zum Ersten? Zum Andern?"

Die Leute machten spaßhafte Glossen, und niemand hatte Lust, es mit dem Roni zu wagen. Er könnte ja, wozu es allen Anschein habe, noch verrückter werden und etwas anstellen, wer weiß!

Joggi erstand den Roni gegen dreißig Gulden jährlicher Entschädigung aus dem Armensäckel.

Das war kein übles Geschäft. Fern von den neckischen Dorfbewohnern und bei der humanen Behandlung der Erlenhofleute beruhigte sich das Gemüt des armen jungen Mannes zusehends. Bald bequemte er sich zu kleinen häuslichen Verrichtungen, die Hallucinationen nahmen an Heftigkeit und Dauer stetig ab. Völlig gescheidt aber werde er nimmer werden, meinte der zu Rate gezogene, wohlerfahrene Arzt; wie das Blut ab- und zunehme, werde auch sein Verstand sich abwechselnd heller oder lichter gestalten.

Roni gewöhnte sich sehr schnell an die Leute auf dem Erlenhofe. Gegen alle übrigen Menschen aber zeigte er von Tag zu Tag mehr eine furchtsame Scheu, so zwar, daß wenn Fremde sich dem Hause näherten, er sich voller Schrecken in den hintersten Winkel verkroch und nur mit Mühe zum Wiedererscheinen zu bewegen war.

Eine auffallende Zuneigung bekundete er gegen den kleinen Johannesle. Er spielte mit ihm wie ein Kind. Und während er im Verkehr mit Erwachsenen immer wortkarger wurde und seine ganze Beredsamkeit sich auf einige wunderliche und stereotype Sätze und Ausrufe, wie: „Hussa, Hussa, rätätä — toujours vorwärts — der hat sein Teil!“ u. dgl. beschränkte, schwatzte er, sobald er sich mit dem Kinde allein befand, in einem fort das kunderbunteste Zeug und schnitt dazu so närrisch ausgelassene Gesichter, daß sich sein kleiner Zuhörer vor Freude fast nicht zu fassen wußte.

Diese harmlosen Eigenschaften ihres neuen Hausgenossen hatten denn auch die Käthri bewogen, ihm, so oft sie selbst auf dem Felde arbeitete, das Kind in Hut zu geben, trotz der Warnungen des Scheuberklausen Mareili, welches befürchtete, der Narr dürfte bei einem sich erneuernden Anfalle dem Kleinen ein Leid zufügen.

„Das wird er nicht tun“, entgegnete die Käthri, „das tut ja kein bissiger Hund, geschweige denn ein Mensch! Oder hast Du schon so etwas gehört, Mareili? Nein, gewiß nicht! Und wer sollte sonst zum Kinde lugen? Ich und der Joggi wenigstens haben keine Zeit dazu, müssen schaffen Tag für Tag, was das Zeug hält, damit wir einigermaßen vorwärts kommen!“

Vorwärts zu kommen, reich zu werden, dem Kinde ein möglichst großes Erbe zu sichern — darauf war ihr ganzes

Streben gerichtet, diesem Ziele opferte sie all' ihre harten Mühen und Sorgen und Entbehrungen. Die geistige Entwicklung des Knaben genauer zu überwachen, dafür fand sie keine Zeit.

So wuchs das Knäblein auf in Ungebundenheit und toller Lust. Im zweiten Jahre konnte er schon das Blöken der Schafe, das Muhen der Kühe nachahmen, im dritten den Hühnern nachjagen, die Ferkel ums Haus herum treiben, im vierten mit der Peitsche knallen, die Frösche peinigen, im fünften und sechsten den Vögeln nachstellen, auf dem Schafbocke reiten, die Enten quälen, junge Vögel in die Luft sprengen. Und je toller er es trieb, desto lauter lachte der Roni und rief ein über das andere Mal: „Hussa rätätä! toujours vorwärts!" Als es dem kleinen Rangen einmal gelang, den alten Gänserich mit einer Haselgerte totzuschlagen, da klatschte der Närrische fröhlich in die Hände und schrie: „So, Junge, der hat sein Teil!"

Im siebenten Jahre mußte Johannesle in die Schule gehen.

Da machte er große Augen. Er hatte bislang keine Ahnung gehabt, daß es auf der Welt so viele Buben und Meitschi geben könne, wie da hier beisammen saßen! Er benahm sich erst ordentlich scheu, und als ihn der Herr Vikar freundlich ausforschte: „Johannesle, weißt Du vielleicht, wie manchen Gott es gibt?" — schwieg er beharrlich. Auf die zweite Frage jedoch: „Wer hat Dich erschaffen?" antwortete er schon beherzter: „Ja, der Roni!" worauf die Buben ein unbändiges Gelächter anstimmten, was hinwiederum den Johannesle bewog, seinem Nachbarn zur Rechten die Faust so zornig in die Rippen zu stoßen, daß dieser laut aufschreiend auf den Fußboden hinpurzelte. — —

Der junge Erbe am Erlenhofe entwickelte eine sehr befriedigende Fassungskraft; er lernte in verhältnismäßig kurzer Zeit ordentlich lesen und schreiben.

Bald galt er aber auch für den mutwilligsten, boshaftesten und gefürchtetsten aller Schüler, jederzeit bereit, einen recht tollen Streich auszuführen.

Wurden jedoch Klagen laut über das ausgelassene Wesen ihres Jungen, so sagte die Käthri:

„Siehst, Joggi, wie die Leute sind? Wär's ein reicher Bauernbub' und tät' er das halbe Dorf in Brand stecken, man würd's ihm vertuschen! Weil's aber unser Büblein ist, so sieht man alles Böse an ihm und legt ihm seine Kinderstreiche übel aus. — — Das alles kommt vom Studentle her, der ja ein gar vornehmer Herr geworden — —."

Der „Studentle" hatte gleich nach seines Ättis, des Wynigers, Tod das Ochsenwirtshaus gekauft, dasselbe restauriren und eine massive Scheune anbauen lassen. Das Wyniger Gut gab er in Pacht. Und als der alte Schmiedemeister starb, galt es für ausgemacht, daß niemand sein Nachfolger im Bürgermeisteramt sein könne, als der neue Ochsenwirt, der reichste und gescheidteste Mann der Gemeinde.

„Ja, der größte Hallunke ist er!" schalt die Käthri. „'s ist 'ne Schand' fürs ganze Dorf! — — Und mag er Schultheiß werden oder gar Landvogt, ich hass' und veracht' ihn nur um so mehr!"

Zu ihrem Söhnlein aber sagte sie:

„Hast Deinen schönen Ohm nirgends gesehen, Johannesle? Gelt, der hat schöne Kleider an und ein schönes neues Haus und eine funkelneue Chaise, und viel Ross' und Kühe? Weißt, das hat er Deinem Ätti, mir und Dir abgestohlen! Wär's

recht gangen, hätten wir nun auch Ross' und Chaise, und könnten in einem schönen Hause wohnen. Ja, der kann schon den Herrn machen mit unserer Sach'! Wenn Du einmal groß bist, mußt es ihm sagen!"

Die Käthri betete wenig mit dem Knaben. Tat sie es, so hätte sie dem Vaterunser gar zu gerne noch eine fernere achte Bitte hinzugefügt, die Bitte nämlich um Gottes Zorn über den Erbschleicher. — —

Von den Belehrungen der Mutter über seine Anverwandten ging beim Johannesle nichts verloren. Der Ochsenwirt bekam die Früchte derselben allmälig zu kosten. — — Und seltsam — er, der doch in allen Dingen ein strenges Regiment führte, ließ keine Klage laut werden.

Anders jedoch faßten seine Dienstboten die Sache auf, und die Fälle mehrten sich, wo Johannes laut heulend nach Hause kam und klagte, des Ochsenwirts Knechte hätten ihn geschlagen, versteht sich, ohne daß er sich etwas hatte zu Schulden kommen lassen.

Dann geriet die liebende Mutter in heftigen Zorn und sagte: „Der Schelm wird sie schon unterwiesen haben, die Knechte! Wenn sie Dir armen Bürschlein Arm und Bein entzwei schlügen, das wär' ihm just recht — —."

Zwölftes Kapitel.

Hans entwickelt sich.

Jahre verstrichen.

Aus dem dicken Johannesle war ein ungewöhnlich großer, derbknochiger Hans geworden, der seinen Ätti Joggi um fast halbe Kopfeslänge überragte.

Joggi freilich begann ordentlich gebückt einherzugehen. Die vielen Jahre harten Mühens hatten seine Haare gebleicht und in seinem ehrlichen Gesichte tiefe Furchen zurückgelassen. Auch setzten ihm mitunter die Rheumatismen arg zu, so daß er ganz wahrnehmbar hinkte.

Ungleich besser als ihr Mann hatte sich die Mutter Käthri erhalten. War sie ja auch an die zehn Jahre jünger als er. Zwar hatte ihre hohe Gestalt die jugendliche Rundung eingebüßt, doch war sie noch immer die flinke, starke Frau von ehedem geblieben, und um die Frische ihrer Züge und die Fülle ihrer rabenschwarzen Haare hätte sie manche Braut beneiden dürfen.

Käthris Stolz, ihr ganzes Hoffen und Sinnen war auf ihren Sohn gerichtet. Dieser war nicht nur zum größten und stärksten Burschen des Dorfes herangewachsen, sondern er war auch einer der hübschesten zu nennen, besaß die roten Backen und das schwarze Kraushaar seiner Mutter.

Hans liebte das anhaltende Arbeiten keineswegs, und was er tat, tat er nur sehr flüchtig. Machte Joggi eine leise Bemerkung, so sagte die Mutter:

„Er braucht nicht so hart zu arbeiten und sich abzuschinden. Er hat's ja nicht nötig und muß nicht so weit unten anfangen, wie wir, ich und Du Joggi, es haben tun müssen. Mit den Jahren, wenn er einmal völlig ausgewachsen, wird er schon besser ins Geschirr liegen."

Hans bekam einen außerordentlichen Gefallen an Kraftübungen und Balgereien und hatte bald herausgefunden, daß ihm keiner der Dorfburschen gewachsen war, nicht einmal des Feldmausers Res.

Die Mutter aber sagte:

„Hans, Du mußt Dich nicht mehr mit Taunerbuben abgeben, sondern Dich an Deinesgleichen halten, an Bauernsöhne; da sind z. B. des Bachstelzenbauern Buben, des Untervogts Toni, des Büeljoggis Bub und des Oelers Bastian. Der Bastian ist Dir ja nah' verwandt, und sein Ätti selig war Dein Götti."

Und Hans hielt zu des Oelers Bastian. Der war von fünf Söhnen der ungelehrigste gewesen, darum blieb er auch, wie sein Vater seufzend bemerkte, vom bösen Blatternfieber, welches die andern vier hinwegraffte, gnädiglich verschont. Seine geringen Geistesanlagen hinderten ihn jedoch nicht, mit der Zeit ungewöhnlich dick und fett zu werden, so daß ihn die spottsüchtige Dorfjugend nur den „Oelermutti" nannte. Das verdroß Bastian nicht sehr, denn aus angeborner Scheu kam er nur selten unter die Leute. Als er aber seine Vierundzwanzig überschritten und der Ätti gestorben war, litt ihn die Mutter nicht länger mehr hinter dem Ofen. Er sollte freien gehen, sie wollte es noch erleben, daß er eine tüchtige Hausfrau heimbrächte. Wie sollte aber Bastian zu einem Mädchen kommen und dazu zu einem reichen, hübschen, er, der unbehülfliche, scheue Knabe? Der erste größere Versuch war bereits jämmerlich mißlungen, er hatte statt des gehofften Jawortes nur Spott und Hohn geerntet. — — Das verleidete ihm das Freien sehr; und es war daher der besorgten Mutter sehr gedient, daß der aufgeweckte und anstellige Erlenhans sich seiner anzunehmen, den Entmutigten wieder in die Welt zurückzuführen versprach. Sie regalirte die Beiden auf das reichlichste mit Butterbrot und Honig, zum fröhlichen Kiltgange. „Butter und Honig tun's nicht", sagte Hans zu seinem dicken Vetter; „um Kurasch zu bekommen, bedarf es eines tüchtigen Schluckes." Und sie gingen zum

Wein; Hans wehrte es den Burschen, ihn zu necken; und Bastian ließ sich einen Neutaler gar nicht reuen. Er taute ordentlich auf, und als der Nachtwächter die elfte Stunde rief, flüsterte Hans ihm zu, nun sei es Zeit zum Kiltgehen. Und ein paar Flaschen Wein nahmen sie auch mit, und sie hatten gar nicht weit zu gehen, denn des Untervogtes Haus stand nah' bei der Kirche, und seine hübschen Töchter schliefen im dunkeln Kämmerlein zu ebener Erde. Es wurde an das Fensterlein gepocht, erst leise, dann beherzter; und der mutige Bastian erhob seine Stimme und sprach, den Kopf hart an die Scheibe gedrückt, alle lustigen Kiltsprüche, welche ihm Hans ins Ohr flüsterte, beherzt nach. — —

Nun hatte es sich begeben, daß, kurz vor unserer Kiltbuben Ankunft, der Sohn des Hauses, welcher geistlich studirte, vom Gymnasium heimgekommen war „z'Kavanz". Und nachdem er die schlafengegangenen Eltern flüchtig gegrüßt, begab er sich auch noch zu den Schwestern ins Hinterstüble, um ihnen seine Ankunft zu vermelden.

Das Annelise aber sagte:

„Bst! Red' nicht so laut, Lorenz! Hörst's nicht? 's ist einer draußen am Fenster, ich glaub', es ist der Oelermutti. Geh' Du und gib Bescheid!" fügte das mutwillige Mädchen kichernd hinzu. — —

Der Bastian aber wär' es bald müde geworden, ohne vom Walpurgele Erhörung zu finden, auf der Scheiterbeige zu liegen. Da endlich öffnete sich das Schiebfensterchen, ein weißes Nachthäubchen wurde sichtbar, eine schmale weiße Hand umfaßte den Gitterstab und eine süßliche Stimme hauchte:

„Bist Du's, Bastian?"

Und Bastian ward ganz glücklich! Er wußte vor lauter

Wonne nicht, was er sagen sollte, und stieß den neben sich kauernden Hans mit dem Ellbogen an, daß er ihm doch etwas einflüstern solle; und da dieser beharrlich schwieg, so fing er aus lauter Verlegenheit und Freud' an, zu schwatzen, dies und das, vom schönen Wetter, von dem vielen Heu, von seinem Hengstfohlen daheim, von der nahen Kilbe — — und fragte, ob es, das Walpurgele, wohl mit ihm zu Tanz gehen wolle? Und er langte eine Flasche Wein hervor und schenkte dem Mädchen ein; es trank, erst nur zimperlich, dann beherzter und sagte zu wegen der Kilbi; und tat immer wie lustiger Bescheid und trank ein Glas Wein um das andere und lachte so fröhlich mit seiner tiefen Altstimme. Und Bastian ward schier närrisch vor Freud'; er ergriff die feine weiße Hand und kosete und küßte sie, und sprach vom Heiraten, und streifte ein silbernes Reiflein vom Finger und steckte es an „Walpurgeles" Hand; und suchte die dritte Flasche hervor. — —

Hans war von seiner Seite weggeschlichen, der Lachkrampf drohte ihn zu ersticken. Er eilte in die Beckpinte zurück, wo noch die Burschen saßen, und sagte:

„Kommt geschwind, Knaben, es gibt was lustiges zu sehen und zu hören: der Oelermutti ist bei des Untervogts Student zu Kilt. — —"

Das war ein häßlicher, ungetreuer Streich, den Hans seinem Freunde mitgespielt! —

Die Mutter vernahm nichts davon, wohl aber verriet es die Nähterin, sie habe letzten Sonntag den Hans auf des Ochsenwirts Kegelbahn gesehen am Gabenkegelt.

„Hans", sagte die Mutter, „tu' mir den Schimpf nicht an, daß Deinen Fuß über des Ochsenwirts Schwelle setzest — — Geh' lieber in die Beckpinte!"

Und Hans ging in die Beckpinte, oft und öfters, trank und haselirte mit den losesten Gesellen bis tief in die Nacht hinein. Und wenn dann eines der Fenster des Ochsenwirtes klirrte — mußte es denn gerade Hans gewesen sein, der es eingeworfen? Wer hatte es gesehen?

Hans bildete sich zum geschickten Kegelspieler aus. Es wurde kein Gabenkegelt abgehalten, weit und breit, den er nicht besuchte, kein Tanztag, wohin ihn seine langen Beine nicht trugen. Er brachte Gaben mit nach Hause und einen schweren und verbeulten Kopf, beschmutzte und zerrissene Kleider, einen leeren Geldbeutel.

Dann machte ihm die Mutter sehr ernsthafte Vorstellungen.

„Lug', Hans, so kann's nicht länger gehen! Du ruinirst Dir die Gesundheit und machst Dir einen bösen Namen. Du, unser einzig Kind, ein Bauernsohn, gibst Dich mit allerhand Lumpenkerlen ab und lässest Dich in Schlägereien ein, die Dich noch einmal viel Geld, vielleicht das Leben kosten werden! Hans, wie kannst Du mir solchen Verdruß machen?"

Hans jedoch suchte sich auf jede Weise auszureden und sagte der Mutter allerhand liebe Dinge, bis sie lächeln mußte und ihm — zum wievielten Male! — wieder alles verzieh.

Es kam noch schlimmer. Hans kam mit abgerissenen Rockschößen, mit wunden Gliedmaßen und schwerem Rausche nach Hause und machte sodann wüsten „Blauen". Dazu kam die sehr unliebsame Entdeckung, daß er kleinere Beträge, welche in die Haushaltungskasse fließen sollten, zu seinem Privatgebrauche unterschlug. — —

Das war schon kein Spaß mehr!

Käthri begann zu fühlen, daß der Vogel allzu flügge geworden und ihre alleinige Kraft nicht mehr ausreiche,

ihm die Flügel zu beschneiden. Es sollte auch Joggi seine väterliche Autorität geltend machen.

Nun hatte aber Joggi mit der jugendlichen Kraft auch das letzte Restchen Starkmut eingebüßt, hatte seinen eigenen Willen schon seit Jahren dem lieben Frieden zum Opfer gebracht, ja in demjenigen Käthris eigentlich aufgehen lassen. Konnte ihm die Käthri jetzt, wo es Not tat, den geopferten Willen wieder herausgeben, wie man etwa eine geschenkte Münze zurückerstattet? Wo sollte Joggi die verlangte Autorität urplötzlich hernehmen?

„Hans, lug, Du mußt in Gottes Namen bräver tun und der Mutter mehr gehorsamen! Tu's Deinem Ätti zu lieb! — —"

Das war ungefähr alles, was Joggi an väterlicher Zurechtweisung und Mahnung zusammenbrachte. Immerhin verfehlten diese wenigen schlichten Worte ihren Eindruck nicht, ja sie schienen auf Hans eine größere Wirkung auszuüben, als die langen Strafpredigten der Mutter. Denn er hatte den grundbraven, gutmütigen Ätti lieber, als man glauben mochte.

„Eigentlich", sagte die Käthri eines Abends zu ihrem Manne, „eigentlich sollte man sich nicht allzu sehr wundern, daß der Bub' so viel ins Dorf geht, zu Spiel und Kurzweil! Was sollte er, der junge lebensfrohe Bursch', auch bei uns tun, die langen Kiltnächte über? Bei uns alten langweiligen Leuten? Ich hab' mir's schon mehr als einmal überlegt: das Beste wär's, er tät heiraten — — o ja, gewiß! Wär' ein junges artiges Weiblein da, er würd' seine Freuden und Erholungen nicht mehr außer dem Hause suchen müssen, sondern fein hübsch daheim bleiben, wie andere ehrbare Ehe=

männer auch. Oder glaubst nicht auch, Joggi? — In dies kleine unscheinbare Haus aber wird keine halbwegs vornehme Sohnsfrau einziehen wollen — — Für uns Viere reichte es schon zur Notdurft aus, obwohl Du und der Hans Euch ordentlich bücken müßt, um nicht den Kopf an Tür' und Balken anzuschlagen. Allein, wie gesagt, eine schmucke Sohnsfrau würd' sich zweimal besinnen, eh' sie in dem engen, finstern Gaden Wohnung nähm'. Hans aber soll eine Hübsche, Reiche kriegen, das will ich meinen!"

Darauf wurden Maurer- und Zimmermeister zu Rate gezogen, der Bauplan für eine neue Wohnung nochmals beziffert und erwogen und dem Rate des Hauses zur endgültigen Genehmigung unterbreitet.

Dreizehntes Kapitel.

Ein neues Haus wird gebaut, ein altes stürzt zusammen.

Also wurde die Neubaute beschlossen und keck an die Hand genommen.

Es war ein überaus milder und trockener Frühling; und das kam den Erlenhofleuten in mehrfacher Beziehung sehr zu statten. Die Küche wurde in das Waschhaus verlegt, ein Teil der leeren Heubühne zu einer provisorischen Schlafstätte umgewandelt.

„Das tut's schon für die paar Sommermonate", meinte die Käthri; „ins Dorf ziehen tät' ich um keinen Preis!"

Man hatte die zahllosen Verdrießlichkeiten, welche ein Neubau zumal für unerfahrene Leute im Gefolge hat, nicht

vorgesehen. Immerhin wurde Käthri sehr erfreut durch die Bereitwilligkeit, mit welcher die Bauern des Dorfes die üblichen Dienstleistungen, bestehend in unentgeltlichen Stein- und Holzfuhren, anboten. Und wirklich geschah in dieser Beziehung weit mehr, als sie zu hoffen wagte. Selbst der Ochsenwirt ließ vermelden, man möge über seinen Roßzug verfügen. — — Die Erlenbäuerin jedoch wies das Anerbieten mit solch' schnöden, unhöflichen Worten zurück, daß sich das Knechtlein wohl gehütet haben mag, dieselben seinem Herrn zu überbringen!

Joggi arbeitete trotz seines vorgerückten Alters wie eine Lastwinde.

Hans leistete geradezu das Unmögliche. Wo es galt, schwere Lasten zu heben, im Steinbruche und im Wald, stellte er sich voran, und bald machten die unglaublichsten Geschichten über seine außerordentliche, schier unmenschliche Körperkraft weit umher die Runde.

Auch stellte sich mehr und mehr heraus, daß Hans sehr „bösen" Wein trank. Er wurde dabei wild und ungeberdig. Und es war ein Glück zu nennen, daß in diesem Zustande ihm alle, die ihn näher kannten, furchtsam auswichen.

Einer aber wich ihm nicht aus.

Der Onkel Ochsenwirt hatte einen neuen Fuhrknecht eingestellt, einen riesigen vierschrötigen Entlebucher. — — Die Wohnung auf dem Erlenhofe war glücklich unter Dach gebracht, und Hans fuhr mit einigen Bauern in die Langenbacher Tuffsteinbrüche, um die zum Einbau nötigen Steine zu holen. Auf dem Heimwege, im „Waldhäusli", wurde nochmals Einkehr gehalten, galt es ja der letzten glücklichen Fuhre!

Des Ochsenwirts Karrer kam mit einer Ladung Wein dahergefahren; die vier stolzen Grauschimmel wieherten laut

und schüttelten hochmütig die glöckleinbehangenen Köpfe. Beim „Waldhäusli“ machte der Karrer ebenfalls Halt; er befahl gleich eine Halbe Alten und warf die lange Peitsche so derb auf den Tisch hin, daß es laut klatschte. Nachdem er rasch ein paar Gläser hinuntergestürzt, sagte er, hochmütig dreinglotzend:

„Bist Du nicht der Erlenhans? Hab' schon oft sagen hören, Du sei'st so ein Weltstarker? Möcht's, sobald sich's trifft, auch einmal mit Dir probiren — mich wirst wohl nicht fressen. — —“

Ein Ringkampf, wie das „Waldhäusli“ noch keinen gesehen, entspann sich in der niedrigen, engen Gaststube. Tisch und Bänke wurden umgeworfen, Gläser klirrten, Hunde bellten, Weiber heulten, und am Boden, in eine dichte Staubwolke gehüllt, wälzten sich die beiden wütenden Burschen. Faustschlag auf Faustschlag erfolgte, ein grimmiges Fluchen und Gestöhn — entsetzt hatten sich die Bauern in die Ecken geflüchtet, die Weibsame auf die Kunstbank. Langsam, einen letzten wuchtigen Schlag führend, erhob sich der eine der Kämpfenden — es war der Hans. Der andere blieb liegen, und es gebrauchte eines vollen Kübels Wasser, um ihn wieder zum Leben zu bringen. — —

Es war schon ziemlich später Nachmittag, als die Steinfuhren auf dem Erlenhofe anlangten.

„Mein Gott, wie ich Kummer hatte!“ sagte die Käthri zu den Bauern; „hab' schon gefürchtet, es sei etwas passirt, daß Ihr so spät kommt. Nun aber gleich in die Stube zu einem Glas' Wein!“

Als sie aber Hansens ansichtig wurde, der verstörten Angesichtes, das eine Auge blau unterlaufen, der Hemdbusen

arg zerrissen, als der letzte in die Tenne trat, da schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen und rief erschrocken:

„Ums Himmels willen, was ist geschehen? Hans, sag's, ich will's wissen!"

„Was geschehen sei?" frug dieser höhnisch; „eja, ich will's Euch gleich sagen: Ich hab' mit des Ochsenwirts Karrer ein Hühnlein gerupft — — Mich reut nur, daß ich dem Kerl nicht den Hals vollends umgedreht hab'!"

Und er warf die Tabakspfeife zornig auf die Ofenbank, ergriff das an der Türe hängende Handtuch und begab sich polternd in die Küche.

„Laßt ihn in Ruh", baten die erschrockenen Bauern, „seht Ihr nicht, Käthri, daß er alleweil noch ein bißchen trunken ist?"

„Ist der Andere übel zugerichtet?" fragte Käthri beklommen.

„Ja, sehr!" sagten die Bauern kleinlaut.

„O, mir hat's geahnt heut' Morgen, den ganzen Tag, daß ein Unglück kommen soll!" jammerte die Käthri; „und der Hund hat auch so eigentümlich geheult, nächt — horch', was war das?"

Ein lauter Krach, ein polterndes Geräusch, ein schwacher Hülferuf hatte sich vom Bauplatze her vernehmen lassen. Alle eilten hinaus, um zu sehen, was vorgefallen, auch die Maurer kamen die Bautreppe herunter gesprungen und gruppirten sich mit bestürzter Miene um zwei mit großer Mühe sich vom Boden erhebende Männer. Es waren Joggi und der Scheuberklausi, welche mit einer Last Steine vom hohen, lässig gebauten Gerüste gefallen. Ein nachrollendes, sich überschlagendes Brecheisen hatte auch den in der Sonne liegenden und

mit einem Kätzchen spielenden Roni, zubenannt Erlennarr, an den Kopf getroffen, so daß er wie leblos hinsank.

Der Klausi erholte sich gleich; er war mit dem bloßen Schrecken, d. i. mit einigen Beulen und Schrammen davon gekommen. Schlimm, sehr schlimm schien dagegen Joggi zugerichtet zu sein, der mit der Brust auf einen kantigen Stein gefallen war.

Man trug die beiden Schwerverwundeten in die Tenne. Die Käthri bettete Joggis blasses Haupt in ihren Schoß und träufelte ihm mit zitternder Hand Wein und Wasser über die blutenden Lippen.

„O, Hansi!" rief sie dem herzutretenden, scheu dreinblickenden Sohne entgegen, „o Hansi, lug da, Dein Ätti — — und dort der Roni auch, der arme Tropf. — — Und was ich sonst noch erleben muß — —"

Tränen erstickten ihre Stimme, sie brach in lautes Wehklagen aus, so daß Joggi ängstlich zu ihr aufblickte und die Umstehenden sie baten, doch nicht so letz zu tun, vielleicht werd' ihr Mann in wenigen Tagen wieder zuwege kommen.

Es kostete große Mühe und viele Sorgfalt, die beiden Schwerleidenden auf die Bühne, zu Bette zu bringen.

„O Herrje", jammerte die Käthri, „hätten wir doch das Bauen bleiben lassen, das unselige Bauen — — O, hätt' ich das gewußt, hätt' ich das gewußt!"

Es kam der Arzt. Joggi hatte kein Glied, wohl aber einige Rippen gebrochen. Zudem lagen Anzeichen einer innern Blutung vor. — Ronis Zustand hielt der Arzt, trotz der klaffenden Kopfwunde, für weniger gefährlich.

Es kam auch der Herr Vikar, ein junges, blasses Herrchen, der kaum erst die Weihe empfangen, begleitet vom alten Sigrist.

Joggi empfing andächtig die Sakramente, auch raffte er alle Kräfte zusammen, um dem Herrn Vikar für seine Bemühung demütig zu danken. Zu seinen Häupten standen Hans und Käthri und schluchzten schier überlaut. Darauf begab sich letztere wieder in die Küche, um den Kranken eine Brühe zu bereiten, Hans jedoch eilte in den Keller hinunter, um dem Seelsorger ein Glas Wein zu holen.

Dieser, der Herr Vikar, hatte sich zu dem Bette Ronis gewendet und sprach:

„Auch Ihr, liebe christliche Seele, müßt bedenken, daß Leben und Tod in Gottes Hand liegen, daß wir nicht wissen können, was sein unerforschlicher Ratschluß über uns verhängt hat. Wir alle sind ja nur Pilger hier auf Erden, heut' oder morgen schon können wir in unsere wahre ewige Heimat abberufen werden. Der Tod ist nur ein Übergang zu einem neuen, bessern Leben. Drum sollen wir uns auf einen seligen Hinscheid allzeit vorbereiten und dann Gottes Fügung in christlicher Ergebenheit abwarten. — — Verlangt Euch, liebe christliche Seele, nicht auch, eine reumütige Beichte zu verrichten, sei's zum Leben, sei's zum Tod?"

Roni hatte den Seelsorger fortwährend und ohne ein Wort zu sprechen, angestarrt. Plötzlich aber richtete er sich im Bette hoch auf, warf das Laken weit von sich, streckte die lange, knöcherne Hand nach dem Vikar aus und rief, den Mund zu einer Grimasse verzerrend:

„Gilt's 'nen Batzen, ich sterb' nicht?"

Das Blut drang ihm wieder unter der breiten Kopfbinde hervor und lief in breiten Streifen über das sterbensbleiche Angesicht herab, die großen grauen Augen leuchteten so seltsam. — — Der arme Vikar war unwillkürlich einen Schritt

zurückgewichen, es überlief ihn eiskalt vom Scheitel bis zur Sohle.

Da zupfte ihn der Sakristan beim Arm:

„Kommt, Herr Vikar, dieser da ist ja nicht gescheidt!"

„Nicht gescheidt?" rief der Vikar entsetzt und griff geschwind nach Hut und Stock und machte sich eiligst die Treppe hinunter.

Der Närrische aber, wie er den Seelsorger davoneilen sah, brach in ein markdurchdringendes Gelächter aus und schrie:

„Hussa, hussa, rätätä! Der hat sein Teil!"

Dann sank er jählings in die Kissen zurück.

Des andern Tages konstatirte der Arzt, daß Roni sich bereits außer Gefahr befinde.

Mit Joggi dagegen ging es von Stunde zu Stunde schlimmer. Fünf Tage nach seinem Sturze, am Kaiser Heinrichstag, war er eine Leiche.

Und die vielen Leute, die ihm die letzte Ehre erwiesen, sagten:

„Das war ein grundehrlicher, braver Mann, der brävste in der ganzen Gemeind', jawohl! Wär' nur der Hans auch so Einer — — allein der schlägt seinem Ätti nichts nach!"

Vierzehntes Kapitel.

Leid ohn' Ende.

Joggi gestorben, begraben!

Nun mußte er auch noch vollends tot gegessen und getrunken werden. So wollte es die Sitte, die Freundschaft.

Die beiden Tage über, in welchen Joggis Leiche ausgestellt war, hatten die Käthri und das hülfreiche Mareili alle Hände voll zu tun gehabt mit Fleisch sieden und braten und Kuchen backen aller Art; Hans mit Herrichtung von Tisch und Bänken in der weiten Tenne.

Und die teuren Verwandten taten dem Toten alle Ehre an, so zwar, daß die Hinterhöferin beim Abschiede den Finger statt ins Weihwasserkrüglein in die Ölpinte tauchte, und der Schneiderklaus so schief geladen hatte, daß er sich an den Wänden halten mußte und schließlich mit einem Beine in die neben dem Hause sich befindliche Kalkgrube trat, aus welcher er schier nicht mehr zu befreien war. Er bekam hiedurch ein gar seltsames, gesprenkeltes Aussehen, zum Ärgernis der Leidgenossen, zum Ergötzen der Schuljugend, der er just in den Wurf wackelte.

Nun erst, nachdem die letzten der Leichengäste, auch das getreue Mareili, den Erlenhof verlassen, empfand Käthri den Verlust, der sie so urplötzlich betroffen, in seinem ganzen Umfange. Es überkam sie mit einemmal ein Gefühl der Verlassenheit, des tiefsten Weh's. Sie warf sich auf das Sterbelager ihres Gatten und weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

„Nun bleibt mit fürder keine treue Seele mehr auf dieser Welt, als Hans und etwa noch das Mareili!“ jammerte sie. „Wo der Hans nur sein mag?“

Sie fand ihn auf dem Stallbänklein sitzend, mit ebenfalls verweinten Augen vor sich hinbrütend.

„Hans, wo bleibst auch so lange? Du mußt mir ja aufräumen helfen. Das Mareili hat heimgehen müssen, der Klausi klage so sehr über Kopfweh. Komm', Hans, wir haben genug zu tun, denn in einer Stunde ist schon Melkenszeit, und liegt alles Geschirr unbespült an den Haufen!“

Als sie auf die Vortenne hinaustraten, sahen sie den Untervogt des Weges kommen, gerade auf das Haus zu.

„Was will der hier?“ fragte die Mutter verwundert.

Hans sagte, der Mutter Hand erfassend, sagte es mit bebender, demütiger Stimme:

„Mutter, erschrecket nicht und werdet nicht höhn: ’s ist etwas passirt. — —“

„Was denn, Hans?“ fragte sie.

Der Untervogt sagte es.

Vor acht Tagen sei es gewesen und im „Waldhäusli“; da habe Hans des Ochsenwirtes Karrer so furchtbar geschlagen, daß sofort der Arzt geholt werden mußte und man zur Stunde noch nicht wisse, ob der Arme wieder zu seinen geraden Gliedern kommen werde. Die Achsel sei ihm ausgerenkt, zwei Rippen gebrochen, von den merkwürdigen Beulen und den zerrissenen Kleidern gar nicht zu reden. Nun habe der Ochsenwirt nicht dulden wollen, daß während der Krankheit und dem Todesfall Joggis eine gerichtliche Klage anhängig gemacht werde. Jetzt aber sei er, der Untervogt, da, um anzufragen, ob Hans nicht lieber gütlich ausmachen wolle. — —

Die Käthri schien von dem, was sie hörte, wie betäubt.

„Ist auch alles wahr, was Ihr da sagt, Untervogt?“ stammelte sie. — „Ist es wahr, Hans?“

Und als sie in der Miene ihres Sohnes die Bestätigung las, da brach ihr Schmerz von neuem aus. Sie, die gemütsstarke Frau, barg das Haupt in die Trauerschürze und begann zu schluchzen und zu weinen wie ein Kind.

Es waren Tränen der Scham und des bittersten Herzeleids, welche die Witwe vor den verlegen dastehenden Männern vergoß. Tränen der Scham über die Dinge, so in diesen

grenzenlos traurigen Tagen über ihr Haus gekommen; der höchsten Betrübnis über den Grad der Verwilderung und Verrohung, welche sich des Herzens ihres Sohnes bemächtigt haben mußten. — — Sie sah den Abgrund, gähnend und verhängnisvoll, in welchen ihr einzig Kind auf dem betretenen Wege notwendig sinken mußte. Und sie mußte, heute zum erstenmale, sich offen gestehen, daß sie selbst, durch ihre nachlässige, verkehrte Erziehung, vieles zur Entwickelung dieses seines leidenschaftlichen und gewalttätigen Charakters beigetragen. — Sie gedachte des dahingeschiedenen armen Joggi, der im Vergleiche zu Hans so unendlich gut und fromm gewesen, und den sie seines versöhnlichen Sinnes wegen öfters hart angelassen und gewiß sehr betrübt hatte! Den Besten aller Männer haben sie heute zu Grabe getragen, und Hans — Hans wird durch seine Ruchlosigkeit auch sie frühzeitig ins Grab bringen — —

Die Tränen der Mutter schienen auf Hans einen viel mächtigern Eindruck auszuüben, als es die beredtesten Worte vermocht haben würden. Er, der Gewaltige, stand da mit der Miene eines schuldbewußten Schulknaben, und mit reuevoller Stimme sagte er:

„Laßt das Weinen, Mutter. — — Ich will mir Gewalt antun und Euch keinen Verdruß mehr bereiten — zählt darauf!“

Der Untervogt aber drängte auf Entscheid. Ihm sei die Mission sehr zuwider gewesen und er habe sie einzig und allein aus Wohlwollen für die Käthri übernommen, und in der Hoffnung, einen kostspieligen und unrühmlichen Prozeß verhüten zu können.

Da trocknete Käthri die Augen und versprach, dießmal noch, für alle Folgen und Unkosten gutstehen zu wollen. Sie

bat den Untervogt, die Sache auszumachen, so gut er könne, und ihr dann Bericht zu geben.

Kaum jedoch hatte sich der Unterhändler auf Schußweite vom Hause entfernt, so ließ sie ihrem Schmerze und ihrem Zorne freien Lauf. Hans mußte Dinge hören, die auch durch eine dickere Haut, als die seinige, gedrungen wären. Er nahm alle die Vorwürfe und Zurechtweisungen geduldig hin. Sie aber konnte ihrer Strafpredigt schier kein Ende finden.

„O, wenn nur der Ätti noch lebte, die liebe, gute Seele!“ rief sie aus. „Aber nein, es ist besser so! Ist es ja als eine besondere Gnad' des lieben Herrgotts zu betrachten, daß er die Schand' nicht erleben mußte. — — Aber ich sag's noch einmal: Schämst Dich denn auch gar nicht, Hans, Dich so kolderhaft aufzuführen? Bei jeder Gelegenheit dreinzuschlagen wie ein Vieh? Und so einen armen Knecht, der sein Brod so sauer verdienen muß, zum Krüppel zu schlagen, daß er vielleicht zeitlebens nicht mehr schaffen kann. Hast auch noch einen Funken Christenverstand im Leib, Hans? — Und daß es gerade des Ochsenwirts Knecht sein mußte! Der wird eine Freud' haben an unserer Schand'. — — Schäm' Dich, Hans!“

Der Sermon begann Hans doch zu ärgern; der letzte Abschnitt desselben aber gab seinem bereits wieder erkalteten schlauen Sinn eine Waffe in die Hand, wie er sie zu seiner Beschönigung nicht besser hätte wünschen können.

„Ja, Mutter“, entgegnete er mit schüchterner Miene, „der Ochsenwirt, der ist eben schuld an der ganzen Geschicht'! Er hieß den Knecht beim „Waldhäusli“ einkehren, obwohl oder vielmehr gerade weil er mich dort wußte; er selbst machte sich mit seinem Wägelein hinterlistig nach Hause. Und warum

mußte der Karrer mit mir anbinden, mich herausfordern? Der Onkel Ochsenwirt hatte sehr wahrscheinlich erwartet, sein starker Karrer würde mich prügeln, vielleicht totschlagen. — — Ich bin ihm halt im Weg'! Und hätte mich der Knecht umgebracht, — er, der Öchsli, ist ja reich genug, um eine solche Bagatellsache mit Geld auszumachen —, es hätt' ihn vielleicht schon gar nichts gekostet, ist er ja der fürnehme Ratsherr, und ich nur der einfältige Erlenhans!" — —

Eine klügere Wendung hätte Hans seiner Verteidigungsrede nicht geben können.

Der Ochsenwirt hat den Streit angezettelt aus boshaft feigem Sinn!

Das zündete in dem immer noch haßerfüllten Herzen der Erlenkäthri. Je länger sie darüber nachdachte, desto mehr wurde der ausgesprochene Verdacht zur Gewißheit. Und schließlich sprach sie ihren Sohn, wenn auch nicht gänzlich, so doch zu drei Vierteilen, von aller Schuld frei, gelobte sich dagegen, den Studenten fürderhin noch gründlicher zu hassen als zuvor.

Nach zwei Tagen erschien der Untervogt abermals und meldete, daß er nun nach vieler Mühe und durch Vermittelung des Ochsenwirtes einen Vergleich zu Stande gebracht.

Der Vergleich kostete viel Geld. Zum großen Ärger Käthris war ihre Barschaft bis auf ein geringes Sümmchen auf die Neige gegangen, der erwartete Zuschuß aber noch nicht eingetroffen. Der Ausgleich verlangte Barzahlung — was nun anfangen? Die Verlegenheit war groß!

Da erinnerte sich Käthri des Geldbeutelchens, welches Joggi einst als Geschenk des Göttis heimgebracht. — — Eine gewisse heilige Scheu durchdrang sie, als sie die Schublade öffnete, in welcher derselbe seine Reliquien aufbewahrt

hatte, und ihre starke Hand zitterte, als sie die harten, blinkenden Goldstücke hinzählte. Hatte Joggi damals nicht gesagt: „Wer weiß — vielleicht sind wir noch einmal froh darüber.“ — —

Wenn er das hätte wissen sollen, diese schmachvolle Verwendung! —

Als der Untervogt fort war, ging sie nach Roni zu sehen. Der hatte sich ordentlich erholt und grinste ihr freundlich entgegen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Begegnung auf dem Jahrmarkte.

Der Ausbau des Hauses war vollendet, und es konnte der frohe Einzug gehalten werden.

Wie das hell und geräumig aussah in den neuen Stuben, und die Worte wiederhallten von den weißgetünchten Wänden! Da brauchte der lange Hans sich nicht erst demütig zu bücken, bevor er eintreten konnte. Und das Sonnenlicht, das trat so voll und mächtig durch die hohen weiten Fenster, es war zum Verstaunen!

„Da wird's einer jungen Frau schon eher gefallen“, sagte Käthri zu dem der „Hausweihe“ beiwohnenden Mareili, „meinst nicht auch? Ich freilich hab's armseliger angetroffen, ich mag nicht daran denken — — Und doch war's eine schöne, glückliche Zeit, die Zeit unsrer jungen Ehe, die wir in dem alten engen Stübchen zubrachten, ich und der Joggi selig. — —“

Sie wischte sich eine Träne aus den Augen und nach einer Weile fuhr sie fort:

„Ja, ich wollt', es wäre eine junge Frau da, eine brave, schafferige, manierliche! Ich glaub', die würd' etwas über den Hans vermögen, ihn zu Hause behalten und zähmen können. So ein junges lieb's Traueli, wie ich mir eines denk', hat eine gar große Gewalt über den Mann, gelt, Mareili!"

Mit Hülfe zweier Taglöhner wurden die Herbstarbeiten zu Ende gebracht. Die beiden großen Ochsen waren entbehrlich geworden, besaß man ja noch Vieh genug für den gewonnenen, mittelmäßigen Futterertrag. Die Erlenbäuerin und ihr Sohn beschlossen daher, die Ochsen am Langenbacher Gallenmarkt feil zu bieten.

Es war ein hellklarer Spätherbstmorgen. Über den abgeäzten Wiesen und den frischen Saaten lag ein starker Reif ausgebreitet, der funkelte wie kostbares Edelgestein. Reif lag auch auf den welken gebräunten Baumblättern, sie vermochten ihn kaum mehr zu ertragen, und so oft ein Vöglein auf den Ast hüpfte oder ein Windhauch wehte, sanken ihrer viele totmüde zu Boden. Schneegans und Wildente zogen im Zickzackfluge und schnatternd westwärts, das Eichhorn im Gezweige, Feldmaus und Wiesel im Baue sahen ihnen verwundert nach, Weih' und Rabe aber krächzten: Ade, wir bleiben im Lande!

Von dem allem sah und hörte Hans nicht das geringste. Er hatte genug zu tun, die beiden trägen, widerstrebenden Ochsen nachzuschleppen, und fast schien es, als gelte es eine Wette, wer stärker sei, er oder die Gehörnten.

Bald holte ihn auch, sonntäglich geputzt und den Marktkorb am Arme, die Mutter ein.

„'s ist eineweg ein hübscher Bursch', der Hans!" dachte sie; und ihr Mutterstolz erwachte von neuem. „Auch die Mädchen müssen Gefallen an ihm finden, das begreif' ich!"

„Hans“, sagte sie nach einer Weile, „Hans, gehst noch immer zu des Bachstelzenbauern Resi?“

Hans sah sich erst verwundert um, dann antwortete er gelassen:

„He ja — so dann und wann. — — Erst letzte Woche war ich dort, als ich den Bodenzins zahlte; Ihr wißt's ja! Und gestern ein wenig, im Vorbeigehen — hü, Stiere!“

„Hans! Das Resi ist nach meinem Dafürhalten ein rechtes Weibervölchli, groß und stark, und kann schaffen wie ein Knecht: melken und mähen und dreschen und düngladen, alles steht ihm gut an. Seine Mutter hat mir erst letzthin erzählt, auf dem Kirchgang, wie das ein kuraschiertes, anstelliges Meitli sei und gar kein Leckermaul. Und wüst ist es auch ganz und gar nicht. Ich glaub', Du bekämst das Resi, Hans — was meinst?“

Über solche Dinge hatte die Mutter noch nie zu Hans gesprochen. Er geriet in etwelche Befangenheit, und es dauerte eine Weile, bis er antwortete:

„Ich glaub', ich bekäm' das Resi schon. — — Aber wir haben noch nie so weit gered't, ich und es; mit dem Heiraten pressirt's ja nicht.“

„Ja, ja, ich glaub's schon, daß es Dir nicht pressirt“, entgegnete die Mutter eifrig. „Das ledige, lustige, liederliche Leben tät Dir noch lang' gefallen, glaub's schon!“ Dann fuhr sie in freundlicherm Tone fort: „Gut wär's immerhin, wenn Du heiraten tätst, Hansi! Du bist schon nicht mehr ganz jung, ich aber geh' den alten Tagen entgegen, wo man nicht mehr so hart werken mag. Es braucht nicht heut' oder just morgens zu sein — aber denk' ans Heiraten, Hans, mir

zu Gefallen! Red' mit der Resi darüber. — — Ich denk', sie kommt auch zu Markt?" förschelte sie.

„Ja, so viel ich weiß. — —"

Sie hatten die Landstraße erreicht, es gab Reisegefährtschaft aller Art. Hans reichte der Mutter den Knotenstock, damit sie die Ochsen dann und wann herzhaft „gusle".

„Ich möcht' lieber ein Füderlein Heu den jähen Stutzhubel hinaufziehen, als diese zwei trägen Kerle zu Markt schleppen!" klagte er und wischte sich mit dem Sacktuche den Schweiß von der Stirne.

Endlich waren sie auf dem Markt angelangt. Hans band seine Ochsen sonnseits, vor des Spengler Feigel's Hause an. Dann stellte er und die Mutter sich, wie es Brauch ist, zu Häupten des Viehes auf. Der Handel wollte sich nicht recht anlassen, die Käufer erwarteten noch mehr Ware. Hans rieb sich die steif gewordenen Finger, dann begann er die Pfeife zu stopfen.

„Es macht ziemlich frisch, diesen Morgen", sagte eine ältliche, behäbig aussehende Frau, welche nebenan ebenfalls feil hielt. „Reif und kalte Nebel gemahnen an den nahenden Winter."

„Ja, 's ist wahr", antwortete Käthri.

„Doch haben wir, auf den Bergen droben, nicht so viel Nebel wie Ihr. Seit vierzehn Tagen hatten wir stets warmen Sonnenschein. Im Haustagen freilich haben wir's dann auch strenger."

„So, Ihr kommt ab den Bergen?"

„Ja, von der Balzismatt, zwei starke Stunden von hier. — — Mein Mann ist kränklich — aha, da kommt der Jud', dem wir auch schon Küh' verkauft haben — — Achtzehn Dublonen für Beide! Die Schwarze da ist nähig, die

Gelbe kommt auf Lichtmeß, die besten Milchküh' von der Welt, dürft mir's glauben — — Fünfzehn Dublonen? Da müßt Ihr Euch andere Narren suchen. Die Donners Juden tun einen nur vexiren. — — Ja, mein Mann ist kränklich und die Buben sind noch zu jung, zu unerfahren, da mußten ich und das Meitschi zu Markt fahren. Der Ätti hat's ungefähr angedeutet, was wir lösen sollten, in diesen Stücken weiß unsereins doch gar wenig Bescheid. Das Meitschi ist zum Viehdoktor gegangen, wegen dem Schein.

„So, ab der Balzismatt kommt Ihr?" fragte Käthri, ihre Nachbarin aufmerksam betrachtend. „Ab der Balzismatt? Ihr werdet doch nicht etwa des Martins Frau sein?"

„Ei ja, die bin ich! Kennt Ihr den Martin?"

„Das will ich meinen! Wir sind ja Vetterleut. — — Meine Mutter selig und des Martins Ätti waren Geschwisterkinder —"

„So? Seid Ihr etwa die Erlenbäuerin? Herrje! wie man auch zusammenkommen kann! Nahe Vetterleut', und einander nicht kennen — ist das nicht greulich? Nun, Gottwilchen, Base! — Wißt Ihr noch, als ich und der Martin Euch zur Hochzeit luden? Ihr konntet nicht kommen, es war bei Euch strenger Heuet. — — Ei ja wohl! Mein Mann kennt Euch besser als ich, hat er ja einmal bei Euch übernachtet, als er mit dem Vieh heim kam, aus dem Oberland. — — Aha, bist da, Meieli? War der Doktor zu Haus'? Hast Pulver für die Säu'? Lug', das ist unsre nahe Base ab dem Erlenhof' — gib ihr die Hand! — Ist dies etwa Euer Sohn, Base?"

„Ja, mein Sohn Hans. Der Ätti ist diesen Sommer gestorben, ganz ung'sinnt. — — Er fiel vom Maurergerüst

herunter, und — denket! — in fünf Tagen war er tot! Ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand. —"

„Sind die Ochsen Euer?" fragte ein herzueilender Händler. „Wie teuer?"

„Dreißig Dublonen!" erklärte Hans.

„Ich geb' sechsundzwanzig und einen halb', und ein Trinkgeld —"

„Ich lass' sie nicht unter neunundzwanzig —"

„So behalt' sie!"

„Ja," fuhr die Käthri fort, „ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand! Wir hatten immer so friedlich mit einander gelebt, ich und der Joggi, und mußten so plötzlich, mitten im Bauen, von einander scheiden." — — Und sie fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen. — „Ich selbst", redete sie fort, „konnte nicht ans „Gräbtladen" denken, des Hohlwegbauern Konrad besorgte das und muß Euch vergessen haben. Nichts für ungut, Base! — So, dieß ist Eure Tochter? Potz Tausend, wie das ein großes, hübsches Bäschen ist!"

Das hatte sich Hans auch gedacht. — — Schlank und kerzengerade, und Bäcklein so rosig und fein, und kastanienbraunes Haar die reiche Fülle, und ein feingeschnittenes Mündchen, und Augen — das Bäschen hatte gewiß auch die allerschönsten Augen, wenn es sie nur auch einmal aufschlagen tät'. — — Ach, des Bachstelzen Resi und die Dorfmeitschi insgesammt waren gegen diese nur groblächtige Klötz'! — Hans konnte sein Bäschen nicht genug anlugen und vergaß darob schier seine Ochsen, die immer mehr begehrt wurden. Auch das Mädchen konnte sich nicht enthalten, einige Male verstohlen nach seinem großen hübschen Vetter hinzugucken. Und da sich ihre Blicke einmal flüchtig begegneten, da mußten sie beide lächeln, und

das Mädchen wurde über und über rot, bis ans Ohrläppchen hinan.

Die Ochsen wurden verkauft. Durch die energische Vermittlung Hansens war es auch der Base gelungen, die eine Kuh zu sehr annehmbarem Preise abzusetzen; die andere, erklärte sie, sei ihnen nicht so sehr feil.

So begab man sich denn ins Lindenwirtshaus, um bei einem gemeinschaftlichen Mittagessen und einem guten Glase Wein die losen verwandtschaftlichen Bande neu zu knüpfen und zu festigen.

Das Resi konnte wegen heftiger Zahnschmerzen nicht zu Markt kommen; so wurde Hans gemeldet. Er war es sehr zufrieden. — —

Es kamen Freunde und Kameraden und luden Hans zum Kegelspiele ein.

„Lug', Hans, da auf dem neuen Ries' fallen sie um zu Vieren und Fünfen, 's ist 'ne wahre Freud', rein wie weggeblasen! B'sonders dein aufgedrehter Wurf muß Wunder tun. — — Es sind Niederhauser Burschen da, die wollen wir gehörig aussäckeln! Der große Knobelmattjoggi steht schon längst draußen und klimpert hochmütig mit seinen Neutalern; die sollte man ihm doch abnehmen, was meinst, Hans?“

Hans hatte schon längere Zeit einen Zahn auf den prahlenden Knobelmattgroß; sich einmal mit ihm zu messen, im Kegelspiel oder auch im Raufen, das war sein größtes Verlangen. Es juckte ihm in allen Nerven. — Und doch vermochte er sich nicht von dem schönen süßen Mädchen zu trennen, das so zaghaft und schüchtern und doch so liebreizend ihm gegenüber saß. Und erst dieser Blick aus dem großen, seelenvollen Auge, der in diesem Augenblicke der Versuchung ihn traf, ein kurzer,

stummer Blick nur, der aber die zärtlichste Besorgnis ausdrückte. — — Hans widerstand.

„Geht nur!“ sagte er zu seinen Kameraden, „geht nur und strengt Euch an, Ihr seid Manns genug für die Niederhauser, im Kegeln und in allen Stücken! — Vorderhand“, fügte er lächelnd hinzu, „bleib' ich hier bei der — Mutter.“

Da ließen sich vom Tanzboden her die ersten Geigenstriche hören, das Klarinett jauchzte hellauf und die Baßgeige begann den Takt zu brummen zu einem allerliebsten, berückendsten Walzer. Des Mädchens Augen blitzten freudig und mutwillig auf und die Füßchen konnte es nimmer still halten unterm Tisch.

„Wollen wir den tanzen, Bäschen?“ fragte Hans und sprang an ihre Seite und bot ihr den Arm.

„Ja, wenn die Mutter nichts dagegen hat.“ — —

Die Mütter hatten nichts dagegen. Sie hatten zu einander Vertrauen gefunden und wußten sich so viel zu sagen, Freud- und Leidvolles; und sie tauschten, bei dem guten Glase Wein und der süßen Torte, ihre Gedanken aus, ihre Pläne, Hoffnungen und Befürchtungen. — —

Abends ging Hans mit den beiden Basen auf den Weg. Die Mutter hatte ihm noch einen Neutaler in die Hand gedrückt und gesagt: „Komm' nicht zu spät heim, Hans, und halt' Dich gut, hast's gehört?“

Und sie schaute den Dreien noch lange nach und dachte: Das Meitli — — ich glaub' das Meitli paßte nicht so übel zu unserm Hans! Es ist so still und sittsam und hat etwas an sich — ich weiß nicht wie ich's nennen soll, etwas Muttergottesartiges — — Wenn ihn eine zu sänftigen ver-

mag, so ist's diese! Wenn sie nur auch etwas Vermögen bekommt — — Muß gelegentlich nachfragen!

Drauf ging sie, des Hohlwegbauern Konrad, mit dem sie heimfahren konnte, aufzusuchen.

Sechzehntes Kapitel.

Hansens Kiltfahrten.

Hans kam erst um Mitternacht nach Hause. Die Mutter war noch wach, sie hatte großen Kummer gehabt seinetwegen, er möchte sich betrunken oder in schlimme Händel gemischt haben. Zu ihrer großen Befriedigung befand sich Hans in der besten, friedsamsten Verfassung.

„Dort im Ofenrohr ist Kaffee, Hans!" sagte sie; „ich denk', er ist noch warm. Und in der Tischtruhe ist auch ein Stück Züpfen, die ich heut' aus dummem G'lüst' gekauft hab'; iß sie nur, ich mag sie nimmer! Was wollt' ich sagen — bist mit den Weibsleuten g'gangen bis heim? Wie sieht's aus auf der Balzismatt? Aber iß Du nur erst, Hans; nachher kannst's noch sagen oder morgens, 's ist ja Zeit genug. Du wirst wohl sehr müd' sein von dem langen Weg'!"

Hans konnte Land und Leute nicht genug rühmen, und wie freundlich er aufgenommen worden und bewirtet mit Nidelkaffee, Butter und Käse. Er habe ihnen auf dem Wege noch eine Halbe bezahlt, im Flüehwirtshause. Der alte Flüehwirt sei letzte Woche gestorben. Der Vetter Martin sehe sehr kränklich aus und könne den Tabaksrauch nicht ausstehen, wegen dem schweren Atem. Man habe ihm auch die Kühe gezeigt,

zwölf Stück, so schwer und spiegelglatt, wie man sie nicht bald zu sehen bekomme. Ein Bube sei sechzehn, der andere vierzehn Jahre alt — beim „Tupf“ könn' er's nicht sagen. Und das Meitschi, das Meieli, verstehe so gut die Haushaltung zu machen und so reinlich zu kochen, und es stehe ihm alles so gut an, und daheim tu' es nicht gar so scheu wie in der Fremde.

So erzählte Hans in einem Zuge, und die Mutter hörte es ihm an, daß er an dem Sennenmeitli einen ganz absonderlichen Gefallen genommen. Diese Wahrnehmung war ihr keineswegs unlieb; hatte ja das sanfte, stille Mädchen es ihr selbst gewissermaßen angetan, und fortan erwähnte sie des Bachstelzen Resi mit keiner Silbe mehr.

Hans pilgerte nun öfters nach den Bergen hin, zum Gegenstande seiner Liebe, seiner ersten leidenschaftlichen Liebe: Weder Sturm und Schnee, noch Kälte vermochten den wetterharten Burschen von diesen Kiltfahrten abzuhalten.

Die Söhne der umliegenden Berghöfe schienen erst durch die Bewerbung Hansens auf die Schönheit und den Wert der jungen Balzismattsennin aufmerksam gemacht worden zu sein. Nun galt es, den Talbauern auszustechen; das Freien sollte ihm verleidet werden, durch Güte oder aber mit Gewalt. Und da das erstere Mittel nicht verfangen wollte, so mußte das zweite und letzte versucht werden. Die eifersüchtigen Sennenbuben begaben sich eines Abends, als sie Hans dort wußten, gemeinsam auf die Balzismatt. Hans sollte ohne langes Federlesen von seinem Liebchen weggerissen, aus der Stube geschmissen und den Berg hinunter getrieben werden, mit lautem Halloh, zum Nimmerwiedersehen. Allein die Burschen hatten die Rechnung ohne den Wirt, d. h. ohne den Erlenhans ge-

macht. Wohl drangen sie beherzt und unangemeldet in die Stube: In wenigen Minuten aber lagen sie allesamt auf der hartgefrornen Hausflur draußen, ächzend und stöhnend; Hans jedoch saß, wenn auch aus der Nase blutend, wieder frisch und fröhlich bei seinem zu Tode geängstigten Feinliebchen auf dem Ofensitz. Und der alte Martin streckte das ungeladene Rohr einer alten verrosteten Flinte zum Fensterläufterli heraus und drohte jedem mit dem sichern Tode, der fürderhin noch einen Mucks machen werde. — Nun lauerten sie ihm auf dem Heimwege auf, Hans jedoch wurde gewarnt und es gelang ihm, auf Umwegen zu entkommen.

Es war für die Erlenkäthri ein großer Trost und eine Freude, zu sehen, wie nüchtern und wohlgemut ihr Hans, fast ohne Ausnahme, von seinen Kiltgängen heimkehrte.

Anders und schlimmer gestaltete sich die Sache, als der Weberchristen sich Hans anschloß, um in jener Gegend ebenfalls einem Schatz, dessen Eroberung er in dem Bergheuet gemacht, seine Aufwartung zu machen. Dieser Weberchristen war ein schlimmer Kumpan, ebenso prahlerisch als feige, von liederlicher Gesinnung und mit einem Durste behaftet, der gewöhnlich weiter reichte, als seine Börse. Auf eine Halbe mehr oder weniger kam es ihm nicht an — wenn Hans sie bezahlte; seinen Anteil Zeche suchte er alsdann durch Lobhudelei auf Hansens Reichtum und Kraft oder durch Erzählung schlüpfriger Anekdoten und lautes Krakehlen abzutragen.

Hans kam immer später und meist in wüstem Zustande nach Hause; auch die Neutaler zerrannen in seinen Händen wie Wasser. Die Mutter machte ihm die ernsthaftesten Vorstellungen, er gelobte Besserung und — das nächste Mal kam er vernachlässigter heim, denn je.

Es war ausgemacht, daß Hans sein Meieli an den großen Fastnachtsball im Flüehwirtshause führen sollte. Die Mutter verschwendete alle ihre Beredsamkeit, um ihn zur Mäßigkeit und zur Vermeidung dummer Streiche zu bewegen.

„Du mußt nämlich bedenken, Hans,“ sagte sie, „daß, wenn Du Dir des Mädchens Liebe und Achtung gewinnen und erhalten willst, Du ihm Freud' und Ehr' bereiten und nicht Verdruß und Schand' machen darfst! Wär's aber ein Meitli, das an wüstem Tun und Holzereien Gefallen fände — ich ließe es niemals über diese Türschwelle hinein, nein, gewiß nicht. — — Nimm auch Weihwasser und bet' ein Vaterunser, Hans, und halt' Dich brav, mir und dem Meitli zu lieb!“

Hans versprach es, versprach es mit offenbarer Aufrichtigkeit. Er hatte das Mädchen ungemein lieb und gelobte sich, alles zu meiden, was ihm dasselbe entfremden konnte.

Und doch verstrichen zwei Tage und Hans war noch nicht daheim. Die Mutter konnte keine Ruhe mehr finden. Sie sandte ihren Knecht, den krummen Lipp, auf Kundschaft aus. Der Lipp kam heim und berichtete, der Hans und der Weberchristen und noch ein Dritter, man sage, es sei der junge Flüehwirt selbst, befänden sich mit einem Fuhrwerk im „Waldhäusli“; sie würden bald anrücken. — — Im Flüehbad habe eine arge Schlägerei stattgefunden, Hans und Christen seien allein gegen die sämtlichen Sennbuben gestanden, Christen sei gottsjämmerlich vertätscht worden, Hans aber habe sich geschlagen wie ein Löwe. Und im ganzen Tale spreche man von seinen Heldentaten. So habe es ihm der Ramiswiler Müller, mit dem er ein Stück Wegs gefahren, soeben erzählt.

Ach, was kümmerte die Mutter der sehr zweifelhafte Ruhm

ihres Sohnes! Mußte sie ja diese Großtaten mit teurem Gelde, mit Tränen und schwerem Kummer bezahlen. — —

Es war in später Nachtstunde, als die drei, vom krummen Lipp angekündigten Gesellen johlend und lärmend auf dem Erlenhofe angefahren kamen. Die durch den Anblick der Lüderlichkeit empörte Bäuerin zerrte ihren Sohn unsanft zur Hausflur herein, den beiden Nachfolgenden aber schlug sie die Türe so heftig vor der Nase zu, daß der Gips von den frisch getünchten Wänden bröckelte.

„So?“ fluchte der Flüehwirt, „ist dies das Trinkgeld und das Kirschwasser, welches uns der Lange versprochen? Da wollt' ich gleich lieber, der Teufel holte solche Fahrten bei Nacht und Nebel — —“

Des Morgens, als Hans katzenjämmerlichen Angesichtes auf dem Ofenbänklein saß und die verzweifeltesten Anstrengungen machte, die hohen, harten Werktagsstiefel anzuziehen, kam die Mutter aus dem Stübli geschritten, stellte sich, die Hände zornig in die Hüfte gestemmt, vor ihn hin und sprach:

„He, Gut' Tag, Hans! Sollt' Dir schier die Hand reichen, so lang' haben wir uns nicht mehr gesehen. — — Kommst heim vom Fastnachtsball, in zwei Tagen erst, zerzaust und beschmiert wie ein gemeiner Lump — Du, des Erlenhofs einziger Sohn! Schämst Dich nicht? Schämst Dich nicht, auf solch' niederträchtige Art das Geld zu vergeuden, das ich und Dein Ätti selig so sauer zusammengespart? Was glaubst wohl, was die Leut' von Dir denken und sagen werden, und auch von mir, die ich das gestatte? Hab' immer gehofft, Du werdest Dich bessern, allein ich seh's, Du treibst es immer wie ärger. — — Dein Mägdlein aber, wenn es ein Fünklein Gnad' und Verstand hat, so läßt es

Dich fahren! Ich wenigstens, als ich noch jung war, hätt' einen solchen Burschen mit keinem Aug' mehr angelugt, verstehst das, Hans!"

Hans brummte etwas, das als Entschuldigung dienen sollte, in den Bart.

Die Mutter aber wehrte barsch:

„Nichts, nichts! Ich will nichts wissen, kenn' die Ausflüchte schon! Ich will kochen gehen, damit der arme Lipp etwas zu essen kriegt; er ist schon zwei Stund' auf und plagt sich alleine mit dem vielen Vieh. — —"

Abends, als Hans die Kühe molk, kam die Mutter in den Stall und sagte:

„Ich will keine Worte mehr verlieren über Dein Tun und Treiben, Hans! Es ist halt' eine Schand' und eine Sünd', daß ich's leid'! Drum sag' ich Dir: Deinem ärgerlichen Kiltlaufen muß ein End' gemacht werden, ich duld's nicht länger! Noch *einmal* gehst mir auf die Balzismatt, je eher desto lieber, um das Meitli anzufragen! Nach Ostern, dann soll die Hochzeit sein, vorausgesetzt, daß es Dich jetzt noch nimmt, nach den wüsten Streichen. — — Es soll mich wundern!"

So sprach die Mutter.

Hans aber wälzte sich eine halbe Nacht unruhig und von Gewissensbissen gequält, auf seinem Lager herum und seufzte einmal um das andere:

„Wenn Dich das Meitli noch nimmt — —!"

Siebzehntes Kapitel.

Das Balzismattmeieli.

In stiller, glücklicher Einsamkeit, einer Waldblume gleich, war Meieli aufgewachsen. Für sie war die waldumsäumte entlegene Balzismatt, mit ihrer schindelbedeckten niedrigen Sennhütte, den grünen Matten und Weiden, den hohen Wildkirschbäumen und weiten Schirmtannen, lange Zeit der Inbegriff der gesamten Schöpfung gewesen. Als ältestes und längere Zeit einziges Kind des Hauses hatte sie keine andern Gespielen als die Hühner und Tauben, die Vögel und Schmetterlinge, die Katze und den Bäri, den großen, trägen, sanftmütigen Bäri, mit dem es rülzen konnte nach Herzenslust. Es ließ sich vom Sonnenstrahle Gesichtchen, Hals und Ärmchen bräunen, vom flüchtigen Winde die flachsgelben Löckchen aufbauschen; im weichen Grase liegend, lauschte es den Trillern der Lerche, dem Gesumme der Bienchen, dem Gezirpe der Käfer; oder es sprang hinter den hüpfenden Lämmchen und Zicklein drein, bis der böse Schafbock sich ihm in den Weg stellte und es mit seinen harten Ringelhörnern bedrohte. Bisweilen verirrte sich auch ein Hausirer auf die Balzismatt oder es kam ein Pater Kapuziner, um eine milde Ankenballe in Empfang zu nehmen; dann lief das Kind laut schreiend der Küche zu und barg sich ängstlich hinter Mütterchens Schürze.

Und doch sollte es auch die Schule besuchen gehen. Ach Gott, wie fürchtete es sich vor all' den fremden Leuten, den vielen lärmenden Buben und dem ernsten Gesichte des alten Schulmeisters!

Allmälig blühte es zu einer schlanken, zarten und bildschönen Jungfrau heran. Einmal erstarkt, gewöhnte es sich auch rasch an alle vorkommenden Arbeiten in Haus, Garten und Wiese, zeigte sich sehr willig und gehorsam, und ward bald des Vaters Augapfel, der Mutter Stolz und Freude.

Es kam die Krankheit des Ättis und der Besuch des Langenbacher Jahrmarktes. Es eröffnete sich des Mädchens Sinnen eine neue, ungeahnte Welt: die vielen, vielen zusammengewürfelten Leute aller Stände, die ausgestellten Herrlichkeiten aller Art, das bunte, wirre Treiben, das Lärmen und Summen, die Schaubuden und Rößlispiele, die Freude und Lust in der heitersten, anmutendsten Gestalt! Und die Begegnung mit der Erlenbase, die Bekanntschaft mit dem Vetter. — —

Und dieser Vetter war ein so ausnehmend großer, hübscher Bursche und hatte im Vergleiche zu den ihr bekannten Sennenbuben so gar einnehmende Manieren, konnte so angenehm und lustig schwatzen und tanzte so flott und fröhlich! Und die Mutter sagte, er sei einziges Kind und reich, sehr reich — wie hätte das unerfahrene Mädchen seiner Liebeswerbung widerstehen können?

Selbst die Keilereien und das nicht immer ganz nüchterne Benehmen des Freiers vermochten der Zuneigung des Mädchens und auch seiner Eltern keinen Abbruch zu tun; galten ja in ländlichen Kreisen Körperkraft und Mut von jeher als sehr schätzenswerte Eigenschaften eines Bauern- und Sennenbuben.

Als daher Johannes von Egg, zubenannt Erlenhans, auf ausdrücklichen Wunsch seiner Mutter, am Altenfastnachtsonntag auf die Balzismatt geschritten kam, um feierlich um die Hand der Tochter anzuhalten, da sprach diese ihr freudig

schüchternes „Ja“; und die Eltern hatten auch nichts einzuwenden, als daß Meieli auch noch gar zu jung sei, kaum erst das zwanzigste Altersjahr zurückgelegt habe. Und der Mutter drangen die Thränen in die Augen, und Meieli sprang ihr an den Hals und herzte und küßte sie und weinte ebenfalls mit und sagte:

„Mutter, wenn Du's ja nicht gern siehst, so sag's nur!“

„Nein, nein!“ entgegnete diese, sich die Augen trocknend, „ich will nicht vor Deinem Glücke sein, und einmal wird es doch sein müssen, ein Jährchen früher oder später — ich muß mich halt drein schicken!“

Dann ging die Mutter in die Küche hinaus und bereitete einen köstlichen Nidelkaffee und trug Küchli auf von allen Sorten. Und der Ätti Martin zerrte eine bestaubte Strohflasche aus dem Grunde des Eckkastens hervor und kredenzte seinem künftigen Eidame einen alten delikaten Enzian, Eigengewächs; und er selbst küstete ihn mit schnalzender Zunge und leerte ein Gläschen um das andere und sprach:

„Das reinigt Lunge, Herz und Nieren, Hans, und stärkt das Gewissen!“

Und er schmatzte mit dem Munde und strich mit der schwieligen Hand über den steifgeplätteten Hemdbusen auf und nieder und stieß nochmals mit Hans an und ward guter Dinge, wie man ihn seit seiner Krankheit noch nie gesehen. Die Buben aber glotzten verwundert drein und wußten nicht, was das zu bedeuten habe: das Meitli wolle heiraten. — —

Am Langenbacher Maimarkt des Jahres Siebenundvierzig ging es im großen Saale des Lindenwirtshauses gar hoch her; denn es waren nicht weniger als sechs Gesellschaften, welche hier fröhliche Hochzeit feierten.

Unter all' den geputzten Brautleuten aber tat sich Hans durch seine außergewöhnliche Stattlichkeit, Meieli durch seine bezaubernde Schönheit hervor; man konnte es nicht genug anlugen!

Und Alles atmete Lust und Fröhlichkeit. Männlein und Weiblein, Jung und Alt ergingen sich in Scherzreden, Gesang und Tanz. Da hätte man die kernhaften Söhne der Berge sehen sollen, wie sie mit ihren derbgenagelten Schuhen den Tanzboden bearbeiteten und ihre Jauchzer steigen ließen, daß es Mark und Bein durchdrang.

Auch die Mutter Käthri zeigte sich heute ungemein vergnügt. Mit berechtigtem Stolze sah sie nach ihrem Sohne hin, dem hübschen, stattlichen; und er benahm sich heute so höchst anständig, aufmerksam und zuvorkommend gegen Braut und Gäste. Dann betrachtete sie wieder die liebreizende Braut, und immer von neuem mußte sie sich's gestehen: „Diese liebe, gute Seele wird meinen Hans sänftigen, bessern!"

Ja, der Mutter Freude verstieg sich so weit, daß sie einer scherzhaften Aufforderung ihres Gegenschwähers, des Balzimättlers, Folge leistend, mit diesem einen Solowalzer tanzte, so schwungvoll und kunstgerecht, daß die ganze Gesellschaft in stürmischen Beifall ausbrach und sie nötigte, nun auch noch den schier in Vergessenheit gefallenen Lang- oder Kehraus zu tanzen; wobei jedoch dem Martin plötzlich der Atem ausging und die Partie vorzeitig aufgegeben werden mußte.

Und niemand wollte glauben, daß die flinke Erlenbäuerin sich den Sechzigen näherte, so schmuck war ihr Aussehen, so rabenschwarz ihr Haar, so lebendig der Blick aus ihrem dunkeln Auge. — —

Achtzehntes Kapitel.

Die junge Hausfrau.

Auf dem Erlenhofe war neues Leben eingezogen.

Man sah und fühlte die ordnende Hand, das sittige Walten einer jungen Hausfrau. Haus und Flur gewannen bald einen andern, wohltuenderen Anblick. Gartenbeetchen und Fenstersimse begannen sich mit einem hübschen Blumenflor zu schmücken, die Fenster wurden mit Vorhängen versehen, die Spinnweben verschwanden aus den Winkeln und Ritzen, und die Messingknöpfe des mächtigen Kachelofens erglänzten wie Gold.

„Ja, ja, das ist recht, Meieli, daß Du aufräumst“, sagte die Käthri neidlos; „hab' auch schon daran gedacht, wie notwendig das wär'. Aber wo hätt' ich die Zeit hernehmen sollen zu derlei Sachen, wenn man alleine ist im Hauſ' und alle Händ' voll zu tun hat mit Kochen und Pflanzen? Oder ist's nicht so, Meieli?“

Dann wurden die Wäsche und die Werktagskleider einer Ausbesserung unterworfen, und Mutter Käthri wußte dieses Bestreben um so höher zu schätzen, da ihr, wie den meisten ihrer Zeitgenossinnen, die Kunst des Nähens und des Strickens völlig abging. Und Meieli verfügte über keines der vielen Wäschestücke, ohne vorerst die Meinung der Schwiegermutter eingeholt zu haben.

Überhaupt erzeigte sich die junge Hausfrau von Tag zu Tag mehr als eine jener seltenen weiblichen Naturen, welche ihren eigenen Willen in aller Treue und ohne Murren einer fremden Autorität unterzuordnen wissen. Und Käthri war

einsichtig und ehrlich genug, dieses in ihrem Herzen anzuerkennen und in ihrer Schwiegertochter diejenigen Eigenschaften zu schätzen, welche ihr selbst zumeist abgingen: ächte Weiblichkeit, demütigen, sanften Sinn. — —

Sah man den großen derbknochigen Hans in seinem groben Anzuge hantieren und werken, die starrköpfigen Ochsen mit riesiger Kraft unter das Joch zwängen und die vielen schweren Ackergeräthe wie leichtes Spielzeug handhaben; und verglich man mit dieser herkulischen Gestalt das schlanke, zartgebaute Meieli, mit dem Näh- oder Strickzeug in der Hand, oder der Blumen wartend, — einen stärkeren Gegensatz konnte man sich nicht denken!

Hans liebte sein Weib mit aller Glut seines leidenschaftlichen Herzens; er hätte es auf den Händen tragen mögen! Als der Heuet kam und Meieli mit Rechen und Gabel so gewandt und flink umzugehen wußte, hatten Mutter und Sohn ihre große Freude daran.

Meieli hatte sich sehr bald an die neuen Verhältnisse gewöhnt. Hier im weiten sonnigen Tale, im neuen hellen Hause, im Abglanze der holdesten Gattenliebe, wohnte sich's so schön. — — Und als die Mutter, in ihrer Sehnsucht nach dem Herzenskinde, auf Besuch kam, da warf die junge Gattin sich ihr an den Hals und ihre Tränen flossen zusammen, ihre Wehmuts- und Freudentränen. Sogleich aber verklärte sich Meielis Gesichtchen zu einem wonnigen Lächeln, und das Lächeln sprang über zu einem hellklingenden glücklichen Lachen, und es führte die Mutter geflügelten Schrittes im Hause herum, durch die hohen, hellen Stuben, in die blank gescheuerte Küche, in den hübsch gepflegten Garten, zu den Schweine- und Hühnerställen, und endlich unter die schattigen alten Nußbäume, wo Hans

ihm, seiner Frau, ein Ruhebänkchen hergerichtet hatte, und sagte:

„Gelt, Mutter, wie schön es hier ist? Die schönen Matten, die kleinen und großen Dörfer und dort, über dem großen Tannwalde, die Schneeberge! Es sind die nämlichen, so Ihr daheim seht, auf der Schratterfluh, allein hier glänzen sie weit schöner, gelt, Mutter? Und die Schwiegermutter ist so gut gegen mich, sie hat mir noch kein böses Wörtlein gegeben; und der Hans ist auch ein so lieber, guter. — —

Und doch konnte sich dieser liebe gute Hans nicht enthalten, seinem Weibchen und seiner Mutter bald einen argen Verdruß zu bereiten. Ihr Knecht, der krumme Lipp, hatte sich am ersten Erntetage den Fuß verstaucht und konnte für einige Zeit nicht mehr zur Feldarbeit verwendet werden. Tags darauf fand sich, als Ersatzmann, der Weberchristen ein. Die Mutter mochte den frechen, ausgelassenen Burschen nicht leiden und stellte Hans darüber zur Rede.

„Wo hätt' ich einen andern hernehmen sollen?" entgegnete dieser trotzig. „Jetzt, mitten in der Ernt', wo ein jeder, der die Sense oder Sichel schwingen kann, bereits gedungen ist. Soll ich etwa den Vikar fragen oder den Uhrenmacher Veit? Wüßt' sonst keinen, der Zeit hätt'! Und der Christen kann so flink arbeiten, wie nicht bald einer!"

Christen konnte wirklich arbeiten, wie nicht bald einer. Allein schon den ersten Tag verletzte er die junge Frau durch seine losen Reden und unzarten Späße. Und Meieli verdroß es doppelt, daß ihr Hans dazu so beifällig lachen konnte. — —

Christen fühlte bei der heißen Witterung gewaltigen Durst. Diesem zu begegnen, wurde Milch, saure und süße, in ausgiebigem Maße herumgeboten. Milch aber war dem Christen

ein Greuel; lieber war ihm ein Gläschen Branntwein, wie öfters, desto lieber. Die Folge davon war, daß Hans von dem Bätziwasservorrat im Speicher sich heimlich ein Quantum aneignete, und — die beiden Frauen konnten nicht begreifen, warum ihre Schnitter mit einem Mal so ausgelassen lustig taten. — Christens Durst machte sich nicht nur des Tages über, sondern auch nach Feierabend geltend; und es gelang ihm, Hans zum Mitgehen ins Dorf, zu einem Glase Bier, zu bewegen. An Gesellschaft fehlte es nicht, aus dem einen Glase wurden es mehrere, und meist war es zu sehr später Nachtstunde, wann die Beiden sich schlaftrunken nach Hause trollten. Des Morgens war es ihr erstes Geschäft, die erschlafften Lebensgeister durch ein Gläschen starken Birnbranntwein zu neuer Tätigkeit aufzufrischen.

Diese Umstände konnten den Weibsleuten nicht verborgen bleiben. Meielis sanfter Charakter war nicht zum Schelten angetan, die Mutter dagegen nahm kein Blatt vor den Mund und ermahnte Hans, er solle nun endlich die Bubenschuhe ausziehen und des Abends zu Hause bleiben, wie sich das für einen Ehemann gezieme. Er sollt' sich schämen, sie nachts allein zu lassen und dabei die eigene Gesundheit zu verhunzen! —

Christen aber sagte:

„Gelt, Hans, die Weibsleute wollen Dich vogten? Möchten Dir in den Kiltnächten gern einen „Nugger" ins Maul stecken und Dich an einem Fädchen an den Ofenfuß anbinden, wie alben, wo noch ein Kind warst? Und Du willst ein Weiberkerle werden, Hans, ein Schürzenzipfelmännlein, he?"

Das ärgerte Hans gewaltig, und abends ging er wieder mit Christen in die Beckpinte, nur weil die Mutter so wüst getan.

Endlich waren die „Werke“, Ernte und Grummet, beendigt und konnte der schlimme Christen verabschiedet werden. Meieli freute sich dessen sehr, und die Käthri schwor hoch und teuer:

„So lang' ich noch ein Wörtlein zu befehlen hab', kommt dieser Bursch' nicht mehr über diese Türschwelle herein, nein, gewiß nicht! Der tät mir den Hans völlig zu Grund' richten, der Lump!“

Neunzehntes Kapitel.

Das verhängnisvolle Karrgeleise.

Hans war mit zwei fetten Schweinen in die Stadt gefahren. Der krumme Lipp führte Dünger aus. Und als er das zweite Fuder ausgetan und ihm die Käthri das Z'Nünigläschen einschenkte auf dem Wagenbrett, sagte der Lipp:

„Der Feigentoni führt auch Mist auf seinen Byfang; er fährt quer über Euere Bodenmatt.“

„Was?“ rief die Bäuerin erstaunt, „er fährt über unsre Bodenmatt? Mit dem Düngwagen? Das möcht' ich doch sehen!“

„Hiezu habt Ihr die beste Gelegenheit, Meisterin!“ sagte Lipp, sich ein zweites Stück Brot abschneidend; „denn seht, dort kommt er schon wieder das Sträßlein heraufgefahren; bald wird er auf der Bodenmatt sein.“

Die Käthri band eine saubere Schürze um und eilte auf die Bodenmatt hinaus, um den frechen Schädiger ihres Eigentums zur Rede zu stellen.

Es war halt nur des Tonis Knecht, der mühsam des Weges oder vielmehr über die Wiese gefahren kam. Die schwere Ladung hatte im weichen Grunde bereits tiefe Geleise eingegraben, und Käthris Ärger war kein geringer.

„Ist dies der Weg auf Euern Byfang?“ fuhr sie den ältlichen Burschen zornig an.

„He?“ fragte dieser und hielt die Hand hinters Ohr. „Ihr müßt lauter reden, ich hör' nicht gut. Ohä, Choli! Hö, Bleß, hö!“

„Hat Dir der Feigentoni befohlen, hiedurch zu fahren?“ schrie die erregte Bäuerin.

„Befohlen? Ja, der Meister hat's befohlen. Er sagt, er und der Ochsenwirt hätten das Recht, über die Bodenmatt zu fahren, und zwar vom Brücklein direkt nach dem Birnbaum hin, wo noch eine steinerne Legistud stehe, von Alters her. Zwar sei das Recht schon lange nicht mehr geübt worden, drum müsse man es erneuern, sonst könnt's verjähren. Mir müßt Ihr nicht zürnen, Frau! Ich tu', wie mir der Meister befiehlt. Hü, alle Viere!“

Und er knallte mit der Peitsche und fuhr seines Weges.

Die Käthri konnte ihn nicht hindern. Entrüsteten Sinnes schritt sie nach Hause.

„Das ist ein ganz unverschämter Kerl, dieser Feigentoni“, sprach sie vor sich hin. „Einem die schöne Matte dermaßen zu schänden, mit Fleiß! Und er hat doch noch eine andere, bequemere Zufahrt, von der Ziegelgass' her. — — Und ich hab' ihm zeitlebens nichts in den Weg gelegt, nicht das Geringste — und er konnte mir das zu Leid' tun. — — Auch der Ochsenwirt habe das Recht, sagte der Übelhörige? Aha, da haben wir's, ja, da haben wir's! Dem Toni wär' solche

Bosheit nicht in den Sinn gekommen, allein der Öchslischelm hat's ihm gesteckt, ihn aufgewiesen!"

Sie mochte es schier nicht erwarten, bis Hans nach Hause kam und sie ihm die Freveltat berichten konnte.

„Das ist das Werk des Studentli!" rief sie; „nicht genug, daß er uns auf hundsföttische Art hat bestehlen helfen, schickt er uns noch die groben Bauern auf den Hals, damit sie uns die Matten zu Grund' richten! Aber ich leid's nicht! Ich will ihnen schon zeigen, was Recht und Gesetz ist, dem Toni und dem Erbschleicher!"

Und als des Feigentonis halbtauber Fuhrknecht abermals mit einer Ladung Dünger angefahren kam, zwang ihn Hans, auf Ort und Stelle umzukehren und nach Hause zu fahren; und der arme Bursche dankte Gott und allen Heiligen, daß er mit heiler Haut davon gekommen.

Eine solche gewaltsame Hinderung in der Ausübung seines vermeintlichen ehrlichen Rechtes wollte sich aber der starrköpfige Feigentoni nicht gefallen lassen. Die Erlenbäuerin erhielt eine Zitation vor das Vermittlerrichteramt, und da sie ausblieb, wurde der Handel rechtsanhängig gemacht.

Einmal in den Händen der Advokaten, nahm der anscheinend sehr einfache Rechtsstreit die ausgedehntesten und verwickeltsten Verhältnisse an. Käthri wies alle Verständigungsversuche Dritter hartnäckig von der Hand.

„Kost' es, was es wolle, es muß zu Ende prozessirt werden!" erklärte sie; „man will mich zwingen, ein Unrecht zu dulden, ich aber leid's nicht! Und wenn man's noch so schön anstreichen tut!"

„Und so viel Geld, wie die Erlenkäthri, kann ich auch noch wagen!" polterte seinerseits der Feigentoni.

Anfänglich hatte der Feigentoni für sich „und Mithafte“ Klage erhoben und als Mithafte den Ochsenwirt bezeichnet. In der Folge aber trat Letzterer von dem Klagebegehren zurück.

„O, der Scheinheilige!“ rief die Käthri. „Nachdem er den Handel angezettelt und es nun schief geht, zieht er den Kopf aus der Schlinge!“

Daraufhin gab Toni den Ochsenwirt als Hauptzeugen an.

„Seht 'mal den Spitzbub', den Öchsli!“ eiferte die Käthri. „Als Kläger hat er den Finkenstrich genommen; jetzt weiß man, warum: er will mit seinem ungerechten Zeugnis den Kübel umwerfen, uns vor den Kopf stoßen! Aber er soll nur kommen, ich treib' ihn zum Eid', ich bring' ihn ins Schellenhaus. — —“

Sie war außer sich vor Zorn.

Der Ochsenwirt jedoch lehnte jegliches Zeugnis aus verwandtschaftlichen Rücksichten ab. Dafür trat aber der Bachstelzenbauer als Zeuge in die Schranke.

„Ein Schelm wie der Andere!“ meinte Käthri. „Der Bachstelzenmann ist unwirsch, daß unser Hans sein dickes, grobschlächtiges Resi — gottlob — nicht geheiratet hat. Übrigens ist er dem Öchsli seine Kreatur, und der wird's ihm schon einblasen, was er reden soll. — — Also aus „verwandtschaftlichen Rücksichten“ hat der Öchsli das Zeugnis abgelehnt? Der ist uns ja gar nicht weiters verwandt, als daß er dem Ätti sein väterliches Erbe hat weggezwackt. — —“

Das ganze Gespräch, alles Sinnen und Denken Käthris und ihres Sohnes drehte sich monatelang lediglich um den Feigentoni, den Ochsenwirt und den in voller Blüte stehenden Prozeß. Die häuslichen und landwirtschaftlichen Sorgen und Obliegenheiten wurden darob gänzlich in den Hintergrund ge-

stellt. Ging Hans in das Amtsstädtchen und machte ihm der Advokat Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Prozesses, so trank er ein Glas über den Durst aus lauter Freude; stand die Sache ungünstig, hatte ein Zeuge sich „neidisch" ausgesprochen, so trank er einen Rausch aus purem Ärger und kam sehr spät und unwirsch nach Hause. Die Mutter ließ ihn in allem gewähren. „Wenn nur erst der Prozeß gewonnen ist", dachte sie, „dann kann man den Wagen wieder in ein engeres Geleise zurückführen!"

Den Erlös eines fetten Rindes hatten die Prozeßkosten, Läuf' und Gänge bereits bis auf den letzten Heller verschlungen. Hans in seinem Grimme machte sich wenig daraus: die Mutter lud die Verantwortlichkeit für allen Schaden und alles Ungemach auf das schuldbeladene Gewissen des Ochsenwirtes, der es einst büßen solle in des Teufels Höllentopfe!

Bei einem seiner vielen Gänge ins Amtsstädtchen sah Hans seinen Oheim, wie er just in das Haus des Gerichtspräsidenten trat. — —

„Da haben wir's", rief die Käthri, als Hans ihr dies berichtete, „da haben wir's! Also er mißbraucht sein Amt und seinen Einfluß, um das Gericht gegen uns aufzubringen? War's nicht genug, daß er uns bestahl, wie es der Schinderhannes nicht ärger getan, und Dich, Hans, von Geburt an verfolgte, wie Herodes das Jesuskindlein —"

„Herodes und Kaiphas, Pilatus und die Hohenpriester!" deklamirte der auf dem Ofen kauernde närrische Roni.

Das Meieli sah erschrocken um, Hans lachte aus vollem Halse.

Am meisten litt unter diesen Umständen das arme Meieli. Der ganze heillose Streit war ihr fremd und unverständlich,

desgleichen die tiefgewurzelte Feindschaft ihres Mannes und ihrer Schwiegermutter gegen den Oheim Ochsenwirt, den sie selbst nicht einmal persönlich kannte. Und doch wagte sie gegen die maßlosen Auslassungen der Schwiegermutter, noch gegen das unheilvolle Prozessiren selbst nicht die leiseste Einsprache zu erheben. Denn daß der Streit nur unheilvoll enden könne, das lag wie eine schwere Ahnung auf ihrem geängstigten Gemüte!

Mit Schrecken gewahrte Meieli, wie Hans sich mehr und mehr dem Trunke hingab und den Haß gegen seine Mitmenschen in seinem leidenschaftlichen Herzen großzog. Es sah und hörte es, wie die Mutter diesen Haß schürte, ihn zu heller Lohe anfachte. — — Und das geängstigte junge Weib hatte keine andern Waffen, der drohenden Verwilderung ihres Mannes entgegenzutreten, als das Gebet und heimliche Tränen. — —

Denn als es ein- oder zweimal, im stillen Kämmerlein drinnen, Hans bescheiden vorstellte, ob es nicht besser wäre, von einem gerichtlichen Abspruche des Prozesses abzustehen und lieber einen gütlichen Ausgleich anzustreben; und es ihm schluchzend klagte, wie wehe es ihm tue, ihn, seinen Gatten, so oft außer Hause zu wissen, und kein freudiges Wort, sondern nur böse Reden hören zu müssen, alles der beiden bedeutungslosen Karrgeleise wegen — da fuhr es Hans rauh an und sagte:

„Davon verstehst Du halt nichts, Meieli! Recht muß Recht finden, kost' es, was es wolle! Es wär' eine ewige Schand', wenn wir vor dem Öchsli so feig' die Segel streichen würden! Nachher, wann der Prozeß einmal gewonnen, nachher kommt's wieder anders. Bis dahin aber laß mich nur machen; erst muß dem Öchsli die Nase gedreht werden, denn niemand anders ist Schuld am Prozeß, als er, der Pharisäer!"

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Blick in des Ochsenwirtes Häuslichkeit.

Der Öchsli, und immer wieder der Öchsli!

Und doch war der Ochsenwirt an dem ganzen leidigen Rechtsstreite so schuldlos wie ein neugebornes Kind. Denn just in jenem Zeitpunkte hatte er weit Angelegentlicheres zu denken und zu tun, als sich mit einem streitigen Karrwege zu befassen. Ihn drückten eigene harte Sorgen und er hatte geheimen, maßlosen Kummers genug, als daß ihn die Lust anwandeln sollte, sich in fremde Händel zu mischen. — —

Bald nach seiner Verheiratung machte er eine sehr unliebsame Entdeckung; die Entdeckung nämlich, daß seine Gattin Wein trank, vielen Wein trank, mehr als sie vertragen konnte! Dieser Umstand konnte auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Die Gäste zischelten es sich zu: „Lug' dort die Frau Wirtin, wie die feurige rote Backen macht und ihre Äuglein erglänzen und sie schier schwankt, um das Ofentischchen herum!“ —

Längere Zeit scheute sich der Ochsenwirt, seine im übrigen sehr gutmütige Frau über diese ihre Schwäche zur Rede zu stellen. Als er es endlich tat, erschrak sie gewaltig, fing an zu weinen und versprach Besserung. In der Tat hielt sie sich zwei Wochen über recht tapfer. Da mußte der Ochsenwirt in die Großratssitzung gehen, und als er nach einigen Tagen unvermutet nach Hause kam, fand er in der Wirtsstube eine Menge johlender, lärmender Zecher, in der Küche saßen die Dienstboten und taten sich bei Wein und Wurst gar gütlich. In der Nebenstube aber, auf dem Sofa, lag seine Gattin und war durchaus nicht zu

wecken. — — Das war ein Greuel, ein Ärgernis, der Ratsherr wußte sich schier nicht zu fassen! Was konnte er tun? Er stellte ein Schenkmädchen ein und band ihm aufs Gewissen, der Frau ja keinen Einlaß in den Weinkeller zu gestatten. Was half's? Durfte das Mädchen ihrer Herrin tatsächlichen Widerstand entgegensetzen? Ja, die Frau gestand es endlich ihrem Gatten unter Schluchzen und Tränen, daß sie es ohne Wein nicht mehr auszuhalten vermöge. Es müsse es ihr jemand angetan haben, ein böses Weib, eine Hexe. — — Und der Ochsenwirt entschloß sich mit schwerem Herzen, ihr ein gewisses Maß — böse Zungen wollten behaupten, vier Flaschen täglich — zur Verfügung zu stellen, im übrigen aber sie strengstens überwachen zu lassen.

Das war der eine herbe Herzenskummer des reichen Ochsenwirtes; der zweite und dritte sollte nicht ausbleiben.

Seine Ehefrau gebar ihm zwei Söhne. Dem Erstgebornen wurde der Name Arnold beigelegt. Gleich anfangs setzte er die Welt durch seinen ungewöhnlichen Leibesumfang in Erstaunen. Und diese Eigenschaft nahm von Jahr zu Jahr zu, so daß er, kaum schulpflichtig geworden, bereits einen solch' mächtigen Kopf hatte, wie ein Erwachsener. Der Schulmeister aber wußte mit diesem großen blühenden Kopf nichts anzufangen, er geriet in die hellste Verzweiflung! Ja, wär's ein Taunerbüblein gewesen. — — Allein der Ratsherr Ochsenwirt schenkte Wurst und Schinken, Züpfen und Kirschwasser. — — — Was half es, daß der Schulmeister die unerhörtesten Anstrengungen machte und des einen willen ganze Klassen vernachlässigte? Beim Austritt aus der Schule konnte Arnold nicht einmal seinen Namen richtig schreiben.

Der Zweitgeborne jedoch, namens Viktor — das war ein gar aufgewecktes, vielversprechendes Bürschchen. Dem machte das Lernen schon gar keine Mühe; wie er zu Hause über Tisch' und Stühle hinwegsetzte, so überhüpfte er in der Schule ganze Klassen mit staunenswerter Leichtigkeit; und als er dreizehn Jahre alt war, erklärte der würdige Magister, er wisse den Knaben nichts mehr zu lehren.

„O, was gäb' ich drum," seufzte der Ochsenwirt, „wenn der Arnold auch so einer wär'!"

Viktor sollte ein Gelehrter werden aus dem ff, ein Staatsmann oder ein Advokat, oder ein berühmter Doktor 2c. Mit der Zeit aber kam es dem Papa Ochsenwirt anders in den Sinn: Wär's nicht eine Torheit, den Jungen einem gelehrten Berufe zuzuwenden, während seiner ein Heimwesen, ein Güterbesitz wartet, der schönste Land auf und ab? Ist's nicht ein wahres Landedelmannsleben, das ich ihm vererben kann? Gebildet soll er gleichwohl werden, so zwar, daß er sich dereinst sehen und hören lassen kann, in Gesellschaft, im Ratssaale, in gelehrten Kreisen. — —

Vorderhand wurde Viktor ans Gymnasium geschickt. Die jeweiligen Schulzeugnisse befriedigten den Papa über alle Maßen. Daß der flotte Junge nebenbei viel Geld vertat, verdroß den Alten nicht allzusehr, er brauchte es ja nicht zu borgen! Freilich begannen sich die Semesterzeugnisse allmälig mit erhöhten Ziffern und Querstrichen zu füllen, der Filius hatte sich gegen gutes Betragen und gegen die Disziplin versündigt, vielfältig, schwer —, es war hohe Zeit, den jungen Baum in ein anderes Erdreich zu verpflanzen! Papa verschaffte ihm eine Volontärstelle im Bureau eines Lausanner Geschäftsfreundes; dort sollte er sich in der französischen Sprache aus-

bilden und sich nebenbei mit dem Weinhandel vertraut machen. Der Geschäftsfreund rühmte dessen Fleiß und Anstelligkeit. Viktor kam auch heim auf Besuch. Er war ein gar hübsches, geist- und witzsprühendes Herrchen geworden. Die Dorfschönen waren völlig entzückt über sein galantes Benehmen, und manch' ein hübsches Mädchen, dem er zärtlich in die runde Wange kniff, mochte fürderhin seinen plumpen einfältigen Hans oder Sepp gar nicht mehr leiden. — — Und wenn die Bauern dem Papa Komplimente machten über den gescheidten Sohn, so dachte er schmunzelnd: „Ja, ja, nicht aus jedem Holze kann man solche Pfeifen schneiden, das liegt in der Art!“

Viktor sollte noch ein Jährchen oder zwei in der Fremde bleiben, dann durfte er nach Hause kommen, um selbst ein kleineres Weingeschäft zu gründen. Er war der langweiligen Komptoirarbeiten überdrüssig geworden und begann, der allseitigen Ausbildung wegen, die Geschäftsreisen seines Hauses zu übernehmen. Er hatte wenig Glück; einmal erkrankte er in Genf, ein andermal in Bisanz, in Vivis ging ihm das Pferd durch und richtete großen Schaden an. Bekümmerten Herzens schickte ihm der Papa das benötigte viele Geld, bat ihn aber zugleich, von dem gefahrvollen, mißlichen Reisen abzustehen und lieber nach Hause zu kommen, je eher desto besser!

Längere Zeit ließ Viktor nichts mehr von sich hören. Da, eines Sonntags morgens, als der Ochsenwirt just in die Kirche gehen wollte, händigte ihm der Postbote einen großen „pressanten“ Brief ein. Beim Lesen des Briefes entrang sich dem Munde des ungemein stattlichen Mannes ein dumpfer Schreckensruf, sein blühendes Gesicht erblaßte, die Hand erzitterte. — — Und nachmittags kam der Geschäftsfreund aus

dem Welschland selbst in aller Hast angefahren; die beiden Männer schlossen sich in das entlegenste Zimmer ein. Was wohl vorgefallen sein mochte? War Viktor erkrankt, gestorben? Schlimmer als das: Der junge Mann war mit einer Schauspielerin auf und davon gegangen! Die Schauspielerin war zudem verheiratet und hatte die Kasse ihres Mannes, Viktor die eingezogenen Gelder seines Prinzipals mitgenommen. Beide wurden von der französischen Polizei steckbrieflich verfolgt. — — Und der Freund Weinhändler gestand, daß er mit der Aufführung Viktors schon längere Zeit nicht mehr zufrieden gewesen, daß dieser sich in Liebesabenteuer, Spiel und Zechgelage eingelassen, in ausschweifenden Genüssen viel Zeit und Geld vergeudet habe. — —

Der Ochsenwirt fühlte sich von dem Schlage wie betäubt!

Dahin also war es gekommen mit seinem vielgeliebten Sohne, auf den er alle, ja die ausschweifendsten Hoffnungen gesetzt hatte! Verdorben, verloren. — — War es möglich, war es auch wahr, was in dem Briefe stand, was der Freund Weinhändler auf die schonendste Weise bestätigte?

Und er betrachtete seinen Sohn Arnold, wie er mit der stupidesten Gelassenheit in der Ofenecke saß und ein mächtiges Stück Kuchen verzehrte, die einzige Beschäftigung, welche ihm zusagte! Dann sah er auf seine Gattin hin, die, vom unmäßigsten Weingenusse abgestumpft, völlig teilnahmlos vor sich hin stierte!

Ach, was war aus seinen Jugend- und Mannesträumen geworden! Und sein vieles Geld, seine Reichtümer, sein persönliches Ansehen — welchen Wert hatte dies alles noch, heute, da seine Gatten- und Vaterfreuden geknickt, seine Zukunftspläne für alle Zeiten elendiglich vernichtet waren?

„O, Viktor!“ jammerte er, „konntest Du mir das zu Leide tun! Gibt's auf der ganzen weiten Welt ein Elend, das dem meinigen gleicht? Wo hab' ich das verdient, in Gottesnamen, wo?“

Und im hintersten Winkel seines Herzens erhob sich eine Stimme und sprach:

Blicke zurück, Dursli, auf Deine Vergangenheit. — — Denke zumal an Joggi, Deinen verstoßenen Bruder!

Und der Ochsenwirt erschrak vor dieser Stimme, er konnte sie nimmer zum Schweigen bringen, immer strafender und drohender rief sie ihm ins Gewissen:

Joggi! Dein Bruder Joggi! Die Sünden der Väter rächen sich an Kind und Kindeskindern. — —

Es wurde von den beiden Männern ausgemacht, daß alles Aufsehen vermieden und allem aufgeboten werden solle, damit die Geschichte nicht ruchbar werde. Der Ochsenwirt öffnete bereitwilligst sein Geldspinde und versah den Freund mit der nötigen Summe, um vorläufig den finanziellen Schaden auszugleichen. Vor allem aber solle er, koste es, was es wolle, den verzweifelten Ehemann-Schauspieler veranlassen, daß er von der fernern gerichtlichen Verfolgung der beiden Flüchtigen abstehe. Und dem Sohne solle der Freund sagen oder schreiben, es sei ihm alles verziehen, er möge nur heimkommen zum Vater!

Und die starke Hand des Mannes zitterte vor Aufregung, als sie die Goldstücke hinzählte, und seine Stimme bebte, als er sagte:

„Beeilen Sie sich, mein guter, mein bester Freund, eh' es zu spät geworden! Tun Sie, was Sie können, und retten Sie meinen Sohn; ich werd' es Ihnen zeitlebens danken!“

Tags darauf begab sich der Ochsenwirt ins Amtsstädtchen, zu seinem intimen Freunde Gerichtspräsident. Und er erzählte ihm unter Tränen alles und bat ihn um seine Hülfe, um seine Verschwiegenheit. Und er solle auch den Freund Landammann ins Vertrauen ziehen. — — —

Das war damals, als ihm der Erlenhans begegnete, und die Käthri sein Erscheinen als mit dem Bodenmattprozeß in Verbindung stehend betrachtete.

Ja, hätte sie den wahren, traurigen Grund seines Besuches im Amtsstädtchen gekannt, — wie würde sie gejubelt haben!

Einundzwanzigstes Kapitel.

Bewegte Tage.

Die Christnacht war stürmisch und kalt. Die Käthri wollte es nicht zugeben, daß Meieli die Mitternachtsmesse besuche. Dafür warf sich diese in ihrem Kämmerlein auf die Kniee nieder und betete inbrünstig zum Jesuskindlein, auf daß es auch auf dem Erlenhofe Einkehr halte und sein Reich des Friedens ausbreiten möge über das Haus. Sie betete für Hans, für ihre lieben Eltern und Geschwister und für die Schwiegermutter, daß Gott und die heilige Jungfrau sie schützen und ihnen den Herzensfrieden wieder schenken möge für allezeit.

Hans hatte vor der Kirchenpforte den Weberchristen angetroffen. Dieser flüsterte ihm etwas ins Ohr; dann schlichen sie sich von der geweihten Stätte fort und gingen in die Beckpinte.

Es war um vier Uhr morgens, als Hans in aufgeregtem, angetrunkenem Zustande nach Hause gestolpert kam. Meieli hatte noch kein Auge geschlossen, das Kopfkissen war feucht von ihren Tränen.

„Hans“, wagte es zu sagen, „Du hast keine schöne Weihnacht. — —“

„Schön oder nicht schön“, polterte er, sich der schweren Stiefel entledigend, „ich frag' nichts darnach. — — Und schön war's doch, Meieli! Denk', ich hab' des Feigentonis Peter in die Finger gekriegt und ihm das Haar gekämmt, daß er für ein paar Tage keinen Kamm nötig haben wird. — — Der Alte wird mir nächsten Donnerstag ein schönes Gesicht schneiden, — denn nächsten Donnerstag wird's abgesprochen. — — Was weinst, Meieli, was sollen die Dummheiten? Meinst etwa, wir verlieren's? Dann bist ein einfältig's Kind, gewiß! Gewinnen tun's wir, durch alle Böden hindurch, sonst wär' ja der Prokurator ein Erzlügner!“

Am Donnerstage wurde wirklich über den Bodenmattprozeß abgesprochen. Der Feigentoni gewann, d. h. es wurde ihm das bedingte Fahrrecht über die Bodenmatt in aller Form zuerkannt.

Zwei Monate später wurde dieser Abspruch vom Appellationsgericht einmütig bestätigt und die Erlenkäthri zu allen Kosten verfällt. — — —

Und drei Tage nach dem inhaltsschweren Ereignisse kam Meieli mit einem Knäblein nieder.

Das Knäblein sah sehr gesund und munter aus, und auch die Mutter befand sich, eine große Schwäche abgerechnet, ordentlich wohl.

So durfte Hans schon nach Langenbach gehen, wo heute die Großrats-Erneuerungswahlen stattfanden. Ungestüm mahnte ihn die Käthri zum Aufbruche, und mit einer Stimme und Geberde, die von den leidenschaftlichen Gefühlen zeugten, die in ihrem Innern kochten, schärfte sie ihrem Sohne ein:

„Du sollst dem Öchsli nicht stimmen, Hans! Eher dem leibhaftigen Teufel. — — Und mache, was Du kannst, daß der Hallunke um seinen Sessel kommt! Ja, wär' ich ein Mann, ich glaub', ich könnt' ihn — — —“

Vergebens bat Meieli seinen Gatten, bat ihn um Gotteswillen, er solle zu Hause bleiben, nur heute, nur heute! Er schüttelte unwillig den Kopf. — — Da ergriff sie mit ihren zarten Fingern seine rauhe Hand und blickte so flehentlich zu ihm auf und flüsterte unter Thränen:

„Gelt, Hans, Du bleibst bei Deinem lieben Meieli, folgst der Mutter nicht, die in ihrem Zorn nun einmal nicht weiß, was sie red't und tut! Sie dauert mich schrecklich, und Du dauerst mich auch, Hans, daß Dich so plagst wegen einer Sach', die nun nicht mehr zu ändern ist. Hans, nur diesmal, dies eine Mal folg' Deiner armen Frau! Lug', ich hatte diesen Morgen so schreckliche Träume — —“

Schon war Hans nahe daran, den inständigen Bitten seiner Gattin Gehör zu schenken, als die Mutter von der Küche her geeilt kam und unwillig rief:

„Hans, dort gehen ja schon ganze Scharen die Straß' hinauf! Und sie singen und jauchzen und trommeln — und Du bist noch hier!“

Da riß sich Hans gewaltsam aus den Armen der Wöchnerin los, und mit der flüchtigen Versicherung: „Ich bin ja bald wieder da, Meieli, zähl' drauf und hab' nur nicht

Langezeit!" und mit einem Händedruck stürzte er von dannen. —

Seit Wochen schon waren von den beiden politischen Hauptparteien die äußersten Anstrengungen gemacht worden, um sich bei der Wahl der gesetzgebenden Behörde den Sieg zu sichern. Jedermann wußte dies, nur die Bewohner des Erlenhofes nicht, deren ganzes Sinnen und Trachten ausschließlich nur auf den Ausgang des leidigen Prozesses gerichtet waren. Auch war Hans durchaus kein Parteimann, für politische Thesen fehlte ihm jegliches Verständnis, und die wohlberechnetsten und effektvollsten politischen Schlagwörter hatten seinen gesunden Schlaf bislang nicht zu stören vermocht.

Heute aber genügte es ihm, den Ochsenwirt bei der „weißen" Partei zu wissen, um ihn zu veranlassen, mit Aufwand aller Mittel für die Sache der „Schwarzen" zu wirken.

Von allen Seiten, in großen und kleinen Trupps, kamen die Wähler in Langenbach eingezogen, die einen lärmend und singend, die andern ernst und finster dreinblickend. Und wo solche sich begegneten oder zu Gesicht bekamen, begrüßte man sich, je nachdem sie Tannreiser oder blaue Kokärdchen auf den Hüten aufgesteckt hatten, entweder mit lautem Jubel oder mit Hohnrufen, Spitznamen und spöttischem Gelächter.

Es war ein mühsamer, heißer Wahlkampf, der sich nun entwickelte. Die Wahlagenten leisteten das Unmögliche, um für ihre Listen Stimmen zu gewinnen. Hans war der unermüdlichste, mutigste von allen, er sparte weder Schmeicheleien, Versprechungen, noch Drohungen, um seine Stimmkarten an Mann zu bringen. Er wagte es sogar, sich dicht vor die Stimmurne aufzustellen, um seine Leute besser kontroliren zu können. Wohl bedeutete ihm der junge, schmächtige Landjäger,

sich gefälligst zurückzuziehen; Hans beachtete die Weisung nicht, und der arme Diener des Gesetzes hütete sich wohl, gegen den großen Mann Gewalt anzuwenden.

Die Mittagsstunde war längst vorüber, als das Wahlresultat verkündet werden konnte. Die „Weißen“ hatten gesiegt mit knappem Mehre. Die Kunde verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die menschengefüllten Räume des Wahlgebäudes, durch die Gassen und Wirtshäuser; sie wurde von den einen mit ungemessenem Jubel, von den andern mit Flüchen und Verwünschungen entgegengenommen.

„Die Schelmen haben gewonnen!“ so schrie Hans, der, einer der letzten, das Wahllokal verließ.

„Wir werden Dich für den Schimpf schon finden!“ rief ihm der Präsident des Bureaus nach.

Hans stieß ein höhnisches Gelächter aus und schritt, gefolgt vom unvermeidlichen Weberchristen, trotzig von dannen.

Im Lindenwirtshause wogte und summte es, wie in einem Bienenkorbe. Dorthin waren die siegreichen „weißen“ Wähler entboten worden, um aus der Hand der glücklich Gewählten den üblichen Dank in Empfang zu nehmen. Man brachte den Landesvätern ein Hoch um das andere aus, und nach jedem Hoch füllten sich die Flaschen mit feurigem Neuen, gelangten frische Auflagen fetten Käses auf die dichtbesetzten Tische. Die Fröhlichkeit ging bald in hellen Jubel über, man sang, was einem in den Sinn kam, jodelte und jauchzte und stieß aufs neue an auf das Wohlsein der wahrhaft liberalen Herren des neuen Rates.

Diese saßen im Herrenstüblein und taten sich, nach glücklich vollbrachtem, hartem Kampfe, so gütlich als möglich. Unter ihnen der Ochsenwirt, der heute, ohne sein per-

sönliches Zutun, wiederum die meisten Stimmen auf sich vereinigt hatte.

Ja, ohne sein persönliches Zutun! Denn er war erst um die Mittagsstunde angekommen. Er sei unwohl gewesen, entschuldigte er sich. Wirklich sah er, entgegen seines gewohnten jovialen Wesens, heute so angegriffen und niedergeschlagen aus, daß sich seine Freunde darob höchlichst verwunderten.

Der Brief freilich, den der Ratsherr Ochsenwirt diesen Morgen empfangen, war wohl geeignet, sein Gemüt sehr herabzustimmen, sein Herz in tiefste Trauer zu versetzen. — — Es meldete ihm nämlich sein Sohn Viktor, er befinde sich krank, totkrank und verlassen in einer Hafenstadt Brasiliens. — — Er bat seinen Vater in den rührendsten Ausdrücken um Verzeihung für all' den Kummer und Verdruß, den er ihm auf so undankbare Weise bereitet habe; er empfahl sich seinem Gebete, denn er fühle es gut, wie sein elendes Leben langsam zur Neige gehe. — —

„Oh!" jammerte der Vater, die Hände ringend, „o, dieser Schmerz, der in meiner Seele tobt! Und ich muß ihn für mich allein verwinden. — — Oder soll ich meine Trübsal, die Schande meines Hauses vor der schadenfrohen Welt offenbaren? O, Viktor, mein Sohn, wie konntest Du mir das antun, wie konntest Du Deinen Vater so elendiglich verlassen — —! Und während mein Herz schier bricht vor Scham und Schmerz, soll ich der Welt ein heiteres Antlitz zeigen, soll heut' der Wahl beiwohnen? Unmöglich!"

Es kamen aber Bote über Bote, und er mußte wohl hinfahren nach Langenbach. — — —

Gegen Abend, als Wähler und Gewählte sich in der gehobensten Stimmung befanden, erschien der Erlenhans in der

Lindengaststube. Sein Gesicht war von Wein und Aufregung tief gerötet, sein Auge funkelte in unheimlichem Glanze. Er ließ den Blick suchend über die zechende Menge hinwegschweifen, dann schritt er bis zur Türe der Herrenstube vor und spähte hinein.

„Was hat der Lange hier zu schaffen?" frug man sich an diesem und jenem Tische; „der gehört ja nicht zu uns, 's ist ja ein „Schwarzer". — — Hinaus mit ihm, hinaus!" erscholl es von mehreren Seiten.

Hans richtete sich in seiner ganzen gewaltigen Größe auf, und den derben Knotenstock fester in die Faust pressend, rief er mit dröhnender Stimme:

„Wer will mich 'naus tun? Wer?"

Und als sich niemand regte, schritt er langsam und trotzig zur Stube hinaus.

„Wir wollen ihm nach!" riefen einige; „draußen ist's bereits dunkel, und eine Tracht Prügel kann dem Unverschämten nichts schaden!"

„Laßt ihn gehen!" mahnten andere, besonnenere; „'s ist der Erlenhans, der böst' und verwegenste Kerl weit und breit! Der könnte einem Dutzend von uns „Gutnacht" sagen, daß es einem noch nach acht Tagen in den Ohren klingen täte. — —"

Draußen, in der halbdunkeln Hausflur, hatte der Weberchristen gelauert. Und als Hans wieder herauskam, hielten die beiden eine kurze, flüsternde Beratung; dann begaben sie sich nebenan, in die übelbeleumdete sogenannte Hasenschenke.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Erzählung des krummen Lipp.

Während zu Langenbach Sieger und Besiegte bis zum späten Abend zechten und lärmten, war auf dem Erlenhofe eine sehr bängliche Stimmung eingekehrt.

Der Gesundheitszustand der Wöchnerin, des Morgens noch so befriedigend, begann sich im Laufe des Nachmittags, trotz der sehr sorgsamen Pflege, bedenklich zu verschlimmern. Sie konnte weder Ruhe noch Schlaf finden und jeden Augenblick fragte sie: „Ist Hans noch nicht heim?"

Abends begab sich die Helfmutter zur Käthri in die Küche hinaus und sagte:

„Wenn nur der Hans zu Haus' wär', er müßt' sofort zum Doktor gehn. Die junge Frau gefällt mir durchaus nicht! Sie ängstigt sich so sehr ab und hat nun starke Hitz' — man schau' nur, wie ihre Wangen glühen, und der Puls schlägt wie ein Hammer. — — Ich fürchte fast, der Eibisch- und Lindenthee battet nichts mehr, und sie werd' mir ernstlich krank!"

„Was Ihr nicht sagt!" rief die Käthri erschrocken. Sie trocknete hurtig die Hände ab und eilte in die Kindbettstube. „Ist Dir nicht wohl, Meieli?" fragte sie teilnehmend; „ich will den Lipp sogleich nach Langenbach schicken, um den Doktor zu holen und auch den Hans, gelt?"

„Ja, tut das, Mutter!" antwortete die Wöchnerin, ihr dankbar die Hand drückend, „laßt den Hans heimholen, ich bitt' Euch drum, um Gotteswillen — 's ist mir so bang' seinetwegen!"

Der krumme Lipp wurde eiligst nach Langenbach entsendet. Käthri selbst molk die Kühe fertig.

„Ja, wär' nur erst der Hans zu Hause!“ so jammerte nun auch sie; „Du lieber Himmel, wenn nun die junge Frau krank werden sollte! Hätt' ich ihn doch nicht fortziehen lassen. — —“

Die Wälderuhr schlug die achte, neunte Stunde, weder Lipp noch Hans ließen sich blicken. Die fieberglühende Wöchnerin schreckte bei jedem Halbstundenschlage sichtlich zusammen, und ihr gerötetes Auge schaute mit schmerzlicher Spannung nach der Türe hin, ob denn der Erwartete immer noch nicht kommen wolle. Die Käthri und die Hebamme waren in Verzweiflung.

Es schlägt elf Uhr. Jetzt nahen sich Schritte, die Haustüre wird aufgerissen.

„Hans!“ ruft das Meieli, sich im Bette aufrichtend, „Hans, kommst endlich?“

Es war nicht Hans und auch nicht der Arzt, sondern der krumme Lipp, der keuchenden Atems in die Stube gestürzt kam. Er ließ sich erschöpft auf den nächsten besten Stuhl nieder, große Schweißtropfen rannen ihm von der Stirne und er zitterte vor Aufregung am ganzen Leibe.

„Um Gotteswillen, Lipp, was ist gegangen?“ rief aufs höchste erschrocken die Käthri, „ist Dir nicht wohl? Und Hans, und der Doktor, wo sind sie?“

Es war eine furchtbare, schreckliche Geschichte, die der einfältige Lipp in abgebrochenen Sätzen und mit der ungeschicktesten, unseligsten Offenheit herstotterte:

„Als ich mit dem Doktor das Städtchen herunter kam — es war acht Uhr — oder neune und stockfinstere Nacht

— da waren ein großer Haufen Leut' auf dem Kornhausplatze — und sie nahmen mir den Doktor weg — und führten ihn in Bäcker Zächs Haus, wo der dicke Fischbachmüller liegt — schier am Sterben. Und die Leut' haben's einander erzählt — ich hab's gehört — mit eigenen Ohren — der Müller sei — ganz nah bei der Brück — von Zweien angefallen worden — der eine sei dem Roß in die Zügel gefallen, der andere hab' ihn zum Wägelchen herausgezerrt — ein großer, schwarzer Kerl — und hab' ihn am Boden — mit einem Knüppel — halbtot geschlagen — und hab' geschrieen: ‚Da, Öchsli, hast einmal Deinen Schelmenlohn — Eins, Zwei, Drei' — das hab' ein Gerbergesell gehört — der hab' Lärmen geschlagen — es seien Leut' kommen von allen Seiten — der Schwarze auf und davon — dem Mühlebach entlang — der Bleiche zu — die andern auf dem Fuße nach mit Knüppeln und Steinen — da kommt von der Bleiche her Laternenschein — der Fliehende stutzt — er nimmt einen gewaltigen Anlauf — die Füße erreichen das jenseitige Ufer — da trifft ihn ein Stein an den Kopf — plumps stürzt er rücklings ins Wasser — in den hochgestauten Mühlebach — — einmal noch sei er zum Vorschein gekommen — dann nimmer — — — Und denkt Euch, Mutter", fügte Lipp, in lautes Heulen ausbrechend, bei: „Denkt Euch — man sagt — es sei unser Hans — der ertrunken ist. — —"

Ein schmerzhafter Aufschrei — die Hebamme kommt aus dem Stüblein gestürzt und ruft:

„Das Meieli! Das Meieli ist ohnmächtig geworden — Lipp, geschwind frisches Wasser! Mutter, die Hoffmannstropfen — Mutter! Hört Ihr's nicht? Barmherziger Gott, die regt sich auch nicht — Lipp, hilf mir sie in die Ofenecke

lehnen, so! O, Elend über Elend — was soll ich auch anfangen?" jammerte die Ärmste. Dann befahl sie: „Hurtig, lauf' ins Dorf und hol' den Pfarrer und das Scheubermareili, und meinen Mann — lauf', was laufen kannst, Lipp!"

Gleich nach Mitternacht, ehe Lipp zurückgekehrt war, kam ein Fuhrwerk angefahren. Die Stubentüre wurde aufgerissen, und drei halbbetrunkene Männer schleppten die erstarrte Leiche des Erlenhans herein; sie schoben mehrere Stühle zusammen und legten sie darauf.

Aus dem Stüblein erscholl lautes Kindergeschrei, auch die Hebamme vernahm man laut jammern und schluchzen. Die Mutter Käthri aber saß stumm und unbeweglich in der Ofenbankecke, den starren Blick auf ihren entseelten Sohn gerichtet. — — Das Wasser begann von der auftauenden Leiche zu träufeln, es quoll in immer größern Streifen bis unter die Füße Käthris — sie rührte sich nicht, sie gab keinen Laut von sich. Die Männer fingen an, sich ordentlich zu fürchten und machten sich eiligst, und ohne den Dank abzuwarten, von dannen.

Kaum waren sie fort, kam der alte närrische Roni vom Ofen heruntergerutscht; auf den nackten Fußspitzen schlich er geräuschlos zu der Leiche hin, beguckte und betastete sie von allen Seiten. Dann brach er plötzlich in ein wahnsinniges Gelächter aus und rief: „So, der hat auch sein Teil — toujours vorwärts!" — — — Gleich darauf aber zog er sein Taschentuch hervor und begann Gesicht und Hände des Toten sorgfältig abzutrocknen und rief ihn bei den zärtlichsten Namen, wie er es getan, als er das Kind noch hütete.

Dann überkam ihn ein krampfhaftes Schluchzen und er begann zu weinen, wie gescheidt. — —

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein weites Grab, und was alles darein versenkt wird.

Es war ein kühler, düsterer Märzmorgen. Vom Nordostwinde getragen, drangen die Glockenklänge dumpf und klagend bis hinauf zum Erlenhofe.

Und die Elster auf dem großen, kahlen Nußbaume hüpfte ängstlich von Ast zu Ast bis zu oberst auf den Wipfel und fragte den alten mürrischen Raben:

„Was wollen wohl die vielen Leute, welche schwarz gekleidet das Gäßlein 'rauf kommen? Und dort und dort kommen auch noch welche, es will kein Ende nehmen — — —.“

Zwei Knaben erschienen mit zwei schwarzen, hölzernen Kreuzen, die weißen Bänder dran flatterten im Winde; die Knaben aber aßen lächelnd die Äpfel, welche ihnen des Untervogts Mutter geschenkt hatte. Ernste Männer trugen zwei Totenbahren und setzten sie auf der Hausflur nieder.

In der Stube standen zwei dunkle, mit weißen Kreuzen und Zungen bemalte Särge, dicht neben einander, umgeben von Blumentöpfen und flackernden Wachskerzen. Und in den beiden Särgen lagen der Hans und das Meieli, tot und starr.

Sie Beide, die man vor kaum einem Jahre in blühendster, lebensfroher Gesundheit fröhliche Hochzeit feiern sah — heute sollten sie in die tiefe, kalte, gemeinsame Gruft gesenkt werden. Entsetzlich!

Und die Balzismattsennin hielt den Sarg ihrer Tochter umklammert und tat wie verzweifelt, und mußte mit Gewalt hinweggeführt werden.

Die Käthri aber hatte der Schlag gerührt. Doch sei sie vollkommen bei Sinnen, hatte der Arzt erklärt.

Sie war vollkommen bei Sinnen. — — Wer ahnte nicht das entsetzliche Geheimnis, den schrecklichen Inhalt dieses Wortes! Wer wollte beschreiben, was in dem leidenschaftlichen, schuldbewußten und furchtbar heimgesuchten Herzen dieser Frau während diesen Stunden vorging? Man hatte sie schier nicht zu Bette bringen können, sie hatte sich gesträubt mit aller Gewalt und mit verzweifelter Geberde nach den beiden Leichen hin gedeutet, von denen sie sich nicht trennen wollte!

Nun saß neben ihrem Bette das getreue Mareili und mahnte sie zur Ruhe und betete ihr leise vor und sagte:

„Lug', Käthri, es war auch ein harter Schlag für mich, als mir der gute, arme Klausi starb, so zu sagen über Nacht. — — Ich mußte mich in Gottesnamen auch drein schicken, wie in noch manches Ungemach!"

So sprach das gute Mareili. Die Käthri aber schüttelte trübselig das Haupt, als wollte sie sagen:

Was ist alles Ungemach der Welt im Vergleich zu dem meinigen, dem unerhörten, selbstverschuldeten. — —

Es läutete das letzte Zeichen. Stube, Gang und Flur waren mit Leidtragenden dicht angefüllt. Die außen Stehenden steckten neugierig die Köpfe zusammen und flüsterten sich zu:

„Ist jener dort, der das Sträßlein heraufkommt, nicht der Ochsenwirt? Ja, gewiß! Wer hätt' das gedacht. — — —"

Ja, es war der leibhaftige Ochsenwirt, der, den Leidmantel umgehängt, daher geschritten kam! Die Menge machte ihm respektvoll Platz. Mit ernster Miene betrat er das Trauergemach; beim Anblicke der beiden Särge schrak er sichtlich zusammen und seine Hand zitterte, als sie nach dem Sevischoß griff, um

das geweihte Wasser zu spenden. Er stellte sich an die Spitze des Leichenzuges, der sich nun in Bewegung setzen sollte.

Als man die beiden Särge hinaustrug, da erscholl vom Stüblein her ein Schrei, so herzbrechend, verzweiflungsvoll — —.

Und das Mareili jammerte: „Auch sie stirbt, die Mutter! Ach, Gott! Ach, Gott! — —“

* *
*

Tags darauf erschien der Ochsenwirt abermals auf dem Erlenhofe.

Er brachte seinen Knecht mit, damit derselbe dem Lipp Aushülfe leisten solle in Stall und Feld. Er selbst verfügte sich alsobald in die Stube.

„Ich wünschte meine Schwägerin zu sehen,“ sprach er zu dem erstaunten Mareili; „wollt Ihr mich zu ihr führen?“

Und als die Wärterin nach einer Weile zurück kam, fragte er: „Nun?“

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll!“ entgegnete die Frau verlegen, „sie hat mich nur so groß angeguckt, so unendlich groß. — — Reden kann sie halt nicht, Ihr werdets ja wissen, Herr Großrat?“

Nach kurzem Besinnen sagte dieser:

„Führt mich hinein, Frau! Das, was ich ihr mitzuteilen hab', kann ihr nichts schaden — —.“

Beim Eintritt des Ochsenwirtes richtete sich die Kranke mit dem Aufwande aller Kraft im Bette auf und starrte ihn mit aufgerissenen Augen an und streckte die Hände wie abwehrend nach ihm aus und lallte unverständliche Worte, so daß dem Mareili ganz angst und bange wurde.

Dann sank sie ermattet in das Kissen zurück, ihre Augen schlossen sich und es überkam sie ein konvulsivisches Zittern.

Mareili goß ihr ein Löffelchen Wein über die Lippen, und als sie sich einigermaßen erholt hatte, sprach der Ochsenwirt mit bewegter Stimme:

„Schwägerin, ich komme nicht, um Euch wehe zu tun noch um Euch zu beleidigen, Gott bewahre! Sondern Euch meinen Frieden anzubieten. — — Wir haben uns gegenseitig Vieles, Vieles zu vergeben, Manches gut zu machen. — — Wir wollen es gut machen an diesem Kinde, an diesem armen, schuldlosen Würmlein hier in der Wiege! Wir wollen ihm Vater und Mutter ersetzen — seid Ihr einverstanden, Käthri?"

Und er hielt ihr seine Rechte hin, und nach einigem Zögern legte sie die ihrige zitternde hinein. Darauf begann sie heftig zu schluchzen, eine Träne drang ihr in die Augen, rollte ihr über die abgehärmte Wange herab, — die erste, schmerzlindernde Träne seit jener Schreckensnacht, der entsetzlichen!

Durch das geöffnete Schiebfensterchen strich ein lauer Windhauch, das grüne Vorhangtüchlein bauschte sich auf und ließ einen goldenen Frühlingssonnenstrahl eindringen in das düstere Kämmerlein. Das füllte sich im Nu mit rosigem Schimmer: das schlummernde Kind in der Wiege zuckte merklich zusammen, doch begann sich sein Gesichtlein gleich mit einem glücklichen Lächeln zu verklären.

Ein sanftes Wehen durchzog das Haus und machte die Kammertüre leise erbeben.

Das war der Flügelschlag des Engels der Versöhnung, der endlich seinen Einzug hielt auf dem Erlenhofe.

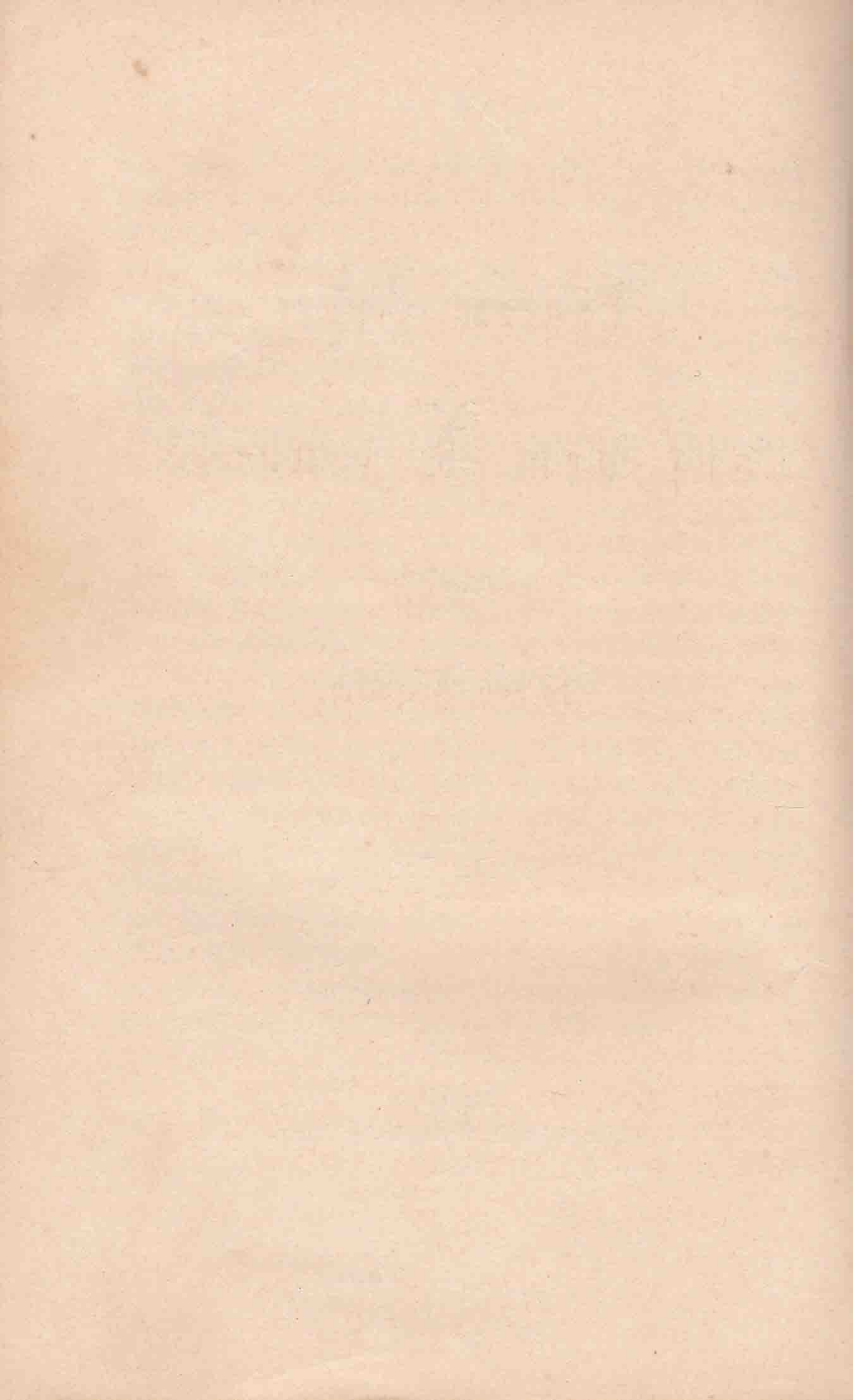
Fünfzig Jahre
auf dem Erlenhofe.

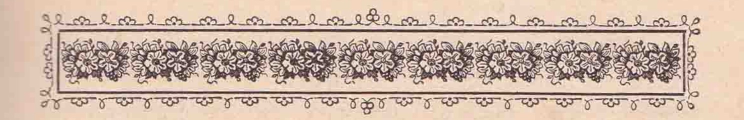
Von

Joseph Joachim.

Zweiter Teil.

Basel.
Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung.
1891.





Erstes Kapitel.

Alte und neue Bekannte.

Das war am zweiten Pfingstfeiertag des Jahres 1870.

Am Himmel stand die Sonne in strahlender Pracht, leichte lichte Wolken zogen, ihre flüchtigen Schatten auf die dunkelgrünen Saatfelder und blumichten Wiesengründe werfend, langsam dahin; der Mai hatte bereits den Scheitel des Juraberges erklommen und dort sein blütenbekränztes Siegespanier aufgepflanzt, und zahllose Bächlein sprangen geschwätzig zu Tal, um die frohe Botschaft zu verkünden. Die Obstgärten standen in voller Blütenpracht, die junge Roggenähre wiegte sich stolz im warmen Sonnenscheine, die Repsstaude hatte ihr gülden Krönlein aufgesetzt, die flatternde Lerche in der Luft erging sich in ihren kunstreichsten Koloraturen, Meise und Drossel im Busche jubilirten um die Wette, und auf dem Kirschbaume hüpfte der Spatz in maßloser Freude, denn soeben hatte der naschhafte Bursche die Entdeckung gemacht, daß die zahllosen grünharten Schroten am Gezweige sich in rotwangige süße Kirschen zu entwickeln im Begriffe standen.

Voller Lust und Behagen strahlte auch das feiste blühende Antlitz des durch seinen Anzug den Metzger verraten=

den dicken Mannes, welcher auf dem nach dem Erlenhofe führenden obstbaumbeschatteten Sträßchen breitspurig daher geschlendert kam. Vergnügt schwang er den am Handgriffe mit feinem blankem Messingdraht umwickelten und mit einem roten Wollbüschlein versehenen Knotenstock im Kreise herum, schlug damit auch gelegentlich einem am Wege blühenden Löwenzahn die gelbe Mütze vom Kopfe und summte oder pfiff vor sich her Weise um Weise, mit den Singvögeln um die Wette. Und als ob seines Herrn lautfröhliche Stimmung ansteckend auch auf den zottigen Neufundländerhund gewirkt hätte — auch der Hund sprang und geberdete sich voller absonderlicher Lust, führte die mutwilligsten Schwenkungen aus, verfolgte einen angsthaft über das Sträßchen hüpfenden Frosch mit erheucheltem grimmen Bellen, scheuchte eine Schar freßsüchtiger Raben auf, daß sie mit scheltendem Gekrächze davon flogen, stürzte sich kopfüber in den an Seite des Weges dahinfließenden baumbeschatteten Erlenbach, um in dessen dunkelklarer Flut sich die lechzende Zunge und das langbehaarte heiße Fell zu kühlen und dann, triefend, wie er war, und unter wolluftverratendem Geheul sich in dem schwellenden Grase herumzuwälzen.

Vom nahen Erlenhofe her, dem aus zahlreichen blühenden Obstbäumen hervortauchenden, wurden die lauten Kundgebungen des Hundes ebenso laut, aber zornig erwiedert.

Zurück, Kastor! befahl der Wanderer.

Schweig, Bäri! hörte man eine tiefe männliche Stimme rufen.

Grüß' Gott! sagte der Metzgermeister, nachdem er in den Scheunenhof eingebogen hatte und an einen auf dem Scheunenbänkchen sitzenden, ältlichen und mürrisch aussehenden

Mann sich wendend. „Grüß' Gott!" wiederholte er. „Also dies ist der Erlenhof? Man sagte mir, Ihr hättet einen Mastochsen feil — wie?"

Der Mann auf dem Scheunenbänkchen blies erst geräuschvoll und bedächtig seine Tabakspfeife aus, ehe er sich zu dem trockenen Bescheide herbeiließ: „Ja, ich mein's."

„Also seid Ihr nicht der Bauer selbst?"

„Nein. Die Meisterin sitzt drinn' in der Stube. Der Jung' aber ist ins Dorf gegangen."

„Und der Ochs'?"

„Der ist nicht ausgegangen."

„Darf ich ihn besehen?"

„Hm! Er wird, denk' ich, nicht viel dagegen haben."

Allein der Ankömmling hatte, ohne erst die Antwort abzuwarten, bereits die lose angelehnte Stalltüre ungeduldig aufgestoßen. Ein heißer Dunst drang ihm aus dem mit Viehware dicht angefüllten, im übrigen sehr reinlich gehaltenen Stalle entgegen, er achtete dessen nicht, denn sein forschendes Auge hatte gleich das gewaltige und alle übrigen Tiere weit überragende, rot und weißgefleckte Viehstück entdeckt, das behaglich wiederkäuende. Er machte sich an denselben hinan, beschaute sich ihn prüfenden, schätzenden Blickes, maß den Leib mit ausgestreckten Armen, betastete ihn auf die Fettigkeit an Brust, Rippen, Leisten und Schwanzwurzel; und während seine Miene vor dem ebenfalls eingetretenen Manne die große Gleichmütigkeit heuchelte, verriet der Glanz seiner Äuglein die erwachte innerliche Kauf- und Fleischeslust. Und nachdem er sich an einem Bund Stroh die Hände gereinigt, wendete er sich mit der Frage an den behaglich schmauchenden Haus- oder Scheunengeist:

„Nun, was soll das Tier gelten?“

„Weiß' es nicht. Müßt, wenn Ihr das erfahren wollt, zu der Meisterin in die Stube gehen. Sie selbst kann halt nicht gut fußen.“

Der Weisung des nicht allzu höflichen alten Burschen folgend, begab sich der Fremde, dessen „Kastor“ inzwischen mit dem angeketteten Haushunde von einer gewissen sichern Distanz aus eine knurrende Unterhaltung angeknüpft, nach dem Wohnungsteile des Erlenhauses hin, pochte, im Korridor angekommen, an die erste beste Stubentür. Es währte geraume Zeit, bis von innen her das „Herein“ erfolgte.

In der Bauernstube sah es sehr wohnlich und behäbig aus: der Speisetisch und das Fuß- und Wandgetäfer blank gescheuert, das Messingbeschläge des eichenen Eckschrankes erglänzte in dem durch die grüne Schalusie eindringenden Sonnenstrahle, die Wände waren mit bunten Bildern, die Legende der hl. Genovefa darstellend, geschmückt; über der kirschbäumenen Kommode hing ein mit Fruchtähren bekränztes elfenbeinernes Christusbild, auf der vor dem mächtigen grünglänzenden Kachelofen angebrachten Bretterbank standen mehrere halb- und ganzgefüllte Mehlsäcke.

In der einen der beiden Fensternischen, in hohem Lehnstuhle, dessen Lederpolster einstmals grün gewesen sein mochte, saß gebückt eine hohe weibliche Gestalt — der Mann erschrak ordentlich bei ihrem Anblicke, so vorweltlich alt, knöchern und runzelig sah sie aus! Auf der leichtgebogenen langen und spitzigen Nase tronte eine mächtige Hornbrille, auf den Knieen der Alten lag ein großes abgegriffenes Buch, dessen grobe Lettern beinahe von weitem erkennbar waren, aufgeschlagen.

„Man sagte mir, Ihr hättet einen Ochsen feil?“ begann der eingetretene Dicke.

Die also angeredete Greisin schob die Brille mit zitternder Hand zu der Stirn hinauf und schaute sich den Mann erst eine Weile aufmerksam an, ehe sie erwiederte: „Den Ochsen feil? Ja, es ist bereits davon gesprochen worden.“

„Nun gut, ich bin aus der Stadt der Schiffländemetzger, und könnt' das Tier just gebrauchen, d. h. wenn der Preis nicht allzu hoch gestellt wird.“

„Ihr habt also den „Rhyn“ schon gesehen?“ versetzte die Alte nicht ohne Stolz. Gleich aber fügte sie gestrengen Tones hinzu: „Nun, das Beschauen kann ich am End' schon noch gelten lassen. Anders ist's mit dem Handeln, da wird halt, daß Ihr's gleich wißt, heut' nichts d'raus. Denn heut' ist Feiertag. Auch wüßt' ich Euch den Preis nicht zu sagen. Es ist ausgemacht worden, daß unser Franz morgens mit dem „Rhyn“ zu Markt fahren solle; drum hab' ich ihn soeben erst zu seinem Götti*) geschickt, um sich bei demselben wegen dem Anschlagspreis' Rat zu holen.“

Worauf der Stadtmetzger bemerkte: „Es ist mir auf dem Weg' hieher, beim Ausgang des Dorfes, einer begegnet, ein gar stattlich hübscher Jungbursch' —“

„Denk wohl, daß es unser Franz gewesen ist!“ erwiederte sie geschmeichelt und den „Goffiné“ zuklappend. „'s ist eigentlich mein Großsohn . . . Ja, ja, groß und hübsch ist er, der Franz — Gott b'hüt' ihn! — und dazu werkhaft, brav und fromm, meines Alters Freud' und Trost!“

Sie sagte das voll sichtlicher Rührung. Des Metzgermeisters Sinn aber war schon wieder zu dem Mastochsen zu-

*) Paten.

rückgekehrt. — „So ein gerechtes Händelchen, im Stillen verpflogen, würde wohl dem heutigen Feiertag nicht groß schaden," meinte er.

Die Alte jedoch entgegnete ziemlich lebhaft: „Ja, ja, ich weiß wohl, die Jungen machen sich aus solchen Sachen nicht mehr viel. Ich aber geb's nicht zu . . . . Es gab eine Zeit, Herr, da auch ich's nicht sehr genau nahm, des Sonn- und Feiertags irdischen Dingen und Vorteilen nachsann und nachging, blos ans Erwerben dachte oder an noch Schlimmeres, Leidenschaftlicheres. Da kam aber der liebe Herrgott mit seiner Zuchtrute und rief mir seine heiligen Gebote ins Gedächtnis zurück, setzte mir den Kopf wieder zurecht mit Gewalt. Bedenket das, junger Mann! Wenn Ihr 'mal, statt Eurer leichten Vierzig, die achtzig oder mehr Jahre auf dem Rücken haben werdet — gewiß werdet auch Ihr, gleich ich, über derlei Dinge anders denken."

Damit nahm sie ihre fromme Lektüre wieder auf. Und der Schlächtermeister, dermaßen verabschiedet, brummte, das Haus verlassend, verdrießlich vor sich hin: „Das scheint mir wieder so eine wunderliche Betschachtel zu sein!"

Gleichwohl konnte er nicht umhin, vor dem Weggehen sich nochmals den Ochsen zu besehen. — „Es ist doch ein Prachtstück — neun Zentner in den Vierteln, so gut wie ein Pfund!" rechnete er. „Und die Wattirung auf den Rippen, der fette Griff allenthalben, der wahre seltene Ausbund, fürwahr! Wie werden meine Kollegen Augen machen und mich neiden. Ja, wenn ich mir ihn nur schon erstanden hätt' zu räsonabelm Preis'! . . . . Also der Ratsherr Ochsenwirt ist hier Ratgeber und Hausvogt?" murmelte er im Weggehen vor sich hin. „Wünschte mir lieber einen Andern,

Dümmern! Hm! werd' ihm ordentlich den Balg streicheln müssen, dann wird's auch so gelingen. . . Wenn mir nur nicht etwa ein Anderer zuvorkommt und den Schick vorweg nimmt!" — Der Gedanke machte ihn seine Schritte verdoppeln.

Die Alte aber in der Bauernstube — Deine Vermutung, geneigter Leser, ist die ganz richtige . . .

Es ist die Erlenkäthri, die wir wiedergesehen.

Einundzwanzig Jahre waren verflossen, seitdem man ihr den Sohn und die Schwiegertochter, Hans und Meieli, in gemeinsamem Trauerzuge davon getragen nach dem stillen Gottesacker hin; und ihr, der Mutter Käthri, nichts gelassen worden, als die vom Schlage gerührten steifen Glieder, die gelähmte Zunge und das Würmlein in der Wiege, das schreiende, vater- und mutterlose; dazu das kranke Herz voll schwerer Kümmernisse und quälender Gewissensbisse. Der gellende Aufschrei, den sie beim Forttragen der beiden Särge ausgestoßen, er wiederholte sich in der Folge noch öfters in traumvollen Nächten, zu Ohren der getreuen Wärterin und vertrauten Freundin Scheubermareili, sowie der nicht minder getreuen Gundi.

Die Gundi*), das war die um volle zweiundzwanzig Jahre jüngere Stiefschwester Käthris.

Sie hatte sich zu Hansens und Meielis Leichenbegängnis eingefunden und war von dem Elend, das mit einemmal und auf solch' erschreckende Weise über ihre nahen Anverwandten gekommen, tief ergriffen worden. Sie entschloß sich, eine Weile aushilfsweise auf dem Erlenhofe zu verweilen, wenigstens auf so lange, bis die Schwester Käthri sich wieder einigermaßen erholt haben würde.

---

*) Kunigunde.

Mit diesem Erholen jedoch ging es sehr langsam vonstatten. Zwar erlangte die Kranke nach und nach die Sprache wieder, und kehrte auch teilweise der Gebrauch der Arme und Hände zurück; die Füße aber blieben gelähmt, vermochten sich nur langsam und mit großer Mühe von der Stelle zu bewegen.

Der Arzt meinte: „Seien wir mit diesem Erfolge bestens zufrieden! Denn besäße die Patientin nicht von Natur aus den Körper von Stahl und Eisen und dazu die mächtig starke Seele, sie würde den harten Anfall wohl nicht zu überdauern vermocht haben."

Die Gundi befand sich bei ihrem Eintritt ins Erlenhaus in den dreißiger Jahren, und sie hätte immer noch als hübsches Mädchen gelten können, wäre der gänzliche Verlust des einen Auges nicht gewesen, der das blühende Angesicht arg entstellte; dessetwegen sie denn auch, anfänglich aus Bedürfnis, in der Folge jedoch aus lauter Angewöhnung, stets ein gefaltetes rotes Taschentuch um das erblindete Auge und die Stirne gebunden hielt, aus der Ferne wie eine Krone anzuschauen.

Als ihr das Scheubermareili den in der Wiege schlummernden jungen Erdenbürger zeigte, da rief die Gundi, mitleidsvoll die Hände faltend: „Ach, das schöne arme Kind! Wen sollte es nicht dauern? Es wird niemals seines Vaters Angesicht, niemals Mütterchens zärtliche Stimme kennen lernen. Hätte sie, die junge Mutter, das Hüdelchen doch gleich auch mit sich in den Himmel genommen!"

An Stellvertretung der schwer erkrankten Balzismattsennin wurde der Gundi die Ehre zu Teil, an Seite des hochansehnlichen Ratsherrn Ochsenwirt, der sich die Patenstelle,

ohne erst darum befragt worden zu sein, angeeignet, das Kind Hansis und Meielis zur hl. Taufe zu tragen. Das Mädchen empfand darüber nicht wenig Stolz; desgleichen erweckte der Vorgang in ihrem Herzen die zärtlichsten Gefühle für ihr Jungvetterlein, den „Franzli“.

Das tote Meieli war, wie bei den im Wochenbett verstorbenen Frauen gebräuchlich, mit angezogenen Schuhen in den Sarg gelegt worden. Als nun die Gundi — wie hätte man ihrer Aussage nicht Glauben schenken sollen? — eines Nachts bei der Käthri die Krankenpflege versah, da wollte sie es mit völlig wachen Augen gesehen haben, wie die Tote, mit schneeweißem Gewande angetan, lautlos durch die verschlossene Türe geschwebt kam, ihr Haupt über das schlummernde Kind beugte, dasselbe zärtlich auf die Stirne küßte, um dann, nachdem es die Gundi seltsam bittend angeblickt, auf dieselbe Weise zu verschwinden . . . „Und nun“, meinte die Gundi, „wie sollte ich mein armes liebes Patenkind verlassen können! Auch die Käthri, die hilflose, was sollte sie ohne mich beginnen? Ja, ja, ich verbleibe vorderhand hier. Hab’ ich doch dabei wenig zu verlieren oder zu versäumen, meine Eltern längst tot, meine Geschwister verheiratet, niemand mehr zu Hause, so mich sonderlich missen wird . . . . Und seht Ihr, wie das Kind mich schon ordentlich kennt, die Ärmchen nach mir ausstreckt und mir so lieb und vertraut entgegenlächelt? Nein, nein, mein Mäuschen, Dich verlaß ich halt nimmer, ich bleib’ bei Dir!“ —

Selbigen Frühjahres, als die Unglücksschläge über das Erlenhaus hereingebrochen, kamen des Ochsenwirts Knechte auf Befehl ihres Meisters mit Pferden, Pflug und Düngwagen angefahren und bestellten das Saat- und Kartoffelfeld.

Als man den seltsamen Vorgang der Käthri hinterbrachte, da machte sie große, große Augen; dann aber begann sie mit dem Haupte verständnisvoll zu nicken und fiel in tiefes Sinnen.

Eines Tages meldete man ihr die Ankunft des Ochsenwirts selbst, welcher gekommen sei, um von dem Stand der Feldarbeiten persönlich Einsicht zu nehmen; sowie um seiner Schwägerin einen Besuch abzustatten, sofern ihm dies gestattet werde. Was sollte sie darauf erwiedern? Die Nachricht regte sie so sehr und seltsam auf. Und bereits hörte sie den Besucher in der Wohnstube mit der Gundi freundlich sprechen, schon pochte es leise an die Türe ihrer Krankenstube — herein! erklang Käthris bebende Stimme.

Der Ochsenwirt hatte ihr einige Tage zuvor den hohen altertümlichen Lehnstuhl, ein Familienstück der Wyniger, als Geschenk überschickt. Nun traf er sie bereits in dem Pfühle sitzen. Doch wie sehr gealtert und gebrochen sie aussah! Ihr erst noch rabenschwarzes Haar hatte sich sozusagen über Nacht gebleicht, die Augen lagen tief und glanzlos in ihren Höhlen und das Rot ihrer Wangen war einer krankhaften Blässe gewichen. Sie reichte ihrem vornehmen Schwager die zitternde Rechte, ihr Auge füllte sich mit Tränen.

Der Ochsenwirt schritt ebenfalls sichtlich bewegt mehrmals die Stube auf und ab. Dann schob er einen Stuhl vor die Kranke hin, ließ sich schwerfällig darauf nieder und begann: „Wir wollen uns nicht unnütz aufregen, Schwägerin! Was geschehen, ist geschehen, daran läßt sich leider nichts mehr ändern . . . Doch ja, eines läßt sich ändern, gut machen. Euer Mann, mein seliger Bruder Joggi, ist bei der Teilung unserer väterlichen Erbschaft zu kurz gekommen. Ihr habt es mich und die Meinigen durch Groll und Haß entgelten

lassen. Ich mocht's Euch nicht groß verdenken, obgleich mir persönlich, was das Unrecht betraf, die geringste Schuld beigemessen werden konnte, war es doch so, wie es geschehen, meines Ättis eigener zorniger und unbeugsamer Wille gewesen. Es soll fürder seiner Seele nimmer schaden. Denn ich bin Willens, das Unrecht, das langjährige, aufzuheben, die Schuld, sowohl die meinige wie die seinige, nach Möglichkeit gut zu machen. Der Reichtum brachte mir wenig wahres Glück, Ihr dürft's mir glauben!"

Als er seine Schwägerin immer noch in Schweigen verharren sah, fuhr er fort: „Ich weiß den Betrag, um den mein Bruder Joggi bei unserer Erbteilung verkürzt worden, nicht genau zu schätzen. Ihr möget denselben selbst bestimmen, und ich werde keinen Tag länger säumen, ihn Euch auf diese oder jene Art zu vergüten."

Die Erlenhöferin schaute den Sprechenden betroffenen, durchdringenden Blickes an, als wollte sie in seinem Innern forschen, ob das, was er gesprochen, auch sein wirklicher wahrhaftiger Ernst sein konnte. Es schien letzteres wirklich der Fall zu sein, weßhalb sie sichtlich gerührt und verwirrt, nach und nach aber mit großer Bestimmtheit erwiederte: „Schwager Ochsenwirt — ja, es ist wahr, man hat meinem seligen Joggi und mir seinerzeit großes Unrecht zugefügt. Was Ihr selbst aber auch an uns gesündigt haben möget — ich, ich hab's Euch redlich vergolten oder zu vergelten gesucht durch meinen unbändigen unchristlichen Haß, durch Schmähung und Aufreizung . . . Mein Mann, mein Sohn, sowie sein armes Frauchen, alle, an denen mein Herz gehangen, sind tot, haben weiter keine Bedürfnisse mehr, als die Gnade und Barmherzigkeit Gottes. Desgleichen ich selbst, Ochsenwirt, ich selbst!

Ich mag nichts von Eurem Gut, es würde mir wenig mehr frommen, besitz' ich doch selbst für die wenigen Tage, die mir noch zu leben vergönnt sein werden, zu meinem bescheidenen Auskommen, der eigenen Mittel genug. So auch das Kind dort in der Wiege, mein dereinstiger Erbe, sofern ihm das Leben vergönnt sein wird. Um aber von dem Kind zu reden — wollt Ihr mir und ihm wirklich eine Wohltat erweisen, Schwager, so nehmt Euch auf andere Weis' des armen Kleinen an, das sonst keine andere Stütze mehr hat, als mich lahme, sieche Frau. Ihr habt das Kind über das Taufbecken gehalten, nun so helft mir es erziehen. Ich allein getrau' mirs nimmer. Ich hab' meinen Sohn übel erzogen. An diesem seinem Kinde, dem mir anvertrauten, möcht' ich's nachholen, sofern Ihr, mein Schwager, dabei behilflich sein wollt. Ihr werdet's ja so gelobt haben, bei der Tauf'."

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen, brach in heftiges Schluchzen aus. Auch den Ochsenwirt kosteten die wenigen bewegten Worte, mit denen er sich verabschiedete, die sichtliche große Anstrengung: „Ja, ich will dem Büblein Götti sein und Vater zugleich, Ihr dürft drauf zählen, Schwägerin! Obgleich ich an meinen eigenen Kindern bislang kein glücklicher Erzieher gewesen." —

Und er hielt getreulich Wort, der Götti-Ochsenwirt. In allen auf dem Erlenhof vorkommenden wichtigen häuslichen und landwirtschaftlichen Fragen war er stets mit sachkundigem Rate bereitwillig bei der Hand. Er ließ es auch nicht an der Tat fehlen, der hilfreichen, fördernden.

Ja, als in einer stürmischen Februarnacht der Sturmwind das Strohdach der Erlenhofscheune grausam zerzauste und sogar die beiden Tennstore unter großem Gekrache aus den

Angeln hob; und die Käthri ihren Schwager herbeibitten ließ, um sich mit ihm über die wohlfeilste Art einer notwendig gewordenen Scheunenreparatur zu beraten, da meinte er, auf den baulosen Zustand des alten Gebäudes hinweisend: „Was da, Flickarbeit? Eine vollständig neue Scheune muß erstellt werden von Grund aus. Das schickt sich zu dem neuen Wohnhaus'!"

Und da die Erlenhöferin über den Vorschlag sehr erschrak und denselben aus ökonomischen Gründen lebhaft bekämpfte, da rief er ärgerlich: „Hilft Euch Alles nichts, Schwägerin, eine neue Scheune muß sein, das sag' ich, der Ochsenwirt!"

Er erzwang es wirklich. Er schickte seine stolze Vierspännerfuhre nach dem Steinbruch hin, Tag für Tag; ließ durch seine Knechte in seinem eigenen Forste Bauholz fällen, Maurer und Zimmerleute kamen auf dem Erlenhofe an, räumten die baufällige Scheune hinweg und fingen an deren Stelle an, eine neue, gar stattliche zu bauen. Und der Ochsenwirt löhnte sie mit seinem eigenen Gelde.

„Dies soll an den Jungen mein Göttigeschenk sein!" sagte, bei Anlaß des fröhlichen Aufrichtefestes, der Ochsenwirt gut gelaunt. „Damit soll auch ein Teil meiner Schuld an Euch abgetragen werden — seid Ihrs zufrieden, Schwägerin?" — Ach, wie sollte sie nicht! Sie konnte der Worte nicht genug finden, um ihm ihren Dank auszudrücken, den Dank auch in des Bübleins Namen, für die Freigebigkeit, die unerhörte. Sie ließ durch die Gundi das Knäblein zur Stelle bringen und dem Götti vorstellen. „Gelt, wie es gewachsen ist und gedeiht? Das ist Gundis Werk. Allein sie wird mir den lieben kleinen Schlingel noch vollständig verhätscheln und verziehen."

Dagegen wehrte sich die Gundi mit großer Lebhaftigkeit: „Verziehen — das wäre ja, bei dem herzigen, guten Büblein, schon gar nicht möglich — der wahre Engel, sag' ich Euch, Herr Götti, die reinste Folgsamkeit und Tugend. Seht nur, wie fromm es die Händchen falten kann aufs erste leise Geheiß — man möcht's fressen, das herzige Kind, vor lauter Lieb' und Gefallen!"

Das alternde Mädchen vergaß ob dem Kinde Heimat, Geschwister und Freundschaft. Von der Rückkehr in die Heimat sprach es schon kein Wort mehr, außer etwa in den Fällen, wann die Käthri ihrem Enkelkinde einer kleinen Eigensinnigkeit wegen eine harte Züchtigung zu Teil werden ließ; da pflegte sie, die Gundi, zu jammern und zu schelten: „Ich geh' lieber fort, ja gewiß tu' ich's, als daß ich's länger mitansehen will, wie Du das arme Büblein drangsalirst und quälst, rein zum Erbarmen!" — Sie konnte darüber sogar mitleidige und Zornestränen weinen. Doch zum Fortgehen kam es nicht, das Büblein hatte es ihr allzusehr angetan.

Einstmals aber — der Franzli war inzwischen zu einem für seine Jahre überaus großen Knaben, der bereits die Dorfschule besuchte, herangewachsen, und die Gundi hatte sich in ihre Heimat begeben, um an dem Leichenbegängnisse eines ihrer Brüder teilzunehmen; da brachte sie ein kleines Mädchen mit auf den Erlenhof zurück. Die Käthri machte große erstaunte Augen.

„Es ist meines verstorbenen Bruders Kind," erklärte die Gundi; „von fünf armen Waislein das jüngste und zugleich verwahrlosetste. Ach, Käthri, Du kannst Dir kaum einen Begriff machen von der Armut und der Unreinlichkeit, so in dem Häuschen unsers seligen Bruders geherrscht. Der arme Veit

hat so viel Unglück gehabt, schon mit seiner Heirat, mit der untauglichen und stets kränkelnden Frau, dann mit seinem eigenen, jahrelangen Siechtum, das ihn und die Familie so sehr in Not gebracht. Nun sind die größern Kinder zu Bauern getan worden. Diese Kleine aber — der Armenvogt und auch der Ammann redeten und setzten mir eifrig zu, ich solle, als deren nahe Anverwandte, mich des kleinen Mädchens annehmen auf eigene Kosten; ich sei ja ledig und habe sonst für niemanden zu sorgen . . . Ach, Käthri, was soll ich mit dem Geschöpflein anfangen? Behalten werden wir es doch nicht können, schau' nur, wie abgezehrt und verwahrlost es aussieht!"

Die Erlenhöferin in ihrem Pfühle, nachdem sie sich das junge schüchterne Mädchen eine Weile aufmerksam und nachdenklich, wie über einem Entschlusse brütend, angeschaut, entschied: „Doch ja, Gundi, wir werden die Kleine bei uns behalten. Sie ist ja unsere nahe Anverwandte, auch ohne weiteren Ausweis als solche zu erkennen — lug' nur, wie sie dem Veit gleichsam aus dem Gesicht geschnitten! Zudem wird Gottslohn dabei sein . . . Tu' es der Nähterin Lisbeth zu wissen, sie soll' zu uns auf die Stör' kommen, um dem Kind ein paar Hemdlein, sowie die notwendigen Kleidlein anzufertigen. Der abgelegten Anzüge sind ja genugsam vorhanden, zum Umändern . . . Also Fränzeli heißest Du, mein Kind? Greine Du nur nicht, brauchst Dich vor mir nicht zu fürchten. Reich' mir Deine Hand — so! Wir werden hoffentlich gute Freunde werden, ich und Du. Sollst es nicht böse bekommen bei uns."

Als der Knabe Franz aus der Schule nach Hause kam, sagte die Großmutter lächelnd: „Lug' hier, Franz, was Dir

die Gundi zum Geschenk mit heimgebracht aus der Fremde: ein Schwesterlein, guck!"

Allein der Junge schien sich des Angebindes nicht sonderlich zu freuen, blickte das etwa fünfjährige Mädchen scheu und von der Seite an; sah es doch gar zu häßlich aus; das magere, spitzige und von unzähligen Sommersprossen entstellte Gesichtchen, das verwilderte, struppige, feuerrote Haar, die hagern, fleckigen Ärmchen, welche aus dem fadenscheinigen und beschmutzten Rockärmel hervorlugten. Nur zögernd und mit sichtlichem Widerwillen reichte er ihr, auf der Großmutter Geheiß, die Fingerspitzen zum Gruße, um sie, als hätten sie etwas Unreines berührt, rasch wieder zurück zu ziehen und in die Tiefen der Hosentaschen zu stecken.

Zwar nach wenigen Tagen schon, als das Mädchen gebadet, gekämmt und mit einem neuen Anzuge versehen war und einige Male sattsam gegessen hatte, gewann es bereits ein weit besseres, munteres Aussehen. Wenn nur das grelle Rot der Kopfhaare und die häßlichen Sommersprossen nicht gewesen wären auf Gesicht, Armen und Händen!

Überdies erzeigte sich das Fränzeli für alle die empfangenen Wohltaten ungemein erkenntlich, gehorchte auf den ersten leisesten Wink, benahm sich äußerst genügsam und bescheiden, erwarb sich der „Großmutter" Zufriedenheit und Zuneigung mehr und mehr.

Während es seitens der Gundi stetsfort als „Gottswillenmädchen" betrachtet und als Aschenbrödel behandelt wurde und zwar selbst dann noch, als es zu einem kräftigen und gar flinken Backfisch herangewachsen war, sich in Haus und Feld und Garten überaus nützlich zu machen wußte, ja mehr und mehr die Dienste einer Hausmagd versah und zwar mit

einer weit über ihre Jahre hinausgehenden seltenen Emsigkeit und Geschicklichkeit.

Als ein ferneres Familienglied durfte füglich auch der Ventur (Bonaventur) angesehen werden.

Der Mann hatte einst bessere Tage gesehen, war erst Oberknecht, dann Pächter auf einem herrschaftlichen Gute gewesen. In letzterer Stellung hatte er wenig Glück gehabt, von Jahr zu Jahr rückwärts gehauset, dabei all' seine gemachten Ersparnisse samt dem kleinen väterlichen Vermögen geopfert. Er gab dabei die Hoffart und Genußsucht seiner Frau, dem ehemaligen herrschaftlichen Kammermädchen, schuld, während diese ihm Unfähigkeit im Regieren, in Handel- und Hausgeschäften und zudem ein kaltes, liebloses Wesen vorhielt, das ihr das „Schindbauernleben" geradezu verleidlich mache. Und als es schließlich zur Katastrophe, nämlich zum Konkurse kam, da schieden sie die junge Ehe; die Frau begab sich wieder in herrschaftliche Dienste, der Mann kam, nach langem, verdrossenem und unstätem Umherirren, als Hausknecht auf den Erlenhof — beide sahen sich zeitlebens nicht wieder.

Das ziemlich entlegene Bauerngut erschien dem mit der Welt zerfallenen Ventur als ein willkommener Zufluchtsort. Er eignete sich mehr und mehr ein menschenscheues, wortkarges und mürrisches Wesen an; er mied jedwede Gesellschaft, mit Ausnahme seines „lieben Viehes", sowie derjenigen des Knaben Franz, dessen munteres und zutrauliches Tun ihm eine nicht geringe Freude zu bereiten schien und welches er mit wahrhaft väterlicher Zuneigung belohnte; zum großen Ärger der Gundi, welche das zunehmende gute Verhältnis der Beiden eifersüchtig verfolgte und es nicht unterlassen konnte, der Käthri gegenüber sich darüber unverholen auszusprechen:

„Ich kann wirklich nicht begreifen, wie das Büblein an dem garstigen Burschen, unserm Ventur, nur seinen Gefallen finden kann; da läuft es mir davon, zu ihm hin, in Stall und Scheune, wo und wann es nur kann. Man sollt's dem Franzli verbieten, ich denk', das wär' Deine Pflicht, Käthri! Oder aber Dich nach einem andern Knecht umsehen, der die Frechheit nicht haben wird, das Büblein dermaßen an sich und den rauhen Umgang zu löckeln."

Doch die Erlenhöferin hütete sich wohl, dem Rate Gundis Folge zu leisten, dafür hatte sie die zu Tage getretenen Kenntnisse ihres Hausknechtes in allen Zweigen der Land- und Viehwirtschaft allzu hoch schätzen gelernt, sowie nicht minder auch seine große Ehrlichkeit und Treue, das bei aller beginnenden Launenhaftigkeit goldlautere Wesen desselben.

Deshalb entgegnete sie der Gundi im beschwichtigenden Tone: „Es ist halt von jeher so der Jungbuben Art gewesen, dem Mannsvolk, Vieh und Wagen nachzulaufen. Und wo sollte er, der Junge, sonst die Bauernarbeit, sein künftiger Beruf, erlernen als gerade bei ihm, unserm Knecht? Dabei dient mir zur besondern Beruhigung, daß der Ventur keine wüsten ausgelassenen Wort' im Mund' führt, wie bei einem andern, einem Jungburschen, zu befürchten wär' und dem Buben zu großem Ärgernis gereichen müßte. Drum gib Dich zufrieden, Gundi, ich bitt' Dich!"

Mit den Jahren und dem zunehmenden Alter begann der Ventur freilich einen Teil seiner Gelenkigkeit einzubüßen. Die Gundi, deren Eifersucht hinsichtlich ihres „Franzli" keineswegs abgenommen hatte, eiferte von neuem: „Wie Du, Käthri, den G'stabi*) nur länger im Dienst behalten magst!"

*) Klotz.

Jene aber erwiederte lächelnd: „Bin ich selbst denn nicht auch „stabelig“ geworden, mehr denn ein Mensch in der ganzen Kirchgemeind’? Wie schlecht ständ’ es mir an, einen sonst so brauchbaren Burschen der zunehmenden alten Tage wegen zu verabschieden? Nein, das würdest Du selbst auch nicht tun, Gundi, drum kein Wort mehr davon!“

Es kam denn auch die Zeit, da Franz nicht mehr dem Ventur, sondern dieser dem überaus großgewachsenen und mannsstarken Jüngling, der allmählig die Führung bei den Arbeiten übernommen und sich überall das beschwerlichere Teil zumaß, „nachging“. Zur großen Freude und Genugtuung der Großmutter Erlenhöferin, welche Gott nicht genug preisen zu können glaubte, daß er den Knaben so überaus tauglich, gut und brav hatte gedeihen lassen.

Zweites Kapitel.

Der Marktbesuch. Franz, der Kiltbube.

Nachdem der Stadtmetzger sich entfernt, und auch der Knecht Ventur, die qualmende Tabakspfeife im Mund, einen gemächlichen Rundgang angetreten hatte auf die Wiesen und Felder hinaus, und alles so still geworden in der Stube, im Haus, da senkten sich die müden Augenlider der greisen, in ihrem Lehnstuhl ruhenden Erlenhöferin mehr und mehr . . . Und als nach einer geraumen Weile von der Hausflur her sich rasche, kräftige Männertritte vernehmen ließen und sich der Stube näherten — es war eine ungewöhnlich hohe, schlanke

und blühende Jünglingsgestalt, die ein Liedlein vor sich her summend rasch in die Stube trat. „Ah, bist Du es, Franz?“ sagte die Greisin, sich die Augen ausreibend, „Du hast mich ordentlich erschreckt, ich glaube fast, ich hab' ein wenig geschlummert . . . Wie spät ist's, Franz? Kommst von Deinem Götti? Hat Dich der Stadtmetzger getroffen?“

„Ja, Großmutter!“ antwortete der junge Mann lebhaft. „Und denkt Euch, wir, ich und der Götti, haben ihm, dem Landhausmetzger, unsern „Rhyn“ verkauft!“

Und nachdem er sich flink des Rockes entledigt und die Tischtruhe gezogen und sich von dem Laib Schwarzbrot einen tüchtigen Bissen abgeschnitten, berichtete er unter behaglichem Kauen: „Ja, den „Rhyn“ verkauft, Großmutter! Da bin ich halt des zu Marktschleppens überhoben — desto besser! Und nun ratet mal, Großmutter, den Kauferlös . . . Ich will ihn Euch gleich sagen: Volle sechshundertfünfzig Franken! Nun, was sagt Ihr dazu, sprecht! denn wisset, wir, der Götti und ich, haben bei dem Handel Eure Zufriedenheit vorbehalten.“

„Was ich dazu sagen soll? Ach, was kann ich alte Frau, die ich seit zwanzig Jahren nicht mehr von meiner Hufe gekommen, von den heutigen Marktpreisen wissen? Dazu eignet sich halt Dein Götti, Franz, besser als irgend jemand . . . Sechshundertfünfzig Franken, sagst Du? Ei, das ist ja ein ganzes großes Kapital, mit welchem man zu meiner Zeit zwei Joch Ochsen hätte kaufen können. Zwar zahlte man auch einem guten Viehknecht blos seine dreißig bis vierzig Gulden Jahrlohn, und hatte der Bauer zudem weit weniger Unkosten, denn heut' . . . Also gegen den Handel hab' ich soweit nichts einzuwenden; wenn es uns nur nicht etwa Schaden

bringen tut, daß er an einem heiligen Feiertag abgeschlossen worden."

„Ihr seid wohl viel zu ängstlich, Großmutter! Meinte doch der Götti gewiß mit Recht, es sei ja eigentlich nur der zweite Pfingstfeiertag, so eine Art Anhängsel zum ersten wichtigen, und vielerorts, wo man nicht minder gut katholisch sei, denn hier, schon seit Jahren abgeschafft worden."

„Sagt' er das, der Götti?"

„Ja. Auch soll der „Rhyn" erst nächsten Donnerstag abgeführt werden."

„Nun, ich bin's ja gern zufrieden, der Götti versteht das alles weit besser, als ich alte unwissende Frau. Von ihm, Franz, kannst Du vieles lernen in Handel und Wandel, was Dir später von großem Nutzen sein wird. Da solltest Du keinen Anlaß versäumen und auf alles, was er tut und sagt, wohl Acht geben und Dir's merken. Denn er kennt das Bauernwesen aus dem Fundament, darüber ist nur die eine Stimm'! Von seinen übrigen Kenntnissen als Wirt und politischer Mann gar nicht zu reden . . . Wo nur die Gundi so lange weilen mag? Sie ist in die Vesper gegangen und noch nicht zurückgekehrt. Mir wär' der Kaffee lieb und Dir wohl auch, Franz, gelt?"

Der Jüngling verneinte lächelnd: „Mag keinen Kaffee, Großmutter! Hab' schon den warmen Kopf bekommen vom Weintrinken her, beim Götti. Der Metzger wichste zwei Flaschen vom allerteuersten und besten." — Sich in der Stube umsehend, frug er: „Wo ist das Fränzeli?"

„Mit Tuch nach Langenbach, in die Bleiche gegangen; es könnt' unmöglich schon zurück sein . . . Was willst mit dem Mädchen?"

„Weiter nichts, ich fragte nur auch so.“

Er nahm den mit einer prachtvollen Nelke geschmückten Strohhut vom Kopfe, um ihn an den Wandnagel zu hängen. Da erst konnte man der großen überraschenden Ähnlichkeit seiner Gesichtszüge mit denjenigen seiner seligen Mutter, der jungen Balzismattsennin, recht gewahr werden, dieselbe schöne klare Stirne, die zierlich geformte Nase, der feingeschnittene Mund, das längliche Profil, der fast mädchenhafte Teint, das braune fromme Augenpaar.

Also ganz der Mutter Ebenbild; während er von seinem Vater Hansi den außerordentlich hohen, schlanken Wuchs geerbt zu haben schien.

Er sagte, auf die Wanduhr blickend: „Vier Uhr vorbei. Da werd' ich mich werktäglich umkleiden und dem Ventur eingrasen helfen gehen müssen.“

Kaum daß er die Stube verlassen und fröhlich pfeifend sich treppauf gemacht hatte, trat die Gundi ein, das untersetzte alte Mädchen, mit den immer noch roten, aber ziemlich runzelig gewordenen Wangen und das unvermeidliche bunte Sacktuch um die Stirne geschlungen. — „Gelt, Käthri, ich komme spät? Das kommt daher, die Pfarrköchin hat mich aufgehalten, und dann auch die Kirchmeierin . . . Nun will ich aber hurtig den Kaffee bereiten gehen, gleich, gleich!“

Beim Kaffee, den die beiden Frauen zusammen genossen, wurde des Ochsenhandels gedacht. Die Großmutter-Erlenhöferin sagte: „Ich muß staunen, wie der Götti für den „Rhyn“ die erstaunliche Summe zu fordern den Mut gehabt! Ich selbst hätt' es niemals gewagt und der Franz wohl auch nicht, und wären wir also bei dem Handel ordentlich zu Schaden gekommen, wenn's auf uns allein angekommen. Ja,

der Götti versteht's. Wenn's nur der Franz auch so lernte. Doch der ist dazu viel zu blöd' und aufrichtig, wird niemals einer glatten Zunge, der Anpreisungen und Kniffe, die den Markt beherrschen, sich bedienen können, das ging' ihm ja wider die Natur. Schlägt halt in diesen Dingen ganz und gar seinem seligen, frommen Mütterchen nach. Und eigentlich ist es ja besser so. Bet' ich doch täglich zum lieben Gott und reiche Almosen, damit er, unser Franz, nicht auf schlimme Abwege gerate und dem tugendhaften Wandel nicht untreu werd' . . . Schenk' mir nochmals ein — so! . . . Um aber nochmals auf unsern Bub' zurückzukommen: Und doch wünschte ich ihn ein wenig beherzter und unternehmender. Zu Haus' zwar, unter uns, kann er ordentlich munter und gesprächig sein; draußen aber bei den Dorfleuten — so hab' ich mir's schon oft sagen lassen, tu' er so scheu und einsilbig, als könnt' er gar nicht reden."

„Ist auch noch gar jung, der Franzi," wendete die Gundi ein.

„Was, jung? Bei diesen seinen zwanzig Jahren pflegt man doch sonst die Schüchternheit abzulegen und kein Kind mehr zu sein, gibt es doch der Burschen und Mädchen genug, darunter just die ärmsten, und haben in diesem seinem Alter nicht nur ihren erklärten Schatz, sondern sich sogar bereits verheiratet. Er aber, unser Franz, — es nimmt mich das ordentlich wunder, ob er wirklich noch nie an ein Mädchen, ans Heiraten gedacht hat? Es hat mir jemand von des Salzmanns Mädchen gesagt, von der Jüngsten, als ob er so ein Aug' auf dasselb' geworfen hätt'. Nun, der Salzmann ist ordentlich vermöglich; und nur die zwei Mädchen — denke man!"

Die Gundi jedoch versetzte mit geringschätziger Geberde: „Des Salzmanns Walburg'? — Ja, ich glaub's wohl, daß die Walburg' ein Aug' auf unsern Franzi geworfen hat und ihn, den feinhübschen und reichen Jungknaben, gern' haben möcht'. Er aber scheint trotz all' ihrem Schön- und Freundlichtun nicht Feuer fangen zu wollen. Als wir neulich das Schwein schlachteten und er, der Franz, früh morgens Salz holen ging, da hab' er das Mädchen, das sonst so geleckte, in einem Anzug angetroffen so lässig und schmutzig — er sagte es nicht gerad' heraus, aber seiner Andeutung nach zu schließen, wäre auf des Mädchens Schürze Hafer gewachsen, sofern man solchen dran geworfen hätt'. Das hat ihm scheint's den Appetit vollständig genommen."

Die Großmutter lächelte und meinte: „Nun, er soll bei der Wahl die freie Hand haben. Wenn die, so er 'mal auf den Erlenhof bringen wird, eine brave und fromme und aus rechtschaffenem und gutem Bauernhaus' ist, und ich es noch erleben mag — das ist mein Herzenswunsch . . . Auch ein bischen resolut darf sie sein; ist er selbst doch allzufrein, kann den Werkleuten alles schweigend übersehen, manchmal die große Lässigkeit . . . Also mit des Salzmanns Mädchen ist es nichts. Sollt' er vielleicht ein anderes gern haben — wie?"

Die Gundi, nachdem sie sich ebenfalls die Tasse wieder gefüllt und das Kopftuch ein wenig gelüftet, sagte mit gewichtiger Miene und geheimnisvollem Lächeln: „Ich glaub', ich könnt' was verraten, wenn ich wollt'. Nun, so höre denn, Käthri! Es war letzten Freitag, als wir auf dem Langacker die Kartoffeln hackten — nebenan war des Kirchmeiers Lieschen mit Bohnensetzen beschäftigt. Und das Mädchen hatte ein gar geschliffen Mäulchen und redete dies und das, Lustiges und Spaß-

haftes; und auch der Franzi tat so aufgeräumt, lachte schier in einem fort, zum Verwundern. Besonders aber beim Zimmis,*) da wir gemeinschaftlich im Schatten des breiten Heubirnenbaumes saßen, plauderten die Beiden gar lustig zusammen und taten sehr vertraut — es war damals, Käthri, als unsere Kleine (so pflegte die Gundi fortwährend das Fränzeli zu benamsen) sich mit dem Brotmesser so dumm in den Finger schnitt . . . Es ist ein gar munter, freundlich Mädchen, des Kirchmeiers Lieschen, dazu ein sehr flinkes und schmuckes; und dabei gar nicht stolz, sprach mit mir gar freundlich über dies und das, gab mir sogar von dem süßen „Angemachten“ zu kosten, deren es ein Fläschchen bei sich trug — — ah, da kommt endlich der Ventur ebenfalls zum Kaffee, nachdem ich ein etlich Mal nach ihm rufen gemußt! Du wirst es noch erleben, Käthri, daß wir den Burschen auf der Sänfte herein zu Tisch' tragen müssen, so träg' und stolz ist er geworden! —“

Nach einer Weile kam auch das Fränzeli nach Hause, weit früher, als die Großmutter es erwartet hatte. — „Hier die Bleichemarke,“ sagte es, „hier das Geldbeutelchen, Großmutter!“

Diese schalt, nachdem sie das Geld nachgezählt: „Wie, Du hast gar nichts verbraucht, nicht einmal für ein Glas Wein, bei dem langen Weg' und dem warmen Wetter? Wie dumm von Dir!“

„Ach, ich wagte nicht, in ein Wirtshaus zu gehen! Auch dacht' ich, es sei, nach dem langen Warten in der Bleiche, die hohe Zeit zum Nachhausegehen — dies und das zu schaffen.“

„Du wirst wohl recht müd' sein, Fränzeli!“

„Spür' wenig davon; wohl aber Durst. Und die engen

*) = Vieruhrbrot.

Schuh — aih!“ klagte es, sich derselben entledigend. Es trug sich den Milchkaffee auf. Die Gundi mahnte strenge: „Spute Dich, Kleine! Erst muß, vor dem Abendrosenkranz, noch ein Hafen voll Kartoffeln gesotten werden, sodann ein Topf Mais für die Jungschwein'; und die Hefe zum Backen bereitet und der Kaffee geröstet werden, von dem Abendessen schon gar nicht zu reden — da läßt sich's nicht säumen!“

„So gönn' ihm doch das bischen Verschnaufen, das Schüsselchen Kaffee, Gundi!“ meinte die Großmutter.

Fränzeli aber trank den Kaffee eiligst aus und begab sich rasch hinüber in ihr Kämmerlein, zum Wechseln der Kleider, an die Arbeit.

Abends, als das Mädchen, halbsonntäglich gekleidet und den Rosenkranz in der Hand, sich auf den Kirchweg machte, rief der Franz von der Futtertenne her: „Höre, Fränzeli, hab' Dir was aufzutragen . . . Ich gedacht' heut' Abend ebenfalls noch ins Dorf zu gehen, doch kann es nicht sein, der Bleßkuh wegen, der kalbenden.“

Er vergewisserte sich, ob kein unberufenes Ohr seine Worte belauschen konnte, ehe er mit gedämpfter Stimme fortfuhr: „Wenn daher des Kirchmeiers Lieschen treffen solltest, so sag' ihm, daß ich morgens nach Langhausen zu Markt gehen werde, es sei nun ganz gewiß . . .“

„Werd's vermelden,“ erwiederte das Mädchen ohne aufzublicken, und schritt hastigen leichtfüßigen Schrittes davon.

„Fränzeli, noch eines!“

Allein es schien den Ruf nicht mehr zu hören, bog bereits um den „Erlenbachkrumm“ herum, verschwand hinter der den Weg besäumenden Grünhecke.

*　　*
　*

Franz sollte nach Langenbach zu Markt fahren, so war es im Rate des Hauses beschlossen worden. Denn wenn auch der Mastochse glücklich verkauft war, auf die bevorstehende Heu- und Getreideernte mangelte man gar mancherlei Geräte und andere Dinge.

Während daher am Montag Morgen, nachdem das Gras für die Tagesfütterung eingeschafft worden, der Ventur im Scheunenhof draußen das Bernerwägelchen in Stand stellte und die alte Schimmelmähre davor spannte, war in der Wohnstube drinnen die Gundi damit beschäftigt, ihren Franzi für den Marktbesuch recht hübsch und eines Bauernsohnes würdig aufzuputzen. Schon zweimal hatte der stattliche Jungbursche das Hemd wechseln müssen, weil es nicht weiß und fein genug befunden worden; deßgleichen fand sich an Rock und Hut stets wieder etwas zu bürsten. Das alte Mädchen ließ es sich nicht nehmen, auf ein Schemelchen steigend, ihrem übermannsgroßen Liebling eigenhändig das Haar zu scheiteln und den Hemdkragen umzulegen. Als es sich aber um das Knüpfen des schwarzseidenen Halstuches handelte, meinte der Franz: „Das kann halt doch niemand so hübsch, wie das Fränzeli. Fränzeli!“ rief er, „wo bist Du?“

Des scheuen jungen Mädchens schlanke Fingerchen zitterten, als sie an dem Halse des Jungknaben herumhantirten; dann, als das Werk geschehen, huschte es ebenso hurtig und ohne aufzublicken wieder in die Küche zurück, kaum im Stande vor den Hausgenossen eine es überkommene seltsame Gemütsbewegung zu verbergen. Vor der Gundi war dies freilich leicht zu bewerkstelligen, denn diese hatte sich gleich bei Franzens Ruf nach Fränzeli schleunig weg und zu den Schweineställen hinausbegeben, wo sie in ein ärgerlich wehmütiges Schluchzen

ausbrach: „Das also der Dank für die große Lieb' und Sorgfalt, die ich seit seinen frühesten Kindesbeinen an an den Bub' verschwendet, daß ich ihm nun schon nichts mehr recht machen kann. Nicht einmal für das Knüpfen des Halstüchleins bin ich ihm mehr gut genug, da muß die Kleine, das Lausmädchen, her, als ob's solches besser verständ', denn ich. Ach, wenn ich doch sterben könnt', gleich, gleich!"

Derweilen richtete die Großmutter an ihren Enkel folgende Ermahnungen: „Hast Du doch Dein Morgengebet andächtig verrichtet, Franz? Unterlass' es auch nicht, Dich mit Weihwasser zu besprengen und das Schutzengelgebet herzusagen, damit die Himmlischen Dich beschützen diesen Tag. Und hüte Dich wohl vor böser Gesellschaft, wie solche an Markttagen in den Wirtshäusern sich gern' breit macht, und vor schlimmen Händeln — gehört? Es würd' mich zu Tod' betrüben, wenn ich 'was Ungutes oder Unschickliches von Dir vernehmen müßt' . . . Hier hast Du Geld, genug für alle Fäll', für die Einkäufe und anderes. Nimm es in guten Gewahrsam. Und lass' Dich einen guten Schoppen nicht gereuen, und vergiß auch nicht, etwas Rechtes, Warmes zu genießen. Und sollt' es Dich zu tanzen gelüsten, — ich will Dir's ja nicht wehren. Blos das möcht' ich Dir sagen: Hüte Dich vor Erhitzung, vor Zank und Streit, trag' hübsch Sorg' zu Leib' und Seel'! Und kehr' nicht allzu spät nach Haus' — nein, das wirst Du nicht tun, gelt, Franz! Bist ja alleweil ein gutes, folgsames Kind gewesen . . ."

Wie oft schon hatte sie, die Kümmerhafte, ihm solchen und ähnlichen Zuspruch gehalten! Das erste Mal bei Anlaß seiner ersten hl. Kommunion. Damals machte sie ihn auch unter Tränen mit ihrer und seiner Familiengeschichte bekannt, erzählte

ihm ihr eigenes Verschulden, seines Vaters Verirrungen, das daraus entsprungene Leid, das ungeheure, der Familie schreckliche Unglücksfälle. Sie versäumte auch nicht, mit warmen Worten ein Bild von seiner seligen Mutter zu entwerfen, ihre Sanftmut und übrige Tugendhaftigkeit zu preisen. Sie suchte aus dem Kasten ein Schächtelchen hervor, welches wohlerhalten eine braunglänzende Haarlocke enthielt, die durch das Scheubermareili der Toten abgeschnitten worden war, und hielt sie ihm zum Kusse dar. Die Gundi meinte: „Laß Dir daraus eine Uhrkette flechten, Franzi!“ Der Knabe jedoch schüttelte ob dem Vorschlag mißfällig den Kopf und entgegnete mit großer Entschiedenheit: „Nein, das geb' ich nicht zu! Keine fremde Hand soll dies Heiligtum berühren, das gehört mir allein.“

Die guten Lehren und Ermahnungen der Großmutter waren denn auch auf gutes Erdreich gefallen. Der Erlenhöfer Knabe entfernte sich unnötiger Weise kaum einen Schritt von Hause weg, sich dadurch den Spott seiner Schulgenossen zuziehend; auch der heranwachsende Jüngling hielt sich von dem lärmenden Treiben seiner Kameraden meistenteils fern, weilte eingezogen und vergnügt in Gesellschaft seiner Familiengenossen, den stillen, frommen Leutchen, lebte seinen Arbeiten und suchte in den Feierstunden Erholung und Belehrung in den Büchern, mit welchen sein Götti ihn stetsfort auf das reichlichste versah.

Die Geschichte seines Vaters, mit welcher die Großmutter ihn bekannt gemacht, hatte nicht verfehlt, auf sein empfängliches tugendhaftes Gemüt einen tiefen Eindruck zu machen. Weit entfernt, auf seine körperlichen Vorzüge stolz zu sein, begann er ihnen, namentlich seiner sich entwickelnden außerordentlichen physischen Kraft, mehr und mehr zu mißtrauen, gleich-

sam sich ihrer zu schämen, von der Meinung ausgehend, jedermann werde in ihm den zur Gewalttätigkeit geneigten Menschen vermuten, von weitem schon, vor welchem man sich zu hüten haben werde. Dieses sein zurückhaltendes Wesen, sowie das offenbare Bestreben, jeglichem Konflikt mit den Dorfburschen ängstlich auszuweichen, wurde seitens der letztern als Feigheit gedeutet; und als sie eines Tages, anläßlich einer gemeinsamen bürgerlichen Waldfrohnung durch Zureden und neckische spottsüchtige Reden es endlich dazu gebracht, daß er an dem „Häckeln", „Steckenziehen" und anderen Kraftübungen ebenfalls teilnahm, um nach kurzem Kampfe von dem ihm gegenübergestellten Burschen sich als überwunden zu erklären, da war man mit dem Urteile schnell fertig: Der Erlenfranz ist nicht nur feig', sondern auch nichts weniger als stark — ein hochaufgeschossener Pflitz!*) — Und er, dem diese abschätzige Meinung galt, ließ sie gleichmütig über sich ergehen, ja, war es ordentlich froh, bei derartigen Kampfspielen in der Folge unbehelligt gelassen zu werden. — Als er eines Tages mit Ochsen und Wagen in den Wald fuhr und der Ventur des ihn befallenen heftigen Nasenblutens wegen genötigt war, beim „Weiherbächle" zurückzubleiben; und die sömmerliche Hitze stieg und die Bremsen den armen Ochsen grausam zusetzten, da, in dieser seiner Verlegenheit schaute sich der Franz nach allen Seiten vorsichtig um und erst nachdem er sich vergewissert hatte, daß niemand es bemerken konnte, griff er die ausgegrabenen mächtigen Wurzelstöcke mit alleiniger riesiger Kraft an, hob und wälzte sie einen nach dem andern, auch die allerschwersten, backofengroßen, auf den Leiterwagen, fuhr mit demselben von dannen. — — — — — — — — — —

*) Schwächling.

Auch der Götti Ochsenwirt war, verabredetermaßen, zu Markt gefahren.

Obgleich immer noch von sehr ansehnlicher Gestalt, ließen die gebeugte Haltung, die gebleichten Haare und die tiefen Furchen, die sich auf seiner Stirne eingegraben, gleichwohl erkennen, daß die zwanzig Jahre auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen, und Sorgen und Kümmernisse ihm, dem reichen und vielbeneideten Manne, ebenfalls nicht erspart geblieben.

Die beiden nahen Anverwandten trafen sich auf dem „Geschirrmarkte.“ Der Ochsenwirt war unserm Erlenfranz bei dem Einkauf der für die Heu- und Getreideernte benötigten Werkgeschirre behilflich; und dem jungen Manne drängte sich abermals die Wahrnehmung auf, mit welcher Sachkenntnis sein Götti bei der schwierigen Auswahl und Prüfung der Sensen, Wetzsteine ꝛc. zu Werke ging. Hierauf ging es auf den Schweinemarkt, wo der Ochsenwirt für sich selbst ein Halbdutzend auserlesener Ferkel zu markten begann. Franz ersah es mit großer Befriedigung, mit welch' großer Achtung seinem Götti auf Schritt und Tritt begegnet wurde und wie jedermann bestrebt war, sich seine Kundschaft und Gönnerschaft zu erwerben und zu erhalten.

Als die sämtlichen benötigten Einkäufe besorgt waren, sagte der Ochsenwirt: „Gehen wir nun zur „Linde“ zum Mittagessen. Ich hoffe dort den Riedmüller zu treffen wegen dem Kornhandel.“ — Er zog seine Taschenuhr. — „Zwölf Uhr!“ bemerkte er, „um zwei Uhr sollt' ich wieder zu Haus' sein, denn es sind Herren aus der Stadt, närrische Altertumsschmecker, zu Besuch angesagt; sie wollen mir das auf meinem Hausestrich befindliche, altertümliche Buffet, sowie einen mit

allerhand Schnitzwerk verzierten Linnenkasten abfeilschen — nun, sie sollen mir den wurmstichigen und unbrauchbar gewordenen alten Gerümpel teuer genug bezahlen! Den altertümlichen Fensterflügel aber mit dem herrlich gemalten Wappen der Wyniger drauf, den lass' ich um keinen Preis, so sehr die Herren auch Gelüst' darnach tragen; vermag das Stück ebenso gut für mich zu behalten, als sie, die Schnäuzler, es zu kaufen . . . Du freilich, Götti, darfst schon länger zu Markt bleiben," setzte er gut gelaunt hinzu; „denn guck', wie die hübschen Mädchen nach Dir hinschielen — allen wirst Du heut' schwerlich entgehen können."

Franz dachte bei diesen Worten, die ihn fast erröten machten, gleich an des Kirchmeiers Lieschen, dessen wir die Gundi bereits Erwähnung tun gehört haben, als des Mädchens, auf welches er, der junge Erlenhöfer, ein Auge geworfen, und welchem das Fränzeli des Abends zuvor die Meldung betreffend des Marktgehens zu überbringen gehabt hatte. Ob sie, die Kleine, den Auftrag auch richtig ausgerichtet haben mag? fragte sich der Jungknabe, seine Blicke forschend nach links und rechts und über das Marktgewühl hinweg gleiten lassend.

Das Lieschen durfte füglich Franzens nächste Nachbarin genannt werden; denn des Kirchmeiers Haus war, nach der Richtung des Erlenhofes hin, das letzte des Dorfes. Dieser Umstand hatte es mitgebracht, daß der kleine Erlenhoferbe und des Kirchmeiers jüngere Kinder, Felix und Lieschen, den Weg nach und aus der Schule gemeinschaftlich zurücklegten. Dabei hatte Franz von dem überaus mutwilligen jungen Mädchen gar vieles auszustehen. Es verspottete ihn des dreifachen Wollpanzers wegen, in welchen die um seine Gesundheit stets bangende Gundi ihn bei einigermaßen rauher Witterung zu

stecken pflegte, so daß er sich darin kaum fortzubewegen vermochte; sowie auch der unvermeidlichen Pelzmütze wegen, welche bis in den tiefen Frühling hinein sein flachshaariges Haupt krönte. Es bewarf ihn mit Schneeballen und äußerte die laute ausgelassene Freude darüber, daß er in seinen schweren und bis über die Kniee hinaufreichenden Schafpelzstiefeln ihm, dem leichtfüßigen Kobolde, weder auszuweichen, noch zu folgen vermochte. Handkehrum aber, wenn es ihn durch den Spott und das schadenfrohe Gekicher beleidigt und entmutigt glaubte, überhäufte es ihn wiederum mit Schmeichelworten; oder es, das helle und überaus gelehrige Köpfchen, half ihm die Hausaufgaben lösen, oder auch beschenkte es ihn mit ausgesuchten Äpfeln und Birnen oder Baumnüssen, deren das Leckermäulchen stets einen Vorrat bei sich trug. Aus dem mutwilligen Schulmädchen ward ein munterer und nicht minder neckischer Backfisch, ward schier über Nacht die Jungfrau; das wenn auch nicht schönste, so doch zierlich geputzteste und aufgewecksteste Mädchen des ganzen Dorfes, welches zudem den Vorteil genoß, einer sehr achtbaren und wohlbegüterten Bauernfamilie anzugehören. Darum auch begann es in der Folge mehr und mehr an sich zu halten und das hübsche Stumpfnäschen höher und höher zu tragen. Es ließ den Erlenknaben merken, daß die Zeit der Kinderspiele und Zänkereien vorüber sei. Die Aufmerksamkeiten, welche ihr die Dorfburschen zu Teil werden ließen, erwiderte es zumeist durch ein stolzes, schnippiges Wesen. Auf welchen es aber die bezaubernde Glut der seltsamen, dunkelbraunen Flammäuglein wirken ließ, um dessen Herz, es hätte denn aus Marmorstein bestehen müssen, war es halt geschehen.

Und des Erlenfranzens Herz war keineswegs aus Marmorstein beschaffen. Die Blicke, welche er von des Kirchmeiers

Lieschen auf dem Kirchwege oder bei anderwärtigen Begegnungen empfing, hatten bereits zu zünden begonnen. Mit der alten kameradschaftlichen Unbefangenheit, das fühlte nun auch er, war es aus. Und so oft er nach alter Gewohnheit seinen Freund Felix besuchen ging, versäumte er es nie, sich zuvor sorgfältig, halbsonntäglich, umzukleiden. Und saß er dann des Kiltabends auf des Kirchmeiers Ofenbank — stundenlang konnte er Lieschens flinkem, zierlichem Walten zusehen, ihre Bewegungen strahlenden Blickes verfolgen und mit wohlgefälligem Lächeln ihrem muntern Geplauder lauschen. Anders aber, als mit strahlenden Blicken und wohlgefälligem Lächeln vermochte der scheue, stattlich hübsche Jungknabe seine Herzensgefühle nicht auszudrücken, sein Mund blieb stumm.

Sein Mund blieb stumm. Das verdroß das hübsche, ungeduldige Mädchen. Es sann darüber nach, auf welche Weise es den großen und nach jeder Richtung hin sehr schätzens- und begehrenswerten Erlenknaben aus seiner stummen Beschaulichkeit aufrütteln konnte. Schließlich glaubte es das geeignete Mittel gefunden zu haben: die Erweckung der Eifersucht ....

Als Franz an Seite seines Göttis die Gaststube des „Lindenwirtshauses“ betrat und er sein Auge suchend über die mit Gästen dicht besetzten Tische gleiten ließ — „Franz!“ rief es ganz in der Nähe, „Franz, hier mein Glas!“ — Es war des Kirchmeiers Felix, an seiner Seite seine Schwester Lieschen. Am liebsten hätte Franz sich an der Seite des ihm hold entgegenblickenden Mädchens niedergelassen. Doch der Götti schritt ihm voran in das ebenso geräumige „Herren“- oder Speisezimmer, und was blieb ihm selbst übrig, als demselben zu folgen? Er flüsterte Lieschen zu: „ich werde gleich wieder da sein, nach kleiner Weil’.“ Die junge Schöne aber beant-

wortete diese Entschuldigung mit einer hochmütigen, schmollenden Geberde. Und als er nach rasch eingenommener Mahlzeit sich wieder nach ihr umschauen wollte — weg war sie. Er begab sich eiligst auf den Weibermarkt, dort traf er wirklich die Gesuchte vor einer Krämerbude stehend und die ausgestellten Kleiderstoffe musternd. Ganz in ihrer Nähe, auf kaum zwei Schritte Entfernung stand des Lisebeths Louis. Was hatte des Lisebeths Bub' hier zu gaffen und zu schaffen? fragte sich Franz erstaunt und tief verdrossen.

Der Louis, das war der außereheliche Sohn von des Hohlwegbauern Lisebeth. Er hatte die Sekundarschule und sogar ein Jahr „Welschland" genossen. Er galt als der dereinstige Erbe zweier ziemlich bemittelten alten Jungfern und besaß außerdem ein hübsches, fast mädchenhaftes Gesicht, langes dunkles Kraushaar, einen fürwitzigen, hochmütigen Sinn und eine spitzige, allezeit schlagfertige Zunge, durch welche er sich bereits die Abneigung des Großteils der Dorfburschen zugezogen hatte.

Was hat der „schöne" Louis in Lieschens Nähe zu schaffen, was immerfort nach dem Mädchen hinzuschielen? so fragte sich Franz; bei seinem Nahen jedoch schlich sich der Bursche, der übrigens noch niemals durch besondern Mut geglänzt, sachte von dannen.

Franz war es gelungen, von Lieschen unbemerkt dicht an dessen Seite zu gelangen. Das Mädchen war gerade mit dem Besichtigen eines weißseidenen Halstuches begriffen.

„Gefällt Dir das Tüchlein?" fragte Franz ohne weitern Gruß. „Nun, so steck' es gleich ein!" Damit zog er seine wohlgespickte Börse.

Lieschen dankte für das Geschenk mit zärtlichem Blick und mit glücklichem, bezauberndem Lächeln; und ließ sich von

dem jungen Erlenhöfer ohne langes Zögern ins Lindenwirtshaus zum Tanze führen.

Der Tanzsaal war noch spärlich besucht: ein Trupp Hochzeitsleute, dem Aussehen nach von sehr vornehmem Bauernstande. Lieschen vernahm die flüsternden Bemerkungen: „Ein hübsches Pärchen, fürwahr! — besonders er, der Bursche, so riesig groß gebaut und dabei doch so wohlgestaltet und hübsch!“

Und Lieschen mußte sich gestehen: Sie haben ganz Recht, diese Leute, wegen dem Franz, wegen seiner Stattlichkeit und „Hübsche“!

Lieschen war Franzens Tanzlehrerin gewesen. Unzählige Mal, bei seinen winterabendlichen oder sonntagnachmittägigen Besuchen, hatte sie ihn in der weiten Bauernstube herumgezerrt, bis ihm fast Hören und Sehen vergangen, und ihn einen ungeschickten Klotz gescholten.

Heute gab sie sich mit seiner Tanzkunst sehr zufrieden. Sie reichte ihm auch ihr weißes Taschentüchlein, damit er ihr nicht etwa das seidene Wämschen verderbe; so sei's der Tänzerin Gebrauch, belehrte sie ihn.

Der Saal füllte sich mehr und mehr, so daß die Paare nur noch abwechslungsweise zum Tanzen gelangen konnten. Lieschen hatte Muße, die dahinwirbelnden oder feiernden Burschen und Mädchen einer eingehenden Musterung zu unterwerfen. Dabei konnte sie die Überzeugung gewinnen, daß unter all' den anwesenden Jungburschen ihr Franz als der weitaus stattlichste und hübscheste emporragte. Ja, ihr Franz! denn nun endlich schien das Eis gebrochen zu sein, heute zum ersten Male zeigte er öffentlich vor aller Welt, daß er sie, des Kirchmeiers Töchterlein, zu seinem Schatz erkoren.

Heute auch, zum ersten Male des Beisammenseins, verzichtete Lieschen auf ihre gewohnten mutwilligen Scherze und Neckereien, war ganz Zärtlichkeit und Hingebung. Ja, als sich die Beiden in den Speisesaal hinüber begaben und just um den etwas dunklen Treppenwinkel bogen, blieb Lieschen plötzlich stehen und sagte: „Lass' 'mal sehen, Franz! das Krawättlein ist Dir locker geworden — ich will Dirs frisch knüpfen!" — Der riesige Jungknabe mußte sich zu dem Zwecke ordentlich vornüber beugen, er verspürte des Mädchens warmen, süßen Atem, verspürte plötzlich einen heißen Kuß auf seiner Wange, den ersten Liebeskuß — es hatte es niemand weder sehen noch hören können, dennoch färbten sich Franzens Wangen purpurrot, und sein Herz pochte voller wonniger Aufregung.

Als sie nach eingenommener Stärkung sich wieder in den Tanzsaal zurück verfügten, fanden sie denselben von Tanzenden und Gaffenden dicht angefüllt; unter letztern befand sich auch des Lisebeths Louis, und Franzens eifersüchtigen Augen entging es nicht, daß er und sein Mädchen von den Blicken des hoffärtigen Bürschchens auf Schritt und Tritt verfolgt wurden. Nun kam der Louis gar auf sie beide zugeschritten, erbat sich Lieschen zum Tanze, für den ersten kommenden. Franz war es bereits bekannt, daß ein solches Verlangen unter Freunden und Bekannten nicht abschlägig beantwortet werden durfte, und sagte zu. Der Louis jedoch ließ es bei dem einen erbetenen Tanze keineswegs bewenden, sondern behielt das Mädchen auch für den zweiten und dritten. Er tanzte, wie Franz bemerken konnte, sehr geziert, benahm sich seiner Tänzerin gegenüber gar scherzhaft und liebenswürdig. Franz konnte auch hören, wie jene mehrmals belustigt auflachte. Das verdroß und ärgerte

ihn sehr, sein Herz füllte sich mit Eifersucht und Grimm, zumal es ihn bedünken wollte, daß das Mädchen, seitdem es dem Gecken am Arme hing, sich um seine, des Franzens, Gegenwart kaum mehr groß kümmern täte. Bereits befaßte er sich mit der Frage, ob es nicht das Klügste wäre, das Pärchen sich selbst zu überlassen und, dem Mädchen zur Strafe, sich auf und davon zu machen; als sein Freund, des Kirchmeiers Felix, in den Saal und mit den Worten auf ihn zutrat: „Wie, Franz, so alleine? Wo ist denn unser Lieschen?"

„Dort tanzt es mit des Lisebeths Bub, dem schönen, lustigen!" lautete die grimme Antwort.

„Narr, so nimm sie ihm doch weg!" versetzte der Bursche lachend.

Der Vorschlag leuchtete Franz ein, und die inzwischen gemachte Wahrnehmung, daß Lieschen sich unruhigen Blickes nach ihm umblickte, bestärkte ihn in seinem Vorhaben; rasch schritt er auf das Pärchen zu und bedeutete dem Louis, die Hand auf des Mädchens Arm legend: „Nun dürft's genug sein!"

Der Louis schien erst nicht gewillt zu sein, seine hübsche Tänzerin gutwillig fahren zu lassen. Doch ließ ihm der junge Erlenhöfer keine Zeit zu langem Besinnen, raschen, kräftigen Griffes hatte er sich seines Mädchens bemächtigt, zog es mit sich fort in den wogenden Reigen hinein.

Der Louis nahte sich ihnen zum zweiten Male, bat wieder um einen Tanz, erhielt jedoch den trockenen, abschlägigen Bescheid: „Für heut' bleibt das Mädchen mein!" — Der also Abgefertigte entfernte sich wortlos und zornigen, giftigen Blickes. Mitten im wirbelnden Tanze jedoch wollte es

Franz bedünken, als wäre ihm ein Bengel zwischen die Beine geworfen worden. Er mußte sich wohl getäuscht haben. Wie er aber, sein Lieschen im Arme, bei der Saaltüre vorbeiwalzte, da fühlte er ganz deutlich, wie ihm ein Bein vorgehalten wurde, das ihn zum Stolpern, sie beide fast zu Falle brachte. Lieschen schrie vor Schreck laut auf. Franz dagegen hatte rasch nach dem Eigentümer des in boshafter Weise vorgeschobenen Hindernisses sich umgeschaut — dasselbe gehörte dem roten Mühlknecht an, der allwöchentlich in die Kehre gefahren kam. Hinter dem Mühlknecht — richtig, da stand hinter dem Mühlknecht des Lisebeths Louis, jenem ganz vernehmlich zuraunend: „Fürcht' Dich vor dem Großen nur nicht, Dieter! 's ist nur ein pflitziger Milchbub!" — Das Ganze war eine Beleidigung, welche ein Bauernbursche, der etwas auf sich hielt, nicht ungeahndet hinnehmen konnte. Und unser Franz hielt heute etwas auf sich, sein Sinn war von Wein und Liebe erhitzt. Mit raschem eisernem Griffe packte er den Roten an der Kehle und preßte ihn mit ausgestrecktem Arme und mit unerhörter Kraft hoch an die Saalwand hinauf, daß jener, zwetschgenblau im Gesichte, die Zunge herausreckte und die zappelnden Beine bei Ellenlänge den Boden nicht mehr berührten.

„Jesus Maria!" kreischten weibliche Stimmen, „er tötet ihn, der Bursch stirbt! . . ." „Es ist dem Erlenhans, dem gewalttätigen, sein Sohn!" riefen andere entsetzt.

Franzens Angesicht, erst noch rot vor Zorn, erblaßte bei diesen Worten; rasch und ohne ihm ein ferneres Leid zuzufügen, ließ er den Mühlknecht los und zu Boden sinken, hart vor die Füße des Lisebeths „Bub'", des sprach- und ratlos dastehenden hin. Hierauf faßte er sein höchlichst bestürztes

Mädchen bei der Hand. „Komm'," sagte er trocken, „wir gehen nach Haus'!" — Und niemand fiel es ein, ihm, dem herkulischen jungen Manne, den Ausgang wehren zu wollen. —

Desselben Abends noch machte die Geschichte, welche sich auf dem Tanzboden des Lindenwirtshauses zu Langenbach zugetragen, im Dorfe die Runde. Und man konnte die verwunderten Ausrufe hören: Der Erlenfranz, der bislang so schüchterne, in ein Mädchen verliebt, ei, ei! . . . Der Erlenfranz von solch' unglaublicher Stärke und Rauflust — wer hätte das gedacht!

Und des folgenden Tages wurde auch das fernere bekannt: Des Lisebeths Louis war, weil er sich geweigert hatte, dem Roten die für den am Erlenfranz beabsichtigten Streich ausbedungenen zwei Maß Wein zu bezahlen, von jenem, nämlich dem Mühlknecht, elendiglich durchgeprügelt worden, so daß er das Bett hüten mußte . . .

Die Erlenkäthri jedoch, als sie von der Begebenheit Kunde erhielt, erschrak gar sehr und rief: „Danke Du Deinem Schutzengel, Franz, daß er Dich vor Schlimmerm, vor fernerm gewalttätigem Beginnen, gnädiglich behütet hat! Bedenke, wie unglücklich Du Dich und andere hättest machen können. Denk' an das traurige Schicksal Deines armen seligen Vaters! . . . Die große Körperkraft, so eine schöne Gottesgabe sie sonst auch sein mag — Deinem Stamme, dem sie besonders zu eigen, ist sie von jeher verhängnisvoll gewesen. Vergiß das nicht, mein Sohn, und nimm Dir ernstlich vor, von nun an lieber Unrecht zu leiden, als daß Du Dich wieder an jemanden vergreifen tust. Ach, wie wird mir bang', wenn ich an die Gefahr denke, in welcher Du geschwebt, die große Gefahr für Leib und Seel'!"

Auch die Gundi glaubte ihr Sprüchlein beifügen zu müssen. „Ich hatte es mir gestern früh gleich gedacht, daß etwas Ungerades passiren würd'. Nicht umsonst hockten die Elstern in dem hohen Nußbaumwipfel und krächzten laut und Schlimmes verkündend in den jungen Tag hinein . . . Auch mußte Dein Hochmut ein bissel gestraft werden, Franz! Gelt, meine Finger waren nicht mehr gut genug, um Dir das Haar zurecht zu kämmen und das Halstüchlein zu knüpfen, da mußte die Kleine her, die ja alles besser versteht!"

Franz konnte sich ob dieses eifersüchtigen Ergusses des alten Mädchens eines Lächelns nicht erwehren. Zugleich, bei Erwähnung des Krawättleins, gedachte er des abermaligen Geknüpftwordenseins desselben, dort in der Stiegenflur des Lindenwirtshauses, gedachte des empfangenen Kusses von rosigen süßen Mädchenlippen, denjenigen lieb Lieschens. —

Des andern Tages kam der Knecht des Schiffländemetzgers, um den erkauften Mastochsen in Empfang zu nehmen. Die Häuflein blanker Fünffrankenstücke, welche jener auf den Eichentisch hinschichtete — Franz mußte dieselben drei Mal genau nachzählen, so wollte es die Großmutter. Dann verschloß sie selbst die Summe in den Wandschrank. — „Reich' dem Burschen eine Kanne Most," befahl sie, „und leg' auch ein Stück Käs' bei!" — Und zu dem Metzgerknecht sagte sie: „Greif' nur tapfer zu, Knab', brauchen wir doch gottlob! weder das Brot noch den Most zu kaufen. Dir aber wird's das Einkehren im Wirtshaus ersparen, die etlichen Batzen."

Franz hatte sich in den Viehstall hinausbegeben, um dem Ochsen mittelst Striegel und Bürste ein reisewürdiges Aussehen zu verleihen, was sich das kolossale Tier mit offenbarem großem Behagen gefallen ließ. Franz kraute ihm den Wam-

pen, fuhr ihm mit der flachen Hand kosend über den breiten glänzenden Rücken und sprach mit Zärtlichkeit und Rührung: „Wie manchmal hab' ich Dir, als Du noch ein lustig Kleinkälblein warst, die Milch gereicht und Dich mit Gras versehen und andern guten Dingen — wie viel' unzählige Mal! Und wie oft sind wir zusammen in den Wald gefahren, auf Feld und Wiese, nach der Mühle, zum Salzmann. Und Du hast meine Stimm' so gut gekannt und mir ordentlich gefolgt, ohne Zwang, auf den bloßen Wink des aufgehobenen Geißelstockes (Peitschenstockes) hin. Und wurdest Du mit den alternden Tagen auch ein bischen bequem und schwerfällig, ein guter, freiner Mutz bist alleweil geblieben, Rhyn! . . . Und nun wollen sie Dich schlachten, die bösen Leut', gelt! Kannst mich ordentlich dauern, alter Kerl!" — Und als verstände er die liebreichen Worte seines Herrn, lugte ihn der Ochse mit seinen großen glänzenden Augen so treuherzig an, leckte ihm mit seiner rauhen Zunge schmeichelnd Hand und Gesicht.

„Hier das Trinkgeld!" sagte der hinzutretende Metzgerknecht. „Ist der Ochs' doch fromm? Werd' ich ihn allein fortbringen können?"

„O ja, gewiß! Das freinste Tier von der Welt, blos müßt Ihr ihm ordentlich Zeit lassen und ihn nicht quälen, ansonst es leicht unwirsch werden könnt'. Auch tät er mich, sollt' er Schläg' bekommen, nicht wenig dauern. Die Fliegen kann er wohl vertragen, die verspürt er nimmer, der Dickhäuter . . . So — wünsch' Glück auf die Reis' — hü, Rhyn!"

Ohne dem Tiere nachzuschauen, begab er sich eilig in den Stall zurück und schloß die Türe zu, damit niemand die Rührung bemerken sollte, die sich seiner bemächtigt hatte.

Als er nach einer Weile in die Stube ging, fand er die Großmutter damit beschäftigt, die von dem Metzger erhaltene Barsumme in einen langen Leinenstrumpf zu schieben; sie band denselben fest zu und befahl: „Geh', Franz, und tu' das Geld in das Eichentröglein unter meiner Bettstatt — hier das Schlüsselchen dazu. Dann schließ' wieder hübsch ab und schieb' das Tröglein wieder in den dunkeln Versteck zurück . . . Als der fremde Bursch', der Metzger, noch da war, tat ich das Geld, daß er's ersehen konnte, in den Kasten hinein, jetzt aber hätt' ich's nimmer dort belassen können, hätt' mir gebangt. Zwar das Bürschchen aus der Stadt mag ein ehrliches sein und keine schlechten Absichten haben. — Doch ist heutzutag' niemandem mehr recht zu trauen."

Es kamen, da es Mittagszeit geworden, die Gundi, der Ventur und das Fränzeli vom Feld her nach Hause.

„Ist der Rhyn fort?" fragte der Hausknecht. Franz nickte bejahend und reichte ihm das Trinkgeld. „Er hat mich gedauert, der arme Teufel!" bemerkte er.

„Was, armer Teufel?" erwiederte der Alte brummend. „Ein kräftiger Schlag auf den Kopf, dann ist alles vorbei, fühlt weder Schmerz mehr noch Plag'. Während man die Leut' verkrüppeln und verhungern läßt und ihnen noch allerhand nichtsnutziges Doktorzeug eingießt, um ihnen die elenden Tage zu verlängern. So ein rascher Tod ist dem Dahinserbeln weit vorzuziehen."

Da schalt die Gundi: „Schämst Du Dich nicht, Ventur, solch' gottlose Wort' auszustoßen? Bist auch noch ein Christ, wie? . . . Marsch, Kleine", — sie pflegte das Mädchen auch dann noch „Kleine" zu nennen, als dasselbe sie selbst um Kopfeslänge überragte — „marsch, Kleine, in die Küche!"

gebot sie. „Brauchst hier nicht die Ohren zu spitzen, hörst leider nichts Gutes! . . . Man sollt's eigentlich nicht achten," fuhr sie, nachdem sich das Mädchen entfernt hatte, eifernd fort, „man sollt's eigentlich nicht achten, was so einer, der wenig oder keine Religion besitzt, schwatzen tut, Ruchloses und Wüstes. Und doch sollte einen bedünken, so ein ältlicher Bursch, der nicht weiß, wie lange er noch —"

Doch der Ventur ließ sie nicht ausreden, sondern fuhr ihr unwirsch und spöttisch ins Wort: „So ein ältlicher Bursch, der nicht weiß, wie lang' er noch das dumme Geschwätz eines wunderlichen alten Mädchens anhören und ausstehen muß!" Damit wendete er sich zum Gehen nach der Futtertenne hin. Doch als die Gundi erbost bemerkte: „Ja, wenn ich hier die Meisterin wär', ich wüßte schon, was ich tät, würd' dem Ding längst ein End' gemacht haben!" da gab er höhnisch zurück: „Dank' Du Gott, Gundi, daß Du nicht Meisterin, Bäuerin bist. Müßtest sonst das Gut alleine bewirtschaften, weil kein Mensch sich mehr dem Hause nahen würde, ausgenommen etwa einige giftige Klatschbasen, und dann würdet Ihr Euch am End' gegenseitig die Nasen abbeißen oder die Augen auskratzen gleich bösen Katzen, hehehe!"

„Der wüste grobe Unflat!" rief die Gundi zornig, während der Hausknecht boshaft kichernd in der Tenne verschwand. —

Abends, beim Nachtessen, bemerkte die Großmutter: „Es sollte Kaffee geholt werden. Für das Fränzeli dürfte es bei dem Gang ordentlich zu dunkel werden. —"

„Ich geh' schon!" warf Franz rasch ein.

Er erzeigte sich seit einiger Zeit so bereitwillig zur Übernahme jedweder, auch der unbedeutendsten Mission, welche im Dorfe zu verrichten war, sofern dieselbe auf den Abend ver-

legt werden konnte. Pflegte er doch jedesmal einen längern oder kürzern Besuch bei des Kirchmeiers Lieschen damit zu verbinden. War doch das Lieschen seit dem Langenbacher Markt sein erklärtes Schätzchen geworden und hatte er damit das Recht auf des Mädchens ungeteilte Liebe erworben; gleich wie er sich ein Gewissen daraus gemacht hätte, mit einer andern auch nur den zärtlichen Blick auszutauschen.

In der Folge machte er seine regelmäßigen, auf dem Lande üblichen Kiltgänge: des Sonntags, Dienstags und Donnerstags.

Auch war er bei des Kirchmeiers ein stets gerne gesehener Gast. Denn die Alten waren einsichtig genug, in dem jungen Erlenhöfer eine Partie zu erkennen, wie keine schätzenswertere im ganzen Dorfe, wie sich für ihre Tochter, die dereinst mit vier Geschwistern sich in das keineswegs übergroße Erbe zu teilen hatte, jedenfalls keine bessere mehr bieten würde. Darum begegnete ihm die Mutter Kirchmeierin mit der ausgesuchtesten Freundlichkeit, während der Kirchmeier selbst sich mit ihm nicht nur über allgemeine landwirtschaftliche Dinge und Zeitfragen, sondern sogar über die eigenen häuslichen Angelegenheiten unterhielt und zwar mit einer Offenheit und Vertraulichkeit, welche unserm Franz ebenso sehr schmeichelte, als der Gedanke, dereinst mit dieser geachteten und sehr ehrenwerten Bauernfamilie in nahe verwandtschaftliche Verbindung zu treten, ihm große Freude bereitete.

Und erst Lieschen! Aus ihren Braunäuglein leuchtete der vollendetste Liebesübermut, der sich Franz gegenüber in den neckischsten Launen und Einfällen kund gab. Bald entzückte sie ihn durch ihr munteres, schmeichlerisches Plappermäulchen, bald zankte sie sich mit ihm, schalt ihn einen lang-

weiligen Träumer, den man schon gar nicht lieb haben sollte, fand an seinem Äußern dies und das auszusetzen, an seiner Leibesgestalt die langen Beine und unverschämte Größe, die allzu lange Nase, welche das sonst leidlich hübsche Gesicht arg verunstalte, die allzu hellen Augen, das abscheuliche aschblonde Haar; schalt sich selbst ein dummes Mädchen, daß es an einer solchen Ungestalt einen Gefallen habe finden können. Und lachte dabei so fröhlich schalkhaft und guckte ihn so schwärmerisch und liebeselig an, versetzte ihm sogar, wann dies ungesehen geschehen konnte, rasche, feurige Küsse. Um gleich darauf wieder hochmütig schmollend das Stumpfnäschen aufzuwerfen oder ihrem Schatze unversehens die Nähnadelspitze in Arm oder Schenkel zu bohren, und dann, bei dessen jähem Aufjucken oder Schreien, aus vollem Halse zu lachen und spöttisch auszurufen: „Aber, Franz, schämst Du, ein so mächtig großer Mann, Dich denn nicht, wegen einem solch winzig kleinen Löchlein in die Haut gleich einen Mordiolärm anzustellen? Das solltest Du ja weder verspüren noch achten!"

Es begegnete Franz öfters, daß er in der Kiltstube bei Kirchmeiers Dorfburschen, darunter einmal sogar des Lisebeths Louis, antraf.

„Was haben diese hier zu suchen?" fragte er eines Abends, nachdem sich die andern fortbegeben.

„Weiß ich's denn?" erwiederte Lieschen schnippisch. „Manchmal pflegen sie meinem Bruder Felix nachzufragen, manchmal auch nicht. Am End' wird es das Beste sein, daß Papa ein richterliches Verbot an die Haustür anschlagen tut, etwa des Inhalts: Hier hat, außer den Leuten im Haus', nur noch der lange Erlenfranz Ein- und Austritt . . . Was meinst Du dazu? Hihihi!"

Franz „meinte" schließlich gar nichts mehr, ließ sich von der hübschen Schmeichlerin alle angefachte Eifersucht jedesmal wieder ausschwatzen, wegküssen. Er, der riesige Jungknabe, lag vollständig in den Banden des hübschen, launenhaften Kirchmeierlieschens.

Und alles, was sein Herz an Liebesglück und -Leid empfand, pflegte er jeweilen seinem „Schwesterchen" Fränzeli mitzuteilen, gegen welches er seinen Abscheu längst abgelegt, ja, welches er schon seit Jahren in allen Dingen, mit denen er die übrigen Familiengenossen nicht behelligen mochte, zu seiner Vertrauten gemacht hatte. Wenn sie auf dem Felde zusammen arbeiteten, oder nach Feierabend auf der Hausbank, oder auf dem Kirchwege — bei allen diesen und ähnlichen Gelegenheiten schwatzte er ihm von seiner Liebschaft mit des Kirchmeiers Lieschen, offenbarte ihm all' sein Fühlen, Hoffen und Fürchten. Und mußte er sich auch manchmal gestehen, daß das junge und unerfahrene Mädchen sich wenig oder gar nichts auf Liebessachen verstehen könne, der verliebte Bursche fühlte es gleichwohl wie eine Erleichterung und Wohltat, sein Herz, und was dasselbe erfüllte, von Zeit zu Zeit gegen jemanden Vertrauten ausschütten zu können. Und wo war die Seele, so treu und verschwiegen, wie diejenige des guten, frommen Fränzeli? Er machte dieselbe auch mit seinem Plane bekannt, welcher in nichts Geringerm bestand, als mit seiner Liebsten im Laufe des Sommers eine Lustreise nach irgend einem größern Vergnügungsort, Stadt, Kuranstalt oder auf einen besonders aussichtsvollen Berggipfel zu machen, und daß er sich dabei die Kosten gar nicht gereuen lassen werde. Dann müsse aber es, das Fränzeli, ebenfalls mitkommen, er selbst wolle mit der Großmutter schon darüber sprechen und deren

Einwilligung einzuholen trachten. Er habe bereits dem Lieschen davon gesprochen und diese habe nichts dagegen einzuwenden.

Das Fränzeli jedoch machte eine erschrockene, abwehrende Geberde und rief ganz verwirrt: „Nein, nein, das kann nicht sein!“

„Warum denn nicht?“

„Weil — weil ich ein gar so geringes Mädchen bin . . . Und auch keinen Putz besitze. Nein, Franz, sag' nichts mehr davon, kein Wort!“

Der Jungknabe schüttelte verwundert und mißvergnügt den Kopf. Er vermochte sich des Mädchens sonderbares, aufgeregtes Benehmen gar nicht zu erklären.

Drittes Kapitel.

In den Krieg. — E bissele Lieb und e bissele Falschheit.

Die Heuernte, welch' eine aufregende, fröhliche Zeit! Vom ersten Hahnenrufe bis in den dämmernden Abend hinein, welch' ein Jauchzen und Jodeln und Singen aus nah und fern, das muntere Sensenwetzen und laute Scherzen von Wiese zu Wiese, herüber, hinüber, die neckischen Grüße und Gegengrüße; das taktmäßige Schwirren der Sensen durch das rauschende, schwellende Gras, das weite Ausholen der rüstigen Gesellen, in gleichmäßigem Abstande sich vorwärts bewegend und unter dem Aufbieten der besten männlichen Kraft, gefolgt von den flinken Werkmädchen, welche die Schwaden auf dem ab=

gemähten Wiesengrund gleichmäßig ausbreiten in hohen, geschickten Würfen; sodann, nach der geziemenden Ruhepause, das Rechen und Zetteln und Aufhäufeln des Heues, Männlein und Weiblein in langen Reihen arbeitend über die Matten dahinziehend, unter kurzweiligen und neckischen Reden, unter Lachen und Kichern — welch' eine Lust! Und wenn die geladenen mächtigen Heufuder schwankend dahinziehen, eines nach dem andern nach dem Dorfe, nach den offenen bergenden Scheunenräumen hin, da muß selbst dem grämlichsten Bauersmanne das Herz voll Freude lachen, ihn reut weder Speise noch Trank, um den kecken, muntern Sinn seiner Leute wach zu erhalten, ja, er ist ordentlich stolz darauf, eine fröhliche, lustige Mähder= und Heuerinnenschar zu besitzen.

Nun, die Werkleute auf dem Erlenhof durften ebenfalls zu den kurzweiligsten mitgezählt werden. Da waren, außer Franz und Ventur, die beiden Söhne des Staldentoni, nämlich der hochaufgeschossene Veri und der untersetzte Bem (Benjamin); sodann der Dünneschneider, der sich bitterlich anstrengte, um es im Mähen den übrigen gleich zu tun. Der arme Kerl — trotzdem ihm der Schweiß aus allen Poren drang und seine an harte Arbeit schlecht gewöhnten Glieder vor Müdigkeit schlotterten, gleichwohl pflegte er in toller Selbstverspottung sein Schneiderlied zu meckern und allen Neckereien der Leute einen unverwüstlichen Humor entgegen zu setzen, so daß männiglich seine Freude an ihm hatte, und ihm seitens sowohl Franzens als der Weibsleute manch' ein heimlich Gläslein eintrug.

Die Krone der Lustigkeit jedoch verdiente der lustige Bem, dessen hellaute Jauchzer das Echo wachriefen beim ersten Morgengrauen und es nicht mehr schlummern ließen den gan=



zen langen Tag. Den ganzen langen Tag, bei all der flinken Arbeit, ward er es nicht müde mit Singen, Scherzen und Lachen. Dabei war leicht zu ersehen, daß dies sein lautes, fröhliches Gebahren zumeist der flinken Fränzeli galt, ihr zu gefallen. Und lagerte man sich zur Ruhe oder Labung ins kühle Gras oder ins weiche duftende Heu, stets suchte er unvermerkt an die Seite des jungen Mädchens zu gelangen; dieses jedoch wich ihm scheu aus oder barg sich hinter die alte Gundi, tat überhaupt so fromm und zaghaft wie ein junges Nönnchen.

Wie ein junges Nönnchen — wirklich hatte das Fränzeli der Großmutter gegenüber schon wiederholt — das erste Mal am Langenbacher Markttag — den Herzenswunsch geäußert, in ein Kloster treten zu können; und dabei, zu der Großmutter Erstaunen, bitterlich geweint. — —

Es kamen die stillen Wochen zwischen der Heu- und Getreideernte, der Zeit der Ährenreife. Eines Abends sprach die Großmutter: „Morgens früh werden, wie das Fränzeli berichtet, in der Kirche Stundgebete abgehalten für eine glückliche Ernt'. Diese dürfen ja nicht versäumt werden. Wir wollen auch zu Haus' noch einen frommen Rosenkranz beten, damit der liebe Herrgott unsere Äcker vor Nässe bewahr' und schädlichen Ungewittern. — Wie steht die Frucht (Getreide)?" fragte sie, zu Franz gewendet. „Ist die unsrige bald reif?"

„Der Roggen, ja! Auf der Bodenmatt aber sind die Kornähren noch ganz grün."

„Das kommt," erklärte die erfahrene Greisin, „von der schweren, kalten Bodenart her, die dem Erlenhof zu eigen und mühsam zu bebauen ist. Dafür aber auch die ausnehmend

schwere Frucht. Ja, von dem schweren Schaffen hier herum wüßt' ich was zu erzählen aus der Zeit her, da ich und mein seliger Mann auf dem Gute zu werken und zu hausen begannen. Ach, das ist schon lange her! Und doch vergeht fast keine Stund', daß ich nicht jener Zeiten gedenke mit Freud' und Wehmut zugleich, alte Erinnerungen, die sich in meinem alten Hirn stets neu verjüngen."

Sie versank, während die übrigen Hausgenossen schweigsam das Abendbrot genossen, in tiefes Sinnen, aus welchem sie durch den geräuschvollen Eintritt des lustigen Bem in die Stube aufgeweckt wurde. Der junge Taglöhner hatte das Paar Zugochsen, deren er sich zum Einfahren der Wintergerste bedient, zurückgebracht. Er setzte sich zu Franz auf die Wandbank und begann, sich die Stirn abtrocknend, über die herrschende große Hitze zu klagen, sowie über die lästigen Mücken und Bremsen, welche besonders dem Vieh arg zusetzen täten. — „Ja, denk' Dir, Franz!" erzählte er in seiner spaßhaften, schrulligen Weise, „denk' Dir: Diesen Nachmittag sind dem Längenkobi seine beiden lahmen Klepper beim Waldheueinfahren von dem Geschmeiß rein aufgefressen worden bis auf die Schwänz', und hatte der Kobi, der Racker selbst, die hohe Zeit, sich davon zu machen — ich sah ihn mit dem leeren Pferdegeschirr am Rücken sich heulend nach Hause flüchten, hahaha! . . . Allein," fuhr er, in einen ernsthaften Ton übergehend, fort, „'s ist kein Wunder, daß das Getier bissig und aufsätzig wird, kann es doch nur das Beispiel an den Leuten, ja an ganzen Völkern nehmen, welche sich soeben anschicken, sich gegenseitig voller Bosheit und Mordgier anzugreifen, als wären sie bei der Hitze hundswütig geworden. Die beiden großen christlichen Potentaten — hast Du's noch nicht gelesen, Franz, daß

der Franzos' und der Preuß' einander den Hosenlupf, will sagen den Krieg erklärt haben? So steht's im heutigen Blättlein mit beinahe fingersdicken Buchstaben. Wird mir das ein Tanz abgeben!"

„Krieg?" riefen die Großmutter und die Gundi zugleich. „Ach Gott, was Du da sagst, Bem!"

Das Fränzeli flüsterte der Großmutter ins Ohr: „Glaubt ihm doch nicht, Ihr wißt ja, welch' ein loser Spaßvogel er ist!"

Auch der Franz bemerkte lächelnd: „Hättest selbst ein guter Fastnachtsblättleinschreiber gegeben, Bem! An Faxen und Lügen, um die Zeitung auszufüllen, würd' es Dir kaum gefehlt haben."

Da versetzte aber der junge Taglöhner sehr ernst und eifrig: „Was, Faxen? Die reine Wahrheit ist's, was ich erzählt. Und wenn Du nicht glauben willst, Franz, — komm' Du nur mit ins Dorf, in die Beckpinte, dort kannst Du's lesen schwarz auf weiß; und den Lärm hören unter den Leuten. Meint doch der Beckfritz, es könne zu jeder Stund' losgehen, von heut' auf morgen schon, das Kriegen."

„Behüt' uns Gott!" rief die Großmutter von neuem erschrocken. „Da werden ja unsere Soldaten ebenfalls ins Feld rücken müssen, auch Du, Franz! — Ach, die neue große Kümmernis, die Angst!"

Und die Gundi sprach mit einer gewissen beflissenen Feierlichkeit in Stimme und Geberde: „Ja, ja, die Zeit wird um sein, von welcher schon der selige Bruder Klaus*) geweissagt hat: Wann die Priester kurze Kittel tragen werden gleich den Metzgern, und die Weibsleut' weite Röcke und hohe Absätze

*) Niklaus von der Flüh.

an den Schuhen, und die Hoffart aufs höchste gestiegen, dann werde der große, schreckliche Völkerkrieg losgehen, von welchem kein Mannsbein mehr übrig bleiben werde in all den Landen, ausgenommen die unmündigen Knaben und schwachen Greise; und kein Stein mehr auf dem andern bleiben; und werde die Not so groß sein, daß die Leut' vor Hunger Gras essen." —

„Die Toten auch?"

Doch die Gundi setzte, ohne des Bems spöttischen Einwurf zu beachten, in ihrem Weissagungsberichte eifrig fort: „Und die Gottlosigkeit und der Hochmut werden aufs Haupt geschlagen und vernichtet, und die schönsten Bauernhöfe um zwanzig Kreuzer käuflich werden." —

„Alte Geldwährung, Gundi?"

„Warte nur, Bürschchen," rief die Gundi, durch die Unterbrechung gereizt, „warte nur, Dein eitel Spötteln und Föppeln wird Dir schon auch noch vergehen! . . . Ja, ja, so mußte es kommen," setzte sie, das Auge fromm erhebend, ihre Rede fort; „die Gottlosigkeit ist zu groß geworden, desgleichen der Unglauben. Hat man doch sogar das Überwetterleuten verboten und in der Kirche das Zumopfergehen abgeschafft und die frommen Klöster aufgehoben und in der Messe deutsche Lieder zu singen angefangen, die eher ins Wirtshaus passen würden, denn ins Gotteshaus. Und wer tut noch an das Hexen und Bannen mehr glauben, obschon es tausendfach erwiesen ist, wer an die Ungeheuer, ans Fronfastenfrauchen, an den Dürst?*) Die Leut' sind durch das viele Schulen so schrecklich gescheidt geworden, frech und übermütig — ja, ja, so mußte es kommen, Krieg und Verderbnis, gewiß!"

Ventur, der Knecht, indem er seine Tabakspfeife aus-

*) wilden Jäger.

klopfte, bemerkte halblaut und mit grinsendem Lächeln: „An die bösen Geister will ich schon glauben.“

Da fuhr ihn das alte Mädchen zornig an: „Ja, Du bist mir just der Rechte, Du, der des Sonntag Nachmittags auch lieber auf der faulen Haut liegst, als daß Du in die Kirche gingest, in die Christenlehr' oder in den Abendrosenkranz . . . Doch, wie einfältig, an solch' einen Klotz nur das Wort zu verschwenden! Komm! Kleine!“ gebot sie Fränzeli; „es ist Zeit, daß wir den Garten begießen gehen, das Kraut ist ja dem Verdorren nah'.“ —

Die aufregende Nachricht, welche der Bem auf den Erlenhof gebracht, erwies sich indeß als keineswegs aus der Luft gegriffen. Schon des folgenden Tages verbreitete sich die Kunde durch die Gauen von der erfolgten Kriegserklärung seitens Frankreichs, sowie von den Maßnahmen, welche seitens der Schweizer-Regierung zur Sicherung ihrer Neutralität getroffen worden seien.

Nazi, der Dorfwächter, brachte dem Erlenfranz das Aufgebot, als dieser und der Ventur gerade mit dem Schneiden des ersten reifen Roggens beschäftigt waren.

Desselben Abends kam auch der Ochsenwirt auf den Erlenhof, um seiner verzweifelten Schwägerin Mut und Trost einzusprechen, sowie ihr für die Dauer der Abwesenheit ihres Großsohnes die allfällig benötigte Aushilfe anzubieten.

„Schwägerin,“ sagte er, „Euer Jammern taugt zu nichts. Ihr werdet weit besser tun, Euch ruhig in die Lage zu schicken. Bedenket wohl: Söhne blutarmer Eltern müssen ebenfalls mitziehen, desgleichen junge Ehemänner von Weib und Kind fort; sie nehmen all' ihren Verdienst mit in's Feld, so daß die Ihrigen kaum wissen, wo das tägliche Brot hernehmen. Solches

ist bei dem Maurerwiesel der Fall, bei dem Schreiner Fink, der eine Schar hungriger Kinder zurückläßt, sowie bei dem Liesmerfriedel sein' Bub', dessen Frauchen zudem noch arg krank sein soll . . . Auch wird's bei dieser Grenzbesetzung nicht so gefährlich zugehen, wie Ihr's Euch vorzustellen scheinet. Ich denke kaum, daß von den Unsrigen ein einziger Schuß abgefeuert werden muß. Ihr und ich haben ja schon mehreres miterlebt, den Einzug der Kaiserlichen, den Sonderbundskrieg und noch viele andere schwere Dinge erlebt, und sind alleweil heil davon gekommen und haben die Erfahrung machen können, daß in solchen Fällen die Furcht und der Schrecken stets größer waren als die wirklichen Gefahren — nicht wahr?"

„Ihr mögt wohl Recht haben — ach, was versteh' ich alte, einfältige Frau von den Welthändeln!" seufzte sie. „Auch will ich's ja gern' zufrieden sein, wenn die Sach' so gut abläuft, wie Ihr sagt."

Während also die Großmutter sich in das Unvermeidliche zu fügen begann mit einer Fassung, welche der Ochsenwirt ihr nicht zugetraut hatte, geberdete sich die Gundi bei der Nachricht, daß „ihr Bub" in den „Krieg" ziehen müsse, wie toll. „Henker und Mörder!" rief sie wie außer sich: „Ja, Henker und Mörder sind sie, die Könige und Potentaten, welche den mutwilligen Krieg anfangen und ihre Völker totschießen und stechen lassen, wie die Schaf' zur Schlachtbank führen! Nun, wenn sie's noch unter sich ausmachen täten weit weg von unsern Grenzen und uns ohne Schaden und Gefährde! Aber daß nun auch unser Franzi ziehen soll — was hat der gute Bub' ihnen zu leid getan, er, der friedfertigste Bursch' von der Welt, das reinste Lämmlein an Güte und Frömmigkeit? Allein, ich merk' es wohl,

unsre Regenten sind's, welche die armen Bürschlein in den Krieg schicken, haben sie wohl schon gar verkauft, stecken mit den blutgierigen Königen unter derselben Decke — man sollte sie hängen an den höchsten Galgen, die Spitzbuben, sie mit Mistgabeln spießen, die Wütriche! . . . Drum also ging seit einigen Frühmorgen die Sonne blutigrot auf, und hat der Totenvogel die Nacht aus gekrächzt, drüben auf dem hohen Zwillingserlenbaum — o ich hätt' mir's wohl denken können, daß was Unheilvolles, Schreckliches im Anzug sei!"

Abends, nachdem Franz seine Militäruniform und Feldwaffe in Stand gestellt hatte, drängte es ihn, einen Gang ins Dorf zu tun. Die ganze Bevölkerung befand sich in großer Aufregung, die Männer standen in Gruppen vor den Häusern, besprachen die Welthändel, die möglichen Folgen des im Ausbruche begriffenen deutsch-französischen Krieges, und in meist hochnaiver und von sehr geringen geographischen Kenntnissen zeugender Weise den wahrscheinlichen Schauplatz desselben. Frauengestalten huschten in der Abenddämmerung unruhig über die Gassen; am westlichen Horizonte zog ein schwarzes, drohendes Gewitter auf, düster, wie die Wolken, war auch die Stimmung der Menschen. Einzig in der Beckpinte schien laute, fröhliche Laune zu herrschen, von weitem schon konnte Franz die helle jodelnde Stimme seines Taglöhners Bem hören. — „Ja, ja!" seufzte er, „der Bem hat gut singen, ihn drücken keine Sorgen, er weiß sich über alle leichtfertig hinweg zu setzen nach seiner ererbten, leichtfertigen, sorglosen Art!"

Als Franz bei des Kirchmeiers eintrat — der Felix fummelte schweigsam an seinem Kavalleriesäbel, die Mutter Kirchmeierin in der Ofenecke schluchzte überlaut, und der Kirch-

meier selbst schritt gesenkten Hauptes und mit hochernster Miene die Stube auf und ab. Das Lieschen litt heftig an Zahnschmerz; gleichwohl und trotz der geschwollenen Backe lief es in den taufeuchten Garten hinaus, um seinem Franz ein Blumensträußchen zu pflücken, Röslein, Reseda und Vergißmeinnicht. Des Mädchens Übermut schien gänzlich verschwunden, die Braunäugelein erglänzten feucht. Auch Franz war sehr bewegt. „Grein' nicht, mein Schatz!“ bat er, als sie sich ihm beim Abschied schluchzend an den Hals hing. „Grein' nicht, Lieschen! hoffentlich wird mir an Leben und Gesundheit kein Schaden geschehen. Und was unsere Liebe betrifft — guck, führte man uns Soldaten auch ans End' der Welt, ich werd' Dir gleichwohl treu bleiben immerdar, werd' Deiner gedenken bei Tag und bei Nacht, all' Stund' — zähl' drauf, Lieschen, gleichwie ich auf Deine Lieb' und Treu' zähl'.“

Und wie um seinem Treuschwur noch mehr Nachdruck zu verleihen, preßte er des Mädchens Hand so kräftig in der seinen, daß es eines schmerzhaften Aufschrei's sich kaum zu erwehren vermochte.

Des folgenden Frühmorgens — das war kein fröhliches Frühstücken im Erlenhofhause. Die Frauen schluchzten, Ventur, der alte Bursche, versuchte, um seine Gemütsstimmung zu verbergen, möglichst grimmig drein zu schauen und die Träne, die sich trotzdem verräterisch in sein Aug' gedrängt, verstohlen wegzuräumen. Auch Franz selbst ließ wider Gewohnheit das Essen fast unberührt, weßhalb die Gundi, ihre Tränen gewaltsam bezwingend, meinte: „Ich werd' Dir die Pfannkuchen einpacken, Franzi, später wird sich der Hunger schon einstellen. Und hier der gekochte Schinken und die beiden geräucherten Schweinszungen, und dort der Krug alten Kirschbranntweins

— pack' alles hübsch ein! Und das Dutzend Nastücher und die vier reistenen Hemden und meine eigene Flanellunterjacke, damit Du Dich ja nicht verkälten tust; und ein zweites Paar Unterhosen und ein kleines Flaumkissen, für den Fall, daß Du etwa auf hartem Gelieger schlafen mußt; und da der geweihte Rosenkranz und das Fläschchen Weihwasser; und das Säcklein gedörrter Pflaumen —"

Hier fiel ihr Franz ins Wort und konnte dabei, trotz der beklommenen Gemütsstimmung, in welcher er sich befand, eines hellen Auflachens sich kaum erwehren: „Halt' ein, Gundi, ich bitt' Dich! Da müßte ich ja, um all' die Gegenstände mitzuschleppen, statt des engen Tornisters, einen Maltersack umhängen."

Großmutter sprach, ihr leises Gebet unterbrechend und sich mühsam im Pfühle aufrichtend, mit bewegter, zitternder Stimme: „Ich hätt' Dir so vieles zu sagen, Franz, allein es schnürt mir die Kehle zu . . . Lass' es Dir an nichts mangeln, Franz! Hier die zwanzig Fünfliber — zwei Goldstück' hat Dir das Fränzeli in das Unterleibchen eingenäht. Und sollt' Dir das Geld ausgehen, so schreib' es mir, Du kannst's ja gut . . . Und laß Dich nicht mit schlimmen Kameraden ein und hüte Dich vor leichtfertigen Weibsbildern, denn von diesen geht das schrecklich große Unheil aus in die Welt. Dir besonders werden sie nachstellen wollen . . . Und halt' immer Gott vor Augen und denk' an Deine arme, alte Großmutter —"

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen. Und noch weit untröstlicher geberdete sich die Gundi, so daß Franz Mühe hatte, sich von ihren Umarmungen loszumachen. Und als er nach Lieschens Blumensträußchen, das er auf das Fenstersims

gelegt, greifen wollte — die beiden Jungkätzchen hatten dasselbe heruntergezerrt, spielten damit auf dem staubigen Fußboden. Dafür brach das Fränzeli eine herrliche aufgehende Rosenknospe und heftete sie, die sie mit ihren Tränen befeuchtete, ihm auf den Tschako. „B'hüt Dich Gott, Franz!" schluchzte es und schaute dem davonschreitenden Milizen lange, lange nach, bis seine hohe, stattliche Gestalt hinter dem dunkeln Laubgrün der Bacherlen und dann in dem das Dorf umgebenden Obstbaumwald verschwand.

Franz hatte schon bei der Rekrutenaushebung die verschiedensten Anstrengungen gemacht, um des persönlichen Militärdienstes enthoben zu werden, und war hiebei von seinem einflußreichen Onkel Ochsenwirt des kräftigsten unterstützt worden. Doch alle zu dem Zwecke herbeigezogenen Gründe fruchteten nichts, man wollte den stattlichsten der Jünglinge, so seit Jahren unter das Maß getreten, schlechterdings nicht frei lassen. — Das wird ja einen prächtigen Tambourmajor abgeben, auf den ein Bataillon stolz sein darf! lautete die Meinung des Aushebungsoffiziers. Allein einmal in der Soldatenuniform war Franz durchaus nicht dazu zu bewegen, die Tambourmajorsuniform anzuziehen und an der Spitze des Bataillons „den Hanswurst zu spielen", wie er sich verächtlich ausdrückte. Und bei dieser Weigerung blieb's, trotz der angewandten Drohung mit strengem Strafarrest. In der Folge wurde er als Flügelmann rechts der Grenadierkompagnie zugeteilt und ihm die Korporalsschnüre aufgeheftet.

Auch nun, bei dem Truppenaufgebot für die Grenzbesetzung, erneuerte er, dem dringenden Wunsche seiner Großmutter folgend, sein Dispensationsgesuch, indem er den Umstand geltend zu machen suchte, daß er die einzige männliche

Stütze seiner Familie sei; auch vergaß er nicht, der Getreide-ernte Erwähnung zu tun, die vor der Türe stehende, und wie man auf dem Erlenhofe seine persönliche Mithülfe dabei schwer zu missen haben werde.

Man erwiederte ihm, daß das Ernteverhältnis landauf und -ab so ziemlich das nämliche und manch' ein Milize bei dem Dienste noch weit größere Opfer, als er, der reiche, junge Bauer, zu bringen im Falle sei.

Glücklicher erging es des Lisebeths Louis, welcher auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses zu Mutter und Tante heimkehren durfte.

Übrigens hatten die an die Grenzen geschickten Truppen vorderhand weder persönliche Gefahren noch sonderliche Strapazen auszustehen, vielmehr beschränkte sich der Dienst vornehmlich auf den ausgedehnten Wachtdienst, sowie auf öftere Dislozirungen und die dadurch bedungenen Märsche und Kontremärsche in dem Grenzgebiete herum und oftmals tief ins Land hinein.

Auf einer solchen Rückwärtsbewegung gelangte das Bataillon, welchem Franz angehörte, eines Abends ganz unversehens bis in die Nähe von Langenbach. Sowohl der junge Erlenhöfer als sein Freund, des Kirchmeiers Felix, beschlossen, den Umstand zu benützen, um ihre lieben Familienangehörigen durch einen flüchtigen, persönlichen Besuch zu überraschen.

Es war eine laue, mondlose Sommernacht, und die Kirchturmuhr verkündete mit laut gemessenen Schlägen die elfte Stunde, als unsere beiden wacker ausschreitenden Milizen sich ihrem im Schlummer liegenden Heimatdorfe näherten. Bei der Stelle angelangt, wo der nach dem Erlenhof führende Weg von der Landstraße abbog, sagte der Felix: „Komm' Du

erst mit mir nach Haus', Franz! Einmal bei Deinen Weibsleuten, werden sie Dir's wohl nicht mehr gestatten wollen."

Der Erlenhöfer Knabe fand den Vorschlag um so begründeter, da es ihn selbst mit aller Macht zu dem Mädchen seines Herzens hin zog, dessen Umgang er nun seit langen Wochen hatte missen müssen. Und hatte ja der Felix seine Absicht ausgesprochen, ebenfalls zuerst sein eigen Schätzchen in aller Stille grüßen gehen zu wollen, bevor er an der Türe des Elternhauses pochen werde.

Über des Kirchmeiers Haus lag die tiefste Nachtruhe ausgebreitet. Felix flüsterte: „Verrat' mich nicht!" und schlich sich dorfeinwärts von dannen. Franz hatte der in dem Baumgarten herrschenden tiefen Dunkelheit wegen ordentlich Mühe, den Weg zu Kirchmeiers Hinterhaus, zu Lieschens Kammerfensterchen, zu finden. Und nachdem er letzteres erreicht und bereits im Begriffe stand, mit dem Fingerknöchel an die Fensterscheibe zu pochen — horch, waren das nicht nahende, schleichende Tritte, die im taufrischen rauschenden Grase sich vernehmen ließen? Die Schritte kamen denselben Strich durch den Baumgarten, den auch Franz selbst gekommen war, nahten sich ebenfalls dem Hinterhause. Wer mochte es sein? Sollte er, der junge Erlenhöfer, sich bemerkbar machen, den Unberufenen des Weges weisen? Nein, noch nicht, erst galt es zu wissen, wer der nächtliche Besucher war, und dessen Absicht auszukundschaften. Es bedurfte eines einzigen, raschen und geräuschlosen Schrittes und Franz befand sich hinter der Scheiterbeige, welche, wie er wußte, seines Mädchens Kammerfensterchen einrahmte. Sein scharfes Auge hatte sich bereits an die ihn umgebende Dunkelheit gewöhnt, so daß er in dem auf das Fensterlein Zutappenden eine sehr schlanke Männer-

gestalt erkennen konnte, welche mit derjenigen des Lisebeths Louis die große Ähnlichkeit hatte.

Und es war wirklich des Lisebeths „Bub'", schon an dem Hüsteln und Räuspern zu erkennen, mit welchem er, nach vorausgegangenem Pochen, des Mädchens Aufmerksamkeit zu erwecken suchte, vollends aber in seiner Kiltbubenrede, die er sodann dreister und dreister vom Stapel ließ: „Lieschen, schläfst Du? Nein, Du schläfst nicht, Du mußt mein Pochen vernommen haben, gewiß! Auch hör' ich ja ganz gut, daß Du wach' bist . . . Höre, Lieschen, ich bin ordentlich höhn (böse) auf Dich, weil heut', in Langenbach, Du nicht mit mir zum Glas Wein kommen wolltest. Und ich lieb' Dich doch so sehr, mit brennender Liebe. Und Du vergiltst sie mir mit Stolz und Spott und Launenhaftigkeit, hast Deine grausame Freud' daran, mein Herz auf die Folter zu spannen, es zur Verzweiflung zu bringen . . . Du schweigst, Lieschen, hast nicht einmal ein tröstend Wörtlein für mich. Sieh', ich konnt' seit gestern keine Ruh' mehr finden, es zog mich bei allen Haaren zu Dir hin, um Dir nochmals zu sagen, wie sehr ich Dich lieb'! . . . So red' denn, Lieschen, sag' nur das eine herzige Wörtchen, daß Du mir wieder ein wenig gut sein willst, wie es ehedem gewesen, da wir noch Schößlinge waren. Komm', sieh', ich hab' Dir eine Flasche Rotwein mitgebracht, sowie etwas zum Knuspern, für Dein Leckermäulchen. So mach' doch wenigstens das Schiebfensterchen auf, daß ich nicht so laut zu reden brauch' und nicht alle Welt hören kann, was ich Dir, Dir allein zu sagen hab'."

Und Franz vernahm zu seinem Entsetzen, daß wirklich das Fensterchen von innen gerückt wurde, sein Herz pochte fast hörbar, denn ganz in der Nähe konnte er seines Mädchens

Stimme vernehmen, welche vorsichtig flüsternd sprach: „Geh' doch schlafen, Louis! Wie oft muß ich Dir noch sagen, daß der Franz mein Schatz ist, daß es auch Vater und Mutter so haben wollen durchaus? Und weil ich einst so leichtfertig gewesen, Dich ein wenig lieb zu haben — die närrische, unschuldige Jungmädchenliebe —, so meinst Du, ein Recht zu haben, mir auf Schritt und Tritt auf den Fersen zu sein; obgleich ja niemals was draus werden kann, wie ich Dir schon oftmals gesagt. Drum geh' Du schlafen, Louis!"

„Nein, ich geh' nicht!" erscholl es trotzig. „Ich komm' zu Dir, wann und so lang ich will, daß Du es nur weißt. Denn so viel wie der Erlenhöfer Milchsuppenlappi bin ich wohl auch wert, meiner Seel'! Macht sich doch, wie man vernimmt, das ganze Bataillon darüber lustig, wie er die Fünfmaßschüssel Reissuppe verschlingen kann und des Morgens nüchtern schon sein Zweipfundlaib Kommisbrot verzehrt, ohne nur satt zu werden, hihihi! Auch ist ja männiglich bekannt, daß ihm die einäugige Gundi allabendlich per Post ein Dutzend fingersdicker Pfannkuchen, sowie zweimal in der Woche eine riesige Zwiebelwähe zuschickt, damit ihr Büblein nicht etwa verhungere, hehehe! . . ."

Franz war sich bewußt, es mit der Liebe zu des Kirchmeiers Mädchen so überaus ernst genommen und ihm die Treue mit peinlicher Gewissenhaftigkeit bewahrt zu haben. Gerade während diesen Wochen seines Militärdienstes über — waren es nicht, in den Quartieren und Schenkhäusern, die schönsten und verführerischsten Mädchenaugen, welche zu den seinigen wohlgefällig und verlangend aufgeguckt? Und wie hatte er all' diese auf sein Herz abgesandten Liebespfeile kaltmütig abblitzen lassen und zwar entgegen dem Beispiele seiner

Kameraden und Waffengefährten, welche über die große Sprödigkeit und Tugend ihres großen, hübschen Großjägerwachtmeisters ihren Spott ausließen? Und wie wurde diese seine Gewissenhaftigkeit seitens seiner Geliebten belohnt? War es nicht schon die große Sünd' gegen die Liebestreue, daß sie einem andern Jungknaben nur gestattete, ihr nachzugehen oder gar noch am Kammerfensterchen Bescheid zu geben und seine Schmäh- und Spottreden über den Geliebten anzuhören und — was mußte er hier eigenen Ohres vernehmen? Tat sie nicht bei des Kiltbuben böswilligen, spöttischen Auslassungen gar noch belustigt kichern? Das drang in sein ehrlich Jungknabenherz gleich Dolchstichen, brachte es in helle Verzweiflung.

Der lustige Kiltbube aber fuhr fort: „So nimm doch diese Flasche Wein, Lieschen, sei kein Närrchen! Dereinst, wann meine Tanten 'mal die Augen zutun, werd' ich nahezu so reich sein, wie dieser Erlenlümmel. Und so hübsch wie er, ist wohl jeder Osterochs', wenn er den Prämienmajen auf dem Kopf hat, hihihi! Und gescheidt und witzig wird er doch jedesmal nur, wenn er eine Platte Sauerkraut und zwei Pfund Schweinefleisch vor sich stehen hat."

Diesmal lachte das leichtfertige Mädchen hell auf; um sodann mit erzwungener Ernsthaftigkeit und Strenge zu entgegnen: „So schweig' doch, Louis, Du bist ein wüster Spötter! Ich wünschte nur, der Franz könnt' es mitanhören."

Worauf jener rasch und boshaft erwiederte: „Ja, Du hast Recht, Lieschen! Ich würd' mich wohl hüten in seiner Gegenwart, es könnt' mir ja an den Kragen gehen. Denn der Fränzel wird es noch so weit bringen, wie es sein Alter, der Erlenhans, gebracht: erst Andere totschlagen und sich selbst dann in den Mühlbach stürzen, dem Teufel in die Arm —"

Er vermochte das Wort nicht zu vollenden, eine Hand hatte ihn mit eisernem Griff an der Kehle erfaßt: „Elender H . . . . bub'!" erscholl Franzens zornige Stimme. „Hast den Kranken gespielt, um Dich vom Militärdienst wegzustehlen, und derweil wir andere im Feld stehen, schleichst Du unsern Mädchen nach, um uns auszustechen und zu beschimpfen, Du elender Hundsfott, Du! . . . Nun so schätzelt doch und küßt Euch, Ihr beiden — seid beide einander wohl wert!" knirschte er und stieß zugleich den Lockenkopf seines Nebenbuhlers mehrmals und mit zorniger Gewalt in das Fenster, daß die Scheiben klirrend zu Boden fuhren; dann packte er den Burschen bei Nacken und Hüften, lief mit ihm nach dem nahen Düngerhaufen hin, schmiß ihn, als hielte er ein garstig, bissig Tier in den Händen, mitten in die schmutzige, stinkende Gosse hinein, so daß sie hoch aufspritzte.

„Franz!" erscholl vom Kammerfenster her Lieschens erregte, zitternde Stimme. „Franz, bist Du's? Um Gotteswillen, sei doch nicht bös'! Hör' nur ein einzig Wörtlein, Franz — ich bin unschuldig, glaub' mir's nur! Komm', ich will Dir aufmachen, Dir Alles erzählen, komm'!"

Allein des Mädchens verzweifeltes Rufen war umsonst. Das Geräusch von sich entfernenden zornigen Schritten durch das rauschende Hofstattgras, dann von der Gasse zurück ein heiserer, höhnischer Jauchzer, das war Alles, was sich vernehmen ließ. Dazu das Ächzen des Lisebeths Bub, ein Plätschern und Tappen und Triefen, ein ebenfalls Sich-entfernen. —

Welch' eine Freude auf dem Erlenhofe, als der Sohn des Hauses, von des Bäris lautem, närrischem Gebell begrüßt, Einlaß begehrte. Wie er aber mit der Stubenlampe in der

Hand vor der Großmutter Lager stand, sagte jene besorgt: „Wie Du so bleich aussiehst, Franz! Ist Dir unwohl?"

„'s ist nichts!" lautete die ausweichende Antwort. „Ich bin stark gelaufen. Und wenn ich 'mal ein Stündchen geruht haben werde . . ."

Er versuchte zu lächeln, es gelang ihm schlecht. Er begab sich, jegliche Erfrischung von der Hand weisend, zu Bette, jedoch ohne — das erste Mal in seinem Leben — den erquickenden Schlaf zu finden.

Und als des frühesten Morgens, der Abrede gemäß, des Kirchmeiers Felix eintraf und sie beide sich wieder auf den Weg machten, in ihr Kantonnement zurück, hub jener nach einer Weile an: „Wie ich vernommen, hat sich heut' Nacht bei unserm Hinterhaus' 'was zugetragen — erzähl' mir die Geschichte, Franz, ich möchte sie auch von Dir vernehmen."

„Lass' mich!" lautete die ärgerliche Antwort. „Ich mag nicht mehr dran erinnert werden."

„Du mußt mir dennoch gestatten, Franz, daß ich einige Worte darüber rede. Unser Lieschen ist in Verzweiflung, weint sich die Augen rot. Sie will gänzlich schuldlos sein. Es war freilich leichtsinnig von ihr, dem frechen Burschen, den auch ich nicht leiden mag, auch nur ein Wörtlein Bescheid zu schenken. Ich hab', als sie mir den Hergang soeben erzählt, es ihr vorgeworfen mit groben Worten, worauf sie wieder zu weinen anfing wie ein Kind. Du darfst überzeugt sein, Franz, daß, was auch vorgefallen sein mag, sie Dich trotzdem liebt und stetsfort geliebt hat —"

„Geliebt hat, sagst Du?" fuhr ihm Franz zornig ins Wort. „Zum Henker mit einer solchen Liebe, die es einem Mädchen gestattet, zu einem andern ans Fensterchen zu gehen

und wohlgefällig zuzuhören, wie der eigene Schatz von dem elenden Kerl heruntergemacht wird, und dazu noch lachen kann — pfui der Teufel! Da versteh' ich die Lieb' ganz anders. Die soll im Herzen drin verschlossen sein, wie in einem Tabernakel, zu welchem nur der Geliebte das Schlüsselchen haben und sonst niemand dran rühren dürfen soll mit keinem Hauch. Wenn ich aber an Deine Schwester denk', Felix, und was ich diese Nacht mit angehört, das falsche, leichtsinnige, willwänkische Gebahren — ich könnt' rasend werden, wenn ich dran denk'!"

Und dabei legte er solch' zornige, riesige Schritte zurück, daß ihm sein Freund kaum zu folgen vermochte.

Viertes Kapitel.

Des Ochsenwirts neuer Hausstand. — Die Gemeindeversammlung.

Alles auf Erden nimmt einmal sein Ende. So auch ein langwieriger, anstrengender Grenzbesetzungsdienst.

Die Milizen kehrten nach Hause zurück, die Kunde davon war ihnen vorausgegangen. Des Kirchmeiers Lieschen hörte sie von weitem trommeln und singen, sah die Schulbuben und Mädchen ihnen entgegen laufen. Eilig stellte sie die zu schälenden Kartoffeln bei Seite, ordnete ihr Haar und eilte in das an die Straße grenzende Gärtchen hinaus, wo sie sich mit dem Aufbinden eines Rosenstockes zu schaffen machte.

Als die in Reih' und Glied anmarschirenden heimischen Krieger des hübschen Mädchens ansichtig wurden, nickten und grüßten sie gar freundlich und stießen helle, freudige Jauchzer aus.

Nur einer, der stolzeste und hübscheste von allen und zugleich ihr Anführer, tat, als gewahrte er das Mädchen nicht.

Der Zug bewegte sich, von Alt und Jung jubelnd begrüßt, das Dorf entlang bis hin zum „Ochsen", wo, bevor man auseinander ging, beschlossenermaßen nochmals Einkehr genommen wurde.

„Scheinen alle gesund und munter aus dem „„Krieg"" zurückgekehrt zu sein!" meinte wohlgelaunt der Ochsenwirt. „Auch Du, Franz — freut mich sehr! Siehst ja so gravitätisch aus, daß, lebte der große Kurfürst noch, er Dich unfehlbar pressen und unter seine Riesengardisten stecken würde . . . Doch was ich sagen wollt' — hast erst Dein Glas Wein getrunken, werden wir zu Mama gehen in die Hinterstube. Wir haben nämlich gestern Abend Besuch bekommen — Du wirst staunen, mein Junge!" fügte er schmunzelnd bei . . . .

Zur Vervollständigung dieser unserer Erzählung dürfte es notwendig sein, daß wir uns hier ein wenig nach des Ochsenwirts damaligen Familienbestand umsehen.

Derselbe hatte sich freilich seit den letzten zwanzig Jahren ebenfalls sehr wesentlich verändert.

Bald nach Viktors, des Hoffnungssohnes, Hinscheid war auch die Frau Ochsenwirtin ihrem unseligen Hange zu alkoholischen Genüssen erlegen. Arnold, der älteste Sohn, hatte in ein Asyl für Geisteskranke untergebracht werden müssen. Und der Vater Ochsenwirt sah sich mit einem Mal wieder allein, allein mit seiner Trauer, allein mit seinem Reichtum, mit

seinen geknickten dynastischen Zukunftsplänen und zerstörten Hoffnungen, allein mit seinem zahlreichen Gesinde.

Gut, unter solchen Umständen, daß er zur Zeit eine treffliche Wirtschafterin besaß, welche mit den umfassendsten Kenntnissen in allen Zweigen der Hauswirtschaft die gefälligsten und von einer genossenen guten Erziehung zeugenden Umgangsformen verband.

Um sich ihre vortrefflichsten Dienste auf immer zu sichern, faßte der Witwer Ochsenwirt nach Verfluß der Trauerzeit den Entschluß, die Jungfer Wirtschafterin zum Range einer Frau Ochsenwirtin zu erheben, ein Schritt, der von jedermann vorausgesehen worden war und die Billigung aller verständigen Leute des Dorfes erhielt.

Die junge Frau bot allem auf, um ihrem Herrn und Gemahl das Leben so angenehm als möglich zu machen. Und nachdem sie ihm rasch nach einander zwei gesunde Mädchen gebar, da fühlte er sich hochbeglückt und den Lebensmut und die Heiterkeit der früheren Tage wiederkehren.

Leider holte sich die junge Mutter bei einer folgenden und Fehlgeburt den Keim zu einer äußerst langwierigen Krankheit, von welcher sie sich nimmer gänzlich erholen sollte und die ihr zeitlebens die größte Schonung zur Pflicht machte.

Die beiden Kinder jedoch, Bertha und Annele, wuchsen zu gar munteren Mädchen heran, die sich mehr und mehr auch mit ihrem Jungvetter Franz befreundeten und unter dessen Schutz und Geleit der „Tante“ Erlenhöferin zuweilen ihren lautfröhlichen Besuch abstatteten, zumeist der Baumnüsse und Edelzwetschgen wegen, mit welchen sie jedesmal reichlich beschenkt wurden.

Der Papa Ochsenwirt verschwendete an den beiden jungen Mädchen all' seine Zärtlichkeit und liebevolle Fürsorge.

Sie sollten seiner Bestimmung nach einer sehr sorgfältigen Erziehung teilhaftig werden; er verbrachte sie, nachdem sie die Primarschule absolvirt, nach dem Rate seines fürtrefflichen Freundes, des Ortspfarrers, in ein vielbesuchtes Klosterpensionat des französischen Jura. Bestimmend bei diesem Entschlusse wirkte auch die Erinnerung an seinen unglücklichen Sohn Viktor; hier, hinter den Klostermauern und unter den Fittigen der frommen Schwestern sollten die Jugendjahre der beiden Mädchen vor den schlimmen Einflüssen der Welt bewahrt und er und Mama für einige Jahre aller Sorgen und Kümmernisse ihretwillen überhoben bleiben.

Die Kümmernisse blieben gleichwohl nicht aus; sie erstanden wenige Monate nach Eintritt der Kinder in die Klosterschule. Denn es traf die Meldung ein, daß die jüngste, das herzige Annele, infolge eines überkommenen Schreckens von der Fallsucht befallen worden. Doch sei, so lautete der Schluß des Briefes der Äbtissin, kein Grund zu ernsthafter Besorgnis vorhanden, zumal für die Heilung des Übels die umfassendsten ärztlichen Vorkehren getroffen worden seien.

Allein das schwere Übel wollte nicht weichen. Die Lehrschwestern waren in Verzweiflung. Da schlug eine absonderlich fromme Nonne dem Konvente und den Schülerinnen eine gemeinsame neuntägige Andacht vor; zugleich sollte Ännchen selbst bei der Prozession des bevorstehenden Marienfestes das gnadenreiche Muttergottesbild gläubigen Herzens vorantragen. Und das erhoffte Wunder geschah: von selbiger Stunde an, so meldete die glückliche Äbtissin, blieb das Mädchen von den Anfällen vollständig verschont. So meldete die Vorsteherin in den freudigsten Ausdrücken, und das Dankgefühl der Eltern war ein unbegrenztes.

Zwei, drei stille Jahre verstrichen. Bertha, die ältere Tochter des Ochsenwirts, war aus der Klosterschule getreten und befand sich seit einigen Monaten in einem renommirten Gasthause, um sich daselbst in der Kochkunst zu vervollkommnen. Seit einigen Tagen hatte man indessen sowohl ihrer, als Anneles Rückkehr nach Hause entgegengesehen. — — —

Als unser Franz, von seinem Götti geleitet, die sehr hübsch und wohnlich ausgestattete Hinterstube des Ochsenwirtshauses betrat, da war er nicht wenig erstaunt, an Seite seiner blassen, kränkelnden Tante zwei städtisch gekleidete junge Damen zu sehen, welche ebenfalls befremdeten Blickes zu dem riesigen Soldaten emporschauten. Papa Ochsenwirt rief belustigt: „Wie, Kinder, Ihr solltet einander nicht mehr erkennen oder gar sich vor einander fürchten — Vetter und Basen, so nah' anverwandte?"

Da rief die größere und entwickeltere der jungen Damen, ebenfalls in ein munteres Lachen ausbrechend: „Eh, bonjour, cousin! Ich hätt' Dich, bei zufälligem Zusammentreffen, wirklich nicht mehr erkannt!" — Auch die jüngere der Schwestern reichte ihm schüchtern grüßend die Hand, die Hand so schmal und fein — Franz wagte sie kaum recht anzufassen. Auch er hätte seine jungen Basen nicht mehr erkannt, so sehr hatten sie sich in der Fremde verändert und waren die Backfische, als welche sie verreist, zu blühenden Jungfrauen herangereift. Bertha, die ältere, besaß den hohen, schlanken Wuchs und den blassen Teint und die großen, dunkeln Augen der Frau Ochsenwirtin, während Annele dem Papa wie aus dem Gesichte geschnitten schien, nur ungleich zierlicher und verjüngter; auch die Augen — nein, die Augen Anneles waren schon gar nicht zu ersehen, so fromm und scheu hielt sie die langen,

seidenen Wimpern darüber gesenkt, wie denn ihr ganzes Wesen etwas Klösterliches, Nonnenhaftes an sich trug.

Und da auch Franz bei der unverhofften Begegnung mit seinen vornehm aussehenden Basen die mädchenhafte Befangenheit, welche gegen seine gewaltige, soldatische Erscheinung gar seltsam abstach, vorderhand nicht abzulegen vermochte, blieb die Unterhaltung zwischen den jungen Anverwandten gar bald stocken. Der Milize empfahl sich mit der entschuldigenden Bemerkung: „Ich denke, die Meinigen werden wohl schon ungeduldig nach mir ausgeguckt haben.“

Der Götti erwiederte lächelnd: „Du darfst beruhigt sein, mein Junge, die Deinen befinden sich gesund und wohl. Freilich darf ich nicht verschweigen, daß auf die Kunde von den großen, blutigen Schlachten, welche in Frankreich geschlagen wurden, Deine Weibsleute gewaltigen Schreck bekamen, besonders die Gundi, welche vermeinte, Du seiest ebenfalls mit im Kampf gewesen, und es sich nicht ausreden lassen wollte . . . Die Ernte,“ berichtete er weiter, „ist glücklich eingetan, desgleichen das Emd (Nachheu). Der Ventur und der Xaver haben sich dabei gar wacker gehalten, Du darfst sie füglich mit einem Trinkgeld belohnen.“

„Zuvor gebührt Euch, Götti, der geziemende Dank!“ versetzte der junge Erlenhöfer lebhaft. „Hat mirs doch das Fränzeli brieflich kund getan, wie hilfreich Ihr bei diesen Werken Hand geboten —“

„Nicht der Rede wert,“ wehrte der Ochsenwirt, „nicht der Rede wert, Götti! —“

War das, bei Franzens Heimkehr aus dem „Kriege“, eine Freude im Erlenhause. Das Fränzeli, welches schon längst nach ihm ausgeschaut, ermangelte nicht, sein endliches

Kommen den übrigen Hausgenossen freudevoll zu verkünden. Der sonst so mürrische Ventur, die Scheunenflur reinigend, grinste ihm gar freundlich entgegen und rief: „Grüß' Gott, Junge! Ich dachte schon mit der Gundi, die bösen Preußen hätten Dich aufgefressen." — Das Fränzeli wußte vor Freude sich nicht zu helfen, die Gundi setzte schleunig die Butterpfanne über das Feuer, um dem wiedergewonnenen „Büble" zu Ehren frische Küchlein zu backen. Die Großmutter betastete ihren Enkel von allen Seiten, um sich zu überzeugen, daß er doch heil und gesund geblieben, und pries Gott für das große Glück.

Und des folgenden Morgens, als die Sonne schon hoch aufgegangen und gleichwohl in Franzens Schlafkammer sich noch nichts regen wollte, da wehrte die Großmutter: „Laßt ihn sich ruhig ausschlafen! Bedenkt, wie manche Woche er unter wildfremden und teilnahmlosen Leuten herumgetrieben worden und mit einem elend harten Lager hat vorlieb nehmen müssen. Gönnen wir ihm den wohligen Schlaf!"

Bei der ersten Gelegenheit, da Franz sich mit Fränzeli allein befand, erzählte er dieser seiner Vertrauten das nächtliche Abenteuer vor Lieschens Kammerfenster, sein Begegnis mit des Lisebeths Bub'. Das junge Mädchen tat darüber gar nicht erstaunt, sondern gestand nach einigem Zögern, wie Lieschen selbst ihm den Vorfall ebenfalls erzählt und es gebeten habe, die Aussöhnung zwischen ihr und Franz einzuleiten . . . „Es hat mir, sofern das Geschäft glücke, ein prächtiges Ohrgehäng' zu schenken versprochen," fügte Fränzeli errötend bei.

„Da tust Du mir leid;" versetzte er bitter, „Du wirst die „„Ohrglanzgen"" nicht bekommen! Denn so lieb mir das

Mädchen gewesen — ich kann's nimmer ansehen, ohne zugleich seiner großen Falschheit zu gedenken . . . Mag überhaupt keins mehr lieb haben, und unser Ventur wird nicht so Unrecht haben mit seinem Sprüchlein, daß die Weibsleute samt und sonders den Schlangen vergleichbar."

Hatte er einen Gang ins Dorf zu machen, lieber schlug er den weiten Umweg über das „Biberbrücklein" und die Kirchbyfangwiesen ein, nur um nicht bei des Kirchmeiers Haus vorbeigehen zu müssen.

Eines Sonntagnachmittags aber, als er vom Kegelspiel kommend gedankenlos heimwärts schlenderte, da, auf dem schmalen Biberbrücklein stand plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, das Lieschen vor ihm, ihm den Weg versperrend. „Ich lass' Dich nicht gehen, Franz!" sagte es, „bis Du mir versprochen, nicht mehr bös' auf mich zu sein!"

Sie hatte sich seiner Hand bemächtigt und fuhr mit bewegter Stimme fort: „Ach, Du weißt nicht, wie groß Unrecht Du mir getan, wie lieb ich Dich allezeit gehabt — nein, Du weißt es nicht, wie könntest Du mich sonst so trotzig und bös' anlugen, eines bloßen, dummen Mißverständnisses wegen. O Franz!" rief sie, „wie kannst Du mir, Deinem Lieschen, solches antun!"

Sie schaute, ihm die Hand pressend, so minniglich zu ihm auf — der große Jungknabe fühlte von neuem den ganzen, unvergleichlichen Zauber dieses Blickes, dieses Lächelns, fühlte den Bann, den bestrickenden, welche diese in unergründlichen und in allen Farben schillernden Mädchenaugen auf sein Herz auszuüben vermochten.

„Lass' mich!" rief er fast bittend. „Die Geschicht' soll ja vergessen sein!"

„Und Du willst mir wieder gut sein, Franz? Willst mich wieder besuchen kommen? O ja, gelt! Ich werd' Dich heut' Abend erwarten, zu welcher Stund' es Dir gefällt. Versprich's mir, daß Du kommen wirst, ich bitt'!"

Sie hielt seine große, rauhe Hand in ihrer weichen gepreßt, dieselbe zärtlich streichelnd.

„Will lugen!" stotterte Franz.

„Versprich's!" drängte sie.

„Ja —! . . . Doch dort kommen Leute — gehen wir!"

Ein letzter zärtlicher, zündender Blick und sie war hinter der Grünhecke verschwunden. Franz schritt langen, flüchtigen Schrittes von dannen. Er fühlte es in seinem Herzen: die Liebe zu des Kirchmeiers Mädchen war doch stärker gewesen, als er vermutet, ja sie war im Begriffe, trotz all' des großen empfundenen Ärgers, neu aufzuleben, dieser Blick, dieses Lächeln hatten es ihm angetan.

Nachdem die Abendfütterung vollzogen, kleidete er sich nochmals um, begab sich ins Dorf, vorerst auf den Kirchplatz hin, wo die Dorfburschen zu dieser Dämmerstunde zusammen zu kommen pflegten zu Scherz und Sang; oder auch zu allerhand offener oder geheimer Abrede; oder auch um die passende Zeit zum Kiltgang abzuwarten. Des Lisebeths Louis war auch dabei, als wie immer der vorlauteste von allen. Und Franz konnte es hören — ja es schien, als wäre die Bemerkung eigens für sein eifersüchtiges Ohr bestimmt — wie der lustige „Bub" zu einem neben ihm stehenden Burschen sagte: „Gelt, Hänsel, ich hab' doch den allerschönsten Mayen (Blumenstrauß) auf dem Hut! Er kommt aber auch von der allerschönsten Gärtnerin — für mich den Mayen, für einen an-

dern, den großen Krautlappi, den abgepflückten Stengel zu riechen, hehehe!" — Franz verstand die Anspielung gar wohl, glaubte nämlich dieselbe auf des Kirchmeiers Mädchen beziehen zu müssen, weßhalb er rasch und zornig erwiederte: „Der Mayenstock wird halt mit Mistjauche begossen, darum er so schön treibt!" — Das war ein von jedermann verstandener Trumpf — der Erlenhöfer hatte die Lacher auf seiner Seite.

Trotzdem hatten die Worte des Lisebeths Bub einen schmerzhaft giftigen Stachel in seinem Herzen zurückgelassen. War es möglich, daß ihm die Spätrose von Lieschen geschenkt worden? O ja, dachte er ärgerlich, möglich könnt's schon sein! Nachdem, was ich in jener Nacht mit angehört, kann man sich auf jegliche Falschheit gefaßt machen!

Lieschen harrte jenen Abend vergeblich auf die Einkehr des Erben vom Erlenhof. Des Louis böse Zunge hatte das Mädchen gründlich um die Liebe des begehrten Jungknaben betrogen. Franz begab sich, statt „zu Kilt", in Gesellschaft etlicher „unbeschätzten" Jungburschen in den „Ochsen" zu einem Glase Kühlebier. Hier nahm ihn sein Götti beiseite und sagte: „Auf morgigen Feiertag ist die Gemeindeversammlung angesagt, wirst es wissen. Zwar hast Du Dich bislang um die politischen und Gemeindeangelegenheiten wenig oder nichts bekümmert. Ich mocht' Dir's nicht verdenken, macht' ich's doch in Deinen Jahren ebenso, da hat man an andere Dinge, die einem weit mehr am Herzen liegen, zu sinnen," bemerkte er lächelnd . . . „Nun aber wär' es mir lieb, wenn Du morgens ebenfalls an die Gemeind' kommen wolltest, weil es sich um das neu entworfene Forst- und Allmendbenützungsreglement handelt, welches althergebrachte Unbillig-

keiten aufheben soll und eben deshalb von vielen bisher Bevorteilten hart angefochten werden wird. Ich wünschte sehr, obgleich es keineswegs zu meinem eigenen Nutzen dienen wird, daß die Vorlag' zur Annahm' gelang'; Du wirst Dich selbst überzeugen können, daß sie der vollen Gerechtigkeit entspricht."

Der Wunsch seines Göttis war für Franz stets Befehl. Er begab sich des folgenden Tages zur anberaumten Frist an die Gemeindeversammlung. Die Schulstube war bei seinem Eintritt bereits dicht angefüllt, zu Häupten der würdigen Gemeindebürger lagerte sich eine dicke Rauchwolke, und gleichwohl dampften fünfzig Tabakspfeifen tapfer fort, als gälte es, in Eile ein paar Dutzend Schweineschinken zu räuchern. Zwar hatte der Gemeindepräsident Ochsenwirt dem Nachtwächter anbefohlen, Türe und Fenster zu öffnen, in Rücksicht auf den an Gliedsucht leidenden und arg stöhnenden Gemeindestatthalter aber den Befehl gleich wieder zurückzunehmen sich veranlaßt gefunden.

Bei Franzens Eintritt wurde gerade das Haupttraktandum, der Entwurf des neuen Reglements über die Benützung der Gemeindegüter verlesen und sodann zur artikelweisen Beratung desselben geschritten. Bei Paragraph Eins, welcher die Vorrechte der Großbauern auf die Wald- und Allmendbenützung aufhob und die Gleichberechtigung aller Gemeindebürger aussprach, verlangte der Tobelmattbauer das Wort und sprach: „Es soll bleiben, wie es bisanhin gewesen, das ist meine Meinung in der Sach'. Wenn die Gemeindebürger verarmen und auf die Armenkasse kommen — wer muß sie alsdann erhalten durch ihre Steuern, als just die Großbauern? Drum soll ihnen auch ein gewisser Nutzen vorweg bleiben. Was

hätte überhaupt das mindere Mannlein für Vieh auf die Allmendweid' zu treiben? Etwa die Gaißlein, die Hühner und Katzen? Hahaha!" — Und die Großbauern lachten allesamt beifällig mit: Hahaha! Der Tobelmättler, durch den Beifall geschmeichelt, fuhr fort: „Dann noch 'was: ich beantrag', daß die neue Ziegelfeldbrück' auf Gemeind'kosten erbaut werd'; es gibt wohl wenig Bauern, die dieselbe nicht benützen . . ." Der Präsident war bereits zu bemerken im Begriffe, daß dieser Antrag keineswegs zu dem in Beratung stehenden Traktandum gehöre; allein schon hatte sich der Grüeblischuhmacher das Wort angeeignet, indem er hitzig und höhnisch dreinfuhr: „Warum nicht auch den Bauern die Schwein- und Kühställ' und Jauchegruben auf Gemeind'kosten bauen? Es könnt' dies nicht ungerechter sein, als was der Tobelmättler wegen der Ziegelfeldbrück' vorgeschlagen. Unsere, der Taglöhner „Gaißlein, Hühner und Katzen" brauchen die Brücke nicht, und auch die Gemeind' braucht sie nicht, drum sollen die sie bauen, welche sie gebrauchen, die reichen Feldbesitzer. Oder aber soll dann das Gras längs des Ziegelfeldweges ebenfalls zu Handen der Gemeindekasse jährlich verkauft werden, mein' ich — das eine billig, das andre recht!" — da rief der Mausertoni: „Schon gut, wegen dem Grasverkaufen, wenn nur die Marchsteine längs der Gemeind'straß' nicht so häufig aus dem Boden herausfaulen täten, wie solches bei des Hohlwegbauern Kirchmatte der Fall gewesen zu sein scheint." Welche Bemerkung ein großes, schadenfrohes Gelächter zur Folge hatte und seitens des betroffenen Großbauern durch einen mit Schimpfwörtern gewürzten Zornesausbruch erwidert wurde. Der Präsident Ochsenwirt: „Ruhig! Bleiben wir bei dem Verhandlungsgegenstand! Es handelt sich um die Wald- und Allmend-

benützung, nämlich um die Berechtigung zu derselben. Wer verlangt hierüber das Wort? Der Fällenhöfer hat das Wort!" Dieser sprach, nachdem er auf der Schulbank seine Tabakspfeife ausgeklopft: „Wegen der Ziegelfeldbrück', daß sie auf Gemeind'kosten erstellt werd', ist's mir, wie gesagt, schon recht. Daß ich aber von der Forstkommission des lumpigen Bautännleins auf die Frevelliste gesetzt worden, das ist eine Schand' und Ungerechtigkeit zugleich, sag' ich! — laßt mich nur ausreden, ich werd' Euch den Sachverhalt dartun, daß jedermann ersehen kann, wie es damit ein unbillig Bewandtnis hat. Schaut 'mal her, Ihr Leut'! Denkt Euch die Schulstube als die Bürstliswaldecke; hier, der Mattenhans ist die Hagenbuche, wo dicht davor der Grenzstein steht zwischen meinem und dem Gemeind'wald; dort der Sigrist ist das andere March, der Statthalter hier das Dreckloch, an dessen Rand das Tännlein gestanden, im Umfang kaum so dick, als dort der Dünneschneider und dazu noch stark überhängend in mein Holz hinein. Ich frag' nun; war das Tännlein mein oder nicht mein? Gewiß war es mein oder doch sicherlich nicht der Rede wert, daß man darüber solch' einen Skandal anstellte. Aber ich weiß wohl: hätt's statt mich einen andern anbetroffen — ich mag's nicht gradaus sagen, wen, aber der Roggensepp dort könnt's vielleicht erraten. Also wenn's einen andern betroffen hätt' und es würd' dabei haargenau bewiesen, daß er nächtlicher Weis' einen mächtigen Eichenstamm aus dem Gemeindewald geschleppt, so dick wie der Bauch des Sonnenwirts zu Fridaudingen, es geschäh' ihm doch nichts, o nein!" — „Das lügst Du!" schrie der Roggensepp, „bist ein elender Kerl, wenn Du das nochmals sagst!" — Großer Tumult. Der Präsident läßt den Ordnungsruf ergehen. „Es handelt sich

um das Allmend- und Forstreglement, um Artikel Eins desselben!“ ruft er. „Ich muß nochmals dringend ersuchen, bei der Sach' zu bleiben . . . Der Schneiderlix hat das Wort!“ — Doch was der Schneiderlix vorbrachte, auch das stand zu dem Forst- und Allmendbenützungsreglemente in durchaus keinem erkennbaren Zusammenhang. „Ich möcht' blos den Gemeinderat anfragen,“ sprach er, „ob es denn wahr ist, was man sich sagt, daß nämlich die Schleifergrit das Almosengeld bezieht? Heut' morgens, da ich bei dem Häuschen der Schleiferin vorbei ging, roch es mir in die Nase, wie von duftigem Pfannkuchen oder Butterküchlein. Und da dacht' ich bei mir selbst, ob es nicht eine Schand' sei, Leuten, die solches vermögen, die Spend' auszurichten? Ich und meine Buben müssen uns mit gesottenen Kartoffeln und abgerahmter Milch begnügen.“ — Der Ochsenwirt beantwortete die Interpellation mit gelassener, lächelnder Miene: „Der Schneider mag sich beruhigen: wohl hat die Schleiferin Geld aus der Gemeindekasse erhalten, doch war es nichts anders als die billige Entschädigung für ein an die Gemeinde abgetretenes Klafter bürgerliches Gabenholz. Also kann der Pfannkuchen, von welchem der Schneider neidisch spricht, eine ehrsame Gemeinde wenig berühren . . . Um aber auf den Artikel Eins des Reglemententwurfes zurückzukommen, so erlaube ich mir, falls sich niemand mehr zum Wort meldet, denselben in Abstimmung zu bringen . . . Ich erkläre das Mehr! Folgt nun der Artikel Zwei, welcher von der Art der bürgerlichen Benützung handelt. Der Gemeindeschreiber wird ihn Euch nochmals vorlesen . . . Wer will sich über den Artikel Zwei aussprechen?“ — Es erhob sich der durch seinen großen Geiz bekannte Feigenkaspar. „Wie ich vernommen,“ begann er zu näseln, „ist

dem Schulmeister für das Abfassen des neuen Kanasterbuches*) ein Gehalt von fixum fünfzig Franken oder für per Tag zwei Franken zugesprochen worden —"

Gemeindepräsident, den Redner unterbrechend: „Es handelt sich heut' durchaus nicht um das Katasterbuch, sondern um das Allmend- und Forstreglement."

Feigenkaspar, höhnisch: „O ja, ich glaub' es wohl, daß der Gemeinderat nicht gern' von der Sach' hört. Allein ich sage: zwei Franken per Tag, für die Bein' unter den Tisch auszustrecken und ein wenig mit der Feder zu kritzeln — ist's nicht zum Wildwerden, frag' ich, wenn man sieht, wie das Geld nur so zum Fenster 'nausgeworfen wird? Als ich noch jung und ein Taglöhnersbub' war — wie viele Tag' hab' ich den schweren Dreschflegel geschwungen bei kalter Winterszeit und von früh bis tief abends, um sechs Kreuzer per Tag!"

„Es ist nur zu wahr, was der Kaspar sagt!" bekräftigte der Spitzackerbauer. „Ich unterstütze seinen Antrag. Ich erinnere mich noch ganz wohl der Zeit — es war noch die ehrbare, gute —, da man einem guten Vieh- oder Fuhrknecht dreißig Gulden Jahrlohn zahlte und noch nichts von den Zwischenmahlzeiten wußte."

„Drum auch kriegten Deine Knechte sämtlich dünne Därm' und die Schwindsucht!" rief eine Stimme aus dem Hintergrunde des Saales, welche Bemerkung mit schallendem, beifälligem Gelächter seitens der „mindern" Bürger begrüßt wurde. Und der Schreinerbalz fügte boshaft hinzu: „Ich schlag' vor, den Feigenkaspar zum Katasterschreiber zu wählen, der macht's billig!" — Erneutes Gelächter. — „Kann's nicht,

*) Katasterbuches.

bin des Schreibens nicht gewohnt!" brummte der also Vorgeschlagene. — „Nun, so halt 's Maul!" ward ihm zugerufen . . .

Bei Artikel Fünf, welcher das Vorrecht der Großbauern, den Mehrbezug von zwei Klafter Brennholz betreffend, aufhob, wäre es zwischen jenen und den „mindern" Bürgern bald zu einer Rauferei gekommen, und hatte der Präsident Ochsenwirt die große Mühe, die Streitenden auseinander zu bringen und die Ordnung einigermaßen wiederherzustellen. —

Abends, als die Beratung zu Ende und die Versammlung sich lärmend verlaufen hatte bis auf den Präsidenten Ochsenwirt, den Gemeindeschreiber und Franz, sagte ersterer, tief aufatmend und mit dem großen, bunten Taschentuche sich das Kahlhaupt trocknend: „Gottlob, ist's vorbei und das Reglement angenommen — ich wollt' dran schier verzweifeln. Und zum Verwundern, daß alles so glatt abgelaufen — nicht wahr, Gemeindeschreiber?"

Franz dachte: Wenn das, was ich die zwei, drei Stunden über mit angehört und gesehen, ein ruhiges und glattes Ablaufen zu nennen ist — was soll man sich denn von einer unruhigen Versammlung vorstellen?

Sein Götti jedoch ließ ihm keine Zeit, seine Betrachtungen über den Parlamentarismus in der bäuerischen Gemeindestube fortzusetzen, sondern mahnte wohlgelaunt: „Gehen wir zu einem Glas' Wein, Franz, zu dem wohlverdienten!"

Fünftes Kapitel.

Schwesterchen Fränzeli; und was Franz an ihr entdeckte.

Die Agath' sei gestorben. So lautete die Meldung, die eines Herbsttages aus dem Unterland eintraf.

Die Agath', das war die leibliche Schwester der Gundi, die Stiefschwester der Erlenkäthri.

Franz und Ventur hatten soeben, ziemlich verspätet, mit dem Pflügen begonnen; weßhalb die Gundi, als die entbehrlichste, an die Begräbnis der nahen Anverwandten abgeordnet wurde.

Doch kaum, daß das alte Mädchen sich auf den Weg nach ihrer alten Heimat gemacht, rief die Großmutter: „Fränzeli, hör' 'mal! . . . Gerad' erst kam's mir in Sinn: War diese Deine verstorbene Tante nicht zugleich auch Deine Taufpatin?"

„Ja, das war sie, Großmutter!"

„Warum sagtest Du das nicht früher?"

„Ich wagte es nicht," antwortete das junge Mädchen errötend. „Wir haben ja so viel zu schaffen in Haus und Feld —"

„Welch' einfältig Kind Du bist!" schalt die Großmutter. Und nach einer Weile fuhr sie fort: „Es wird ihnen, unsern Verwandten dort unten im Land', wohl sehr auffallen, daß Du nicht zur Begräbnis gekommen, und ich selbst werd' mich arg schämen müssen, daß ich Dich nicht hingeschickt. Nun, am Dreißigsten*) wirst Du unter allen Umständen hingehen müs-

*) Gedächtnisfeier, welche nach ländlichem katholischem Gebrauch gewöhnlich dreißig Tage nach der Begräbnis abgehalten wird.

sen, Fränzeli, ich tu's nicht anders. Freilich, in Deinem lützeln*) Sonntagsanzug' werden wir Dich nicht ziehen lassen dürfen. Hab' ich mir doch längst ein Gewissen draus gemacht, Dich immer noch nicht mit einer bessern Kleidung versehen zu haben. Allerdings, so lang Du so sehr im Wachstum begriffen, wär' es fast Schad' gewesen für den guten, kostbaren Stoff. Nun aber soll's mich nicht mehr gereuen."

Die Gundi brachte einen geschwollenen Fuß mit nach Hause, daraus schnell der Rotlauf sich entwickelte. Das abergläubige Mädchen ließ es sich nicht ausreden, daß es in einen „bösen, behexten Windzug" geraten; zwei, drei lange Wochen mußte es die Stube hüten, und jeder Versuch, den Bann zu brechen, rächte sich durch die Wiederkehr des blos scheinbar geschwundenen Übels.

Derweilen versah das Fränzeli die sämtlichen Hausarbeiten, half auch draußen im Felde, werkte buchstäblich für Zwei, war die Unermüdlichkeit selbst.

Die Großmutter aber, eingedenk ihres Versprechens, beauftragte die Schulnähterin, für das junge Mädchen den Stoff zu einer neuen, soliden und hübschen Kleidung zu kaufen, über welches Beginnen die Gundi gar gewaltig aufzubegehren begann. „Ein Unsinn und eine Sünd' zugleich," meinte sie, „einem blutjungen „„Strupf"", wie das Fränzeli, solch' einen Staat umzuhängen und ihm damit die Hoffart und den Hochmut in den Kopf zu pflanzen!"

Worauf die Großmutter erwiederte: „Schämst Dich nicht, Gundi, dem Mädchen, das bereits sein achzehntes Jahr angetreten, das bißchen anständig Kleid zu mißgönnen, das es schon längst zehnfach verdient hat durch sein werkhaft und folg-

*) unscheinbar.

sam Tun, durch seine Anhänglichkeit und Tugend allweg, so daß ihm wohl kein zweites an die Seite gestellt werden könnt' im ganzen weiten Tal! Und hat noch kein Kreuzerlein Löhnung bekommen; keinen Pfennig Taschengeld — ich müßte mich, wenn's die Leut' vernähmen, deswegen ordentlich schämen. Und was meinst Du, Gundi, was unsere Verwandten im Unterland sagen würden, wenn sie das Mädchen so elend armmütig gekleidet daher kommen sähen an den Dreißigst'? Würde man mich nicht des groben Geizes anklagen und zwar mit Recht?"

Als die „Schulnähterin" ins Erlenhaus auf die Störe kam, um dem Fränzeli das neue Kleid anzufertigen — das Mädchen wagte kaum mehr herzhaft zu atmen oder sich bei Tisch satt zu essen, aus Furcht, es könnte die Gundi es ihm vorwerfen und die Großmutter es reuig werden, die große kostspielige Wohltat ausgelegt zu haben.

Der für die Gedächtnisfeier anberaumte Tag rückte heran; und da der Gundi seitens des Arztes der Gang in feuchtes Erdreich immer noch strengstens untersagt war, wurde im Familienrate beschlossen, daß der Franz, in Vertretung des Hauses, die „Kleine" ins Unterland begleiten und dabei, der schnelleren Rückkehr wegen, sich des Roß' und Wägelchens bedienen solle.

Es war in der noch dunkeln Frühe des frostigen Spätherbstmorgens, als die beiden jungen Leute vom Erlenhof abfuhren. Der Nebel war so dicht, daß man kaum auf zehn Schritte weit sehen konnte. Franz stak in einem steifen, rohwollenen Fuhrmannskapute, während Fränzeli von der Großmutter das große braune Tuch geliehen bekommen und in welches es sich vollständig gehüllt, so daß bloß noch Augen und Nasenspitze

hervorschauten. Die Fahrt war für den einen Tag eine ziemlich lange und anstrengende, weßhalb der Franz von des Göttis Anerbieten, statt der eigenen trägen Fohlenstute und des schwerfälligen Bernerwägelchens sich seines, des Ochsenwirths, Renners und eleganten Einspänners zu bedienen, gar willig Gebrauch gemacht. Der Rappe wieherte gar lustig und griff so mutig aus, daß dem Fränzeli dabei ganz bange wurde und es ängstlich bat: „Halt doch ja die Leine recht fest, Franz! Gewiß geht er Dir noch durch!“ Allein der Jungknabe begnügte sich, schalkhaft vor sich hin zu lächeln und dem Pferde ziemlich freien Lauf zu lassen.

Es war das erste Mal, daß Fränzeli ein Luxusfuhrwerk bestiegen, daher die große Freude über die rasche und zugleich sanft dahinschaukelnde Fahrt, welche über die Furcht gar bald die Oberhand gewann und sich durch vergnügtes Kichern und munteres Plaudern zu äußern begann; es schwatzte fast in einem fort die schnackischsten Dinge, so daß Franz sich zu fragen begann, ob das Mädchen an seiner Seite wirklich dasjenige war, welches zu Hause aus lauter Furcht und Bescheidenheit kaum ein lautes Wort oder der frohen Geberde sich getraute.

„Ach, Franz!“ rief das Fränzeli voll freudiger Erregung, „wie das nur so dahinfährt, wie im Flug! O die Reichen, welche sich solches gönnen dürfen, haben's doch schön, gelt, Franz! Und wie wohlig es sich ruht auf dem weichen Polster, und wie lustig und hell die Glöcklein schellen, und wie die Bäum' und Häuser nur so vorbeihuschen, und die wenigen Leut', die schon wach sind, uns neugierig nachschauen, tun sich gewiß höchlich wundern, welch' große Herrschaft wohl so vornehm dahinfährt — ist das nicht lustig, Franz? Aber hast Du doch auch genügend Platz, Franz? Guck, ich selbst kann mich noch

schmaler machen, ganz schmal! Oder hast Du vielleicht kalt, friert's Dich an die Hand? Ich will Dir ja meine Handschuhe leihen; doch werden sie Dir wohl zu eng sein, hab' ich selbst doch nur so elend dünne Fingerlein, hihihi!"

Es lachte so fröhlich und rutschte so mutwillig auf dem Sitzpolster herum und tat so freudig wie ein Kind.

So ging es in rascher Fahrt durch die nahe bei einander liegenden wohlhabenden Bauerndörfer des Gau's hinunter. Es begann mühsam zu dämmern, der Nebel schien an Dichtigkeit noch zuzunehmen. — „Im Städtchen werden wir kurze Einkehr halten," eröffnete Franz. „Dem Rapp' wird die Stärkung ebenso willkommen sein, als uns selbst. Ich werde beim „„Leuen"" vorfahren, dort dient ja des Hechlers Gregor als Stallknecht, der wird das Roß gut besorgen."

Und er fuhr beim „Leuen" vor und befahl dem leicht von der Chaise herunterspringenden Fränzeli: „Geh' Du nur gleich in die warme Gaststube und lass' eine Halbe Roten bringen und was sonst Dir dazu noch begehrenswert erscheint. Ich komm' gleich nach, sobald der Rapp' versorgt sein wird. Werde auch den Gregor mitbringen."

Als das Fränzeli, der Kellnerin folgend, sich entfernt hatte, frug der das Pferd ausspannende Gregor: „Na, Franz, wer ist denn die Jungfer, welche Du da in der Welt 'rumfährst?"

„Wie?" erwiederte Franz lachend, „Du solltest unsere Kleine nicht mehr kennen, das Fränzeli?"

Doch als die beiden Freunde und Dorfgenossen in die durch den ersten Sonnenstrahl erhellte Gaststube traten, da fragte sich auch Franz, beim Anblick seines „Schwesterchens": „Wie, das sollte unser Fränzeli sein?"

Das Mädchen hatte die altväterliche Umhüllung abgeworfen, und statt des gewohnten abgetragenen, kurzen und entstellenden Kattunröckleins trug es ein langes, dunkles, glänzendes Kleid, das die schlanke, zierliche Gestalt beinahe noch einmal so groß erscheinen und die ganze außerordentliche Formschönheit des vorteilhaftesten hervortreten ließ. Das war ja kein Kind mehr, sondern die aufblühende und ausnehmend hübsche Jungfrau zu nennen, selbst von ihrem „Bruder" Franz kaum mehr zu erkennen!

Und als sie neu gestärkt aus dem Städtchen fuhren, der aufgehenden und den Nebel vollends besiegenden Sonne entgegen, da konnte Franz sich nicht enthalten, das Mädchen immer und immer wieder von der Seite anzugucken und zu mustern. Es fiel ihm dabei an dem Äußern desselben so manches auf, was er bislang trotz des täglichen Beisammenlebens oder vielmehr gerade wegen desselben ganz und gar übersehen hatte. Er erinnerte sich der zahllosen Sommersprossen, welche ehedem des Kindes mageres Gesichtchen entstellten, und nun dieser reine, fast durchsichtige Teint, die rosig angehauchten feinen Wangen, die regelmäßigen und äußerst zierlich geschnittenen Gesichtszüge, aus welchen ein unbeschreiblicher Liebreiz strahlte. Und dann die fernere, nicht weniger auffallende Entdeckung: statt des ehedem feuerrothen struppigen Haupthaares, vor welchem Franz vor Zeiten einen so tiefen Abscheu empfunden, schauten nun unter dem mit einem schwarzen Tüllschleier versehenen Leidhütchen eine erstaunliche Fülle leicht gekräuselter dunkelgoldfarbiger Stirnlöcklein hervor, während zwei mächtige Zöpfe über den weißen Nacken herunterfielen. Golden erschienen ihm auch die langen seidenen Wimpern, welche des Mädchens frommes, freudstrahlendes Augenpaar beschatteten.

Dazu das neue, dunkelglänzende Kleid — just das neue Kleid, das modische, war es, welches des Mädchens seltsame Schönheit zur plötzlichen überraschenden Erscheinung gelangen ließ.

„Was lugst Du mich so an?" frug das Fränzeli verwundert.

„Weil Du so ein schönes bist heut'!"

„Ach, Du willst wohl meiner spotten!"

Sie wandte sich erröthend, schmollend ab.

„Mußt mir des Wortes wegen nicht zürnen, Fränzeli! Auch war's keineswegs Spott, sondern mein aufrichtiger Ernst," versetzte Franz freundlichen Tones. Und das Mädchen neckisch am Rockärmel zupfend, rief er: „Na, lug' mich an und lach' nicht!" — Und sie lugte ihn zögernd an und brach alsdann in ein helles fröhliches Lachen aus, wobei zwei Reihen der allerschönsten weißen Zähnchen zum Vorschein kamen, sowie in der rosigen Wange das Schalksgrüblein. Und der Friede war wieder vollständig hergestellt und zwar in dem Momente, als man vor dem heutigen Bestimmungsort anlangte, in das ziemlich unscheinbare, zerstreute Pfarrdorf einfuhr.

Unter der zahlreichen weiblichen Anverwandtschaft, welche nach dem stattgefundenen Trauergottesdienst das Grab der seligen Tante umstand, war Fränzeli die weitaus anmutigste und schönste Erscheinung von allen. Das erkannte Franz auf den ersten kurzen, musternden Blick, ersah es mit gewissem Stolz und großer heimlicher Befriedigung.

Man begegnete den beiden Leutchen ab dem Erlenhofe, nachdem sich diese als solche zu erkennen gegeben, mit großer Freundschaft; man tat sehr verwundert darüber, sie, die gestern noch Kinder gewesen, so groß und hübsch wieder zu sehen. Die Onkel und Tanten, Vettern und Basen stritten sich förm=

lich darum und setzten den großen Stolz darein, den stattlichen jungen Erben der Erlenkäthri, deren große Wohlhabenheit allen Anverwandten gar wohl bekannt, sowie dessen nicht minder hübsche und vornehm ausgestattete Begleiterin, welche sich zum Erstaunen Aller als die Tochter des armen, längst verstorbenen Weberveit zu erkennen gegeben, durch das Dorf zu sich ins Haus zu führen; man bewirtete sie überall mit dem Besten, was aufzutreiben war, man machte sie mit dem Grade der Blutsverwandtschaft, in welcher man zu einander stand, sowie mit den Schicksalen der verschiedenen Familienglieder bekannt, jedermann aber wollte ehedem mit der Erlenkäthri und auch mit Veit, dem Vater Fränzelis, auf gar absonderlich freundschaftlichem Fuß gestanden haben. — So flossen die Stunden rasch hin, bis Franz, auf seine Taschenuhr blickend, plötzlich die Wahrnehmung machte, daß es hohe Zeit geworden, an die Heimfahrt zu sinnen.

Als sie wieder von dannen fuhren, sagte das Fränzeli: „Gottlob, daß es heimwärts geht; denn mir ist's ob all' der widerfahrenen Nötigung zum Essen und Trinken, von dem vielen Anhören und Schwatzen und allseitigen endlosen Grüßen und Abschiednehmen ganz wirr geworden im Kopf. Und die mit auf die Reis' bekommenen unzähligen Grüße an die Großmutter und Base Gundi — hätt' ich sie doch gleich auf ein Blatt Papier verzeichnet, denn ich fürcht', ich hab' jetzt schon mehr als die Hälft' rein vergessen! Ach, wer wird denn all' die Namen dieser zahlreichen Vettern und Basen, zum ersten Mal im Leben gehört, im Gedächtnis behalten können: des Mathysen Greth, des Baschikleinen Andres, des Klephas Niggi, des Melchiors Bärbel, des Annenviktors Theres."

„Du irrst Dich, Fränzeli,“ rief Franz belustigt, „die Tante, welche Du meinst, die mit der krummen Nase und in dem Eckhäuschen wohnend, heißt nicht Theres, sondern Susann.“

„Meinetwegen Susann! Ferner des Wagnerkleinen Witfrau, der Scheuerhofgregel, des Christelihansen Hanschristen — ach, Franz, ich komme schon nicht draus, aus dem Register unserer Blutsverwandten, so sehr ich auch aufgemerkt und jedesmal heimlich an meine Nase gegriffen habe zum Denkdran!“

Dabei schnitt sie ein kläglich possirlich Gesicht, Franz mußte unwillkürlich und belustigt auflachen. Und das Fränzeli stimmte gar fröhlich ein; um gleich darauf, das Auge verschämt niederschlagend, von neuem zu klagen: „Ach, ich glaub' fast, ich hab' zu viel Wein getrunken, von all' dem Nötigen und Zutrinken ein Räuschchen davongetragen! Ich fühl' so heiß in den Backen!“

In der Tat blühten ihre Wänglein wie die Mairose. Und Franz, in dieses Anschauen versunken, mußte es sich wiederholt gestehen: „Wie hübsch, wie schön — das schönste Mädchen des ganzen Dorfes, fürwahr!“

Zu Hause, unter der gestrengen Aufsicht der launenhaften und griesgrämigen Gundi, wagte Fränzeli kaum herzhaft aufzublicken, noch an der Unterhaltung der Hausgenossen bei Tische oder bei der Arbeit sich laut zu beteiligen, aus begründeter Furcht, von der Gestrengen eine Zurechtweisung zu erhalten; pflegte sich überhaupt so fromm, schweigsam und unterwürfig zu benehmen.

Und nun hier, auf der Fahrt, allein mit Franz, das lebhafte, unermüdliche Plappermäulchen, so ganz Munterkeit, Scherz- und Schalkhaftigkeit, gleich dem Singvögelein, welches, der langen traurigen Haft des Bauers entflogen und das erste

Mal wieder die Luft und Freiheit des Waldes empfindend, nicht müde werden kann mit Singen und Sichfreuen und Jubiliren. Und dabei die zierliche und doch so ungezwungene Art ihres Ausdruckes, der helle Wohllaut ihrer Stimme, die Anmut ihrer Geberde — Franz staunte mehr und mehr! War das wirklich ihr, des Erlenhöfers Fränzeli, das an seiner Seite saß, auf dem rasch dahinrollenden Gefährte?

Im Städtchen O. wurde wiederum Einkehr gehalten, denn es mußten gemäß den Aufträgen der Großmutter und der Gundi mehrere kleine Einkäufe besorgt werden. Und wie die Beiden neben einander durch die Gassen wanderten, vom Spezierer zum Apotheker, da konnten sie im Vorbeigehen hören, wie zwei vor einem herrschaftlichen Hause sitzende Damen sich über ihr Erscheinen halblaut unterhielten: „Gucken Sie 'mal, Frau Stadträthin, der überaus große und hübsche Bauernbursch! . . . Ei ja, wirklich! Und auch das Mädchen, so feingebaut und zierlich! Und ihr wundersames Goldhaar — würde selbst in der Stadt in vornehmer Gesellschaft als Schönheit anerkannt werden müssen. . . .“ Das Fränzeli wurde über und über rot und eilte so schnell von dannen, daß Franz ihr nur mit Mühe zu folgen vermochte. Im Begriffe, ihr ein Scherzwort zu sagen, hörte er hinter sich seinen Namen rufen. Fränzeli, dadurch ebenfalls zum Stillestehen und Sichumwenden veranlaßt, rief freudig: „Ah, des Schuhmachers Klärchen! Wie geht's Dir im Dienst? Wie Du in der Stadt so feinhübsch geworden!“

„Du aber noch weit hübscher, Fränzeli! Ohne den Franz an Deiner Seit' hätt' ich Dich unmöglich mehr erkannt. Ach, hätt' ich nur Zeit, ein wenig mit Dir zu plaudern! Aber die gestrenge Madam — behüt' Gott! Grüß' mir zu Haus meinen Aetti und meine Geschwister!“ —

Als Franz und Fränzeli den Gau hinauffuhren, begann der kurze Spätherbsttag bereits zur Neige zu gehen. Auf den Feldstraßen bewegten sich schwere Kartoffelwagen und aufgeprotzte Ackerpflüge, deren blanke Scharen im letzten Strahle der untergehenden Sonne, im Strahle der aufgehenden Mondsichel erglänzten; Landleute, welche mit Karst oder Hacke bewaffnet und mit dem Bewußtsein eines redlich erfüllten Tagewerkes vergnügt plaudernd heimwärts zogen, das Jodeln und Jauchzen der ihre Herden nach Hause treibenden Hirtenknaben und Mädchen, das Bimmeln der Herdenglocken, von hüben und drüben das feierliche fromme Abendgeläute. Dem frischgeackerten Felde entstieg jener eigentümliche Ackerbrodem, für den Landmann der segenverheißende Wohlgeruch. Mit dem dunkeln Rauch der verlöschenden Hirtenfeuer vermischte sich der aus den Wiesengründen aufsteigende graue, feuchte Herbstnebel — das Fränzeli nahm ihr Hütchen vom Kopfe und barg es, um dasselbe vor Schaden zu bewahren, sorgsam in die mitgeführte Pappschachtel, hüllte sich selbst wieder in den braunen Shawl der Großmutter. Und nachdem zwischen den beiden dahinfahrenden jungen Leuten eine Zeitlang Stillschweigen geherrscht, versuchte Franz durch Scherzworte ein neues Gespräch anzuknüpfen. Diesen Versuchen jedoch setzte das Mädchen ein beharrliches stummes Verhalten entgegen. Das mußte dem Jungknaben auffallen, mehr aber noch die Träne, die er in dem Augenblicke, da er ihre Hand ergreifen wollte, heiß auf die seinige tropfen fühlte.

„Fühlst Du Dich unwohl, Fränzeli?“ fragte er erschrocken. „Oder — etwa höhn?“*)

---

*) Beleidigt.

„Ach, nein! ich wüßt' nicht, weßhalb ich höhn sein sollt' . . . 's ist halt ganz was anders, das mich traurig überkommen . . . Ich fühlt' mich heut' so glücklich; und nun soll's damit wieder aus sein für lange, lange Zeit!"

Sie barg ihr Lockenköpfchen schluchzend an Franzens mächtige Schulter, so daß ihm gar eigentümlich bänglich zu Mute ward. Was wohl des Mädchens Gemüt so sehr in Aufregung gebracht haben mag? so fragte er sich. Es war freilich und leider nur zu wahr; zu Hause, auf dem einsamen Gehöfte und unter dem gestrengen Szepter der alten wunderlichen Gundi, hatte das Fränzeli ein gar freudloses Dasein auszustehen, blieb von all' dem Zeitvertreib, dem Sang und Scherz seiner Altersgenossinnen vollständig ausgeschlossen, kannte nichts als Arbeit und wieder Arbeit, fast über ihre Kräfte. Und daß ihr dieser Umstand heute, gerade heute, da sie einen ersten freien Blick in die Welt hinaus getan und mit bislang fremden Leuten in freundschaftlichen Verkehr gekommen, zu Gemüte hatte steigen müssen — war sich darüber zu verwundern?

Oder sollt' es noch ein anderer Umstand sein, der das Mädchen zu dem seltsamen Gebahren, zu der stummtraurigen Zärtlichkeit veranlaßte? Könnte es möglich sein, daß die aufblühende Jungfrau ein Gefühl zu empfinden begann, wie das der aufkeimenden — Liebe? Wenn dieses Liebegefühl ihm, dem Franz, gelten sollte . . .

Der Gedanke erschreckte und entzückte ihn zugleich.

Durch die zunehmende abendliche Dunkelheit begannen da und dort aus den Häusern und Scheunen rote Lichtstreifen aufzutauchen; der „Rapp'", die Nähe der Heimat witternd, fing laut an zu wiehern und kräftiger auszuholen. Das

Fränzeli richtete sich, wie aus einem Traum erwachend, erschreckt auf, trocknete sich die Augen. Als man das heimatliche Dorf hinter sich hatte und der Wagen in das beidseitig mit Obstbäumen besetzte Erlenhofsträßchen einbog, schreckte das Mädchen plötzlich zusammen.

„Was ist Dir, Fränzeli?" fragte ihr Begleiter besorgt.

„Es ist mir eine „„Winterdrohle"" in den Schoß gefallen — guck!" rief sie, indem sie ihm eine große Spätbirne vor die Augen hielt. „Gelt wie dumm, über so was zu erschrecken."

„Gewiß!" erwiederte Franz, „vielmehr sollst Du Dich freuen, denn das hat — seine gewisse wichtige Bedeutung. Das Glück wird Dir in den Schoß fallen — glaub' mir's nur, Fränzeli! — —"

In jener Nacht, im Traume, erstieg Franz einen hohen Berg. Ihm voran schwebte eine junge Fee in weißem leuchtendem Gewande und ein strahlendes Krönlein auf dem Haupte. Und sie schaute sich von Zeit zu Zeit aufmunternd, verheißend nach ihm um. Und ihre Züge verwandelten sich mehr und mehr in diejenigen Fränzelis, welche er heute zum ersten Mal erkannt und bewundert, dasselbe liebreizende Gesichtchen, das leuchtende Goldhaar, die leichte, anmutige Bewegung . . .

Und das Bild, welches der Traum ihm verklärend vorgaukelte, blieb samt der Verheißung in des Jungknaben Herz haften tief und unauslöschlich.

Sechstes Kapitel.

Winterabende.

Die Spätherbstfröste brachten Gras und Blumen rasch zum Welken, die Bäume entlaubten sich, ein dicker Adventnebel legte sich kalt und feucht über die Tale, so daß wochenlang weder Sonne noch Mond mehr zu erblicken waren. Aschfarben und abgestorben sah es aus in der ganzen weiten Natur.

Des Erlenhoffränzelis Wangen dagegen erblühten in zartem Rot, und trotz der Eisblumen am Küchenfenster sang und tirilirte es, als herrschte draußen, statt des rauhen Novembersturmes, eitel Frühling. Wo das sonst so scheue und schweigsame junge Mädchen all' die munteren Weisen hergenommen haben mochte? Man frage die Lerche in der Luft, die Drossel im Walde zur schönen Maienzeit: „wo hast du deine Lieder herbekommen?"

Die Gundi schalt: „Schäm' Dich, Kleine, so leichtfertig zu trällern in dieser heiligen Adventzeit!"

Die Großmutter jedoch meinte: „Gönn' ihr doch die unschuldige Freud', Gundi! Ist's doch gerad' in diesen ihren Jahren die Zeit zum Singen und Fröhlichsein, und taten ja wir beide eben so — ach, das war eine frohe, glückselige Zeit! . . . Mir fällt nur auf," fuhr sie nach einer Weile halb zu der Gundi gewendet, halb im Selbstgespräche fort, „mir fällt nur auf, wie der Franz, der kräftige Jungbursch', diese Winterszeit über, statt ins Dorf zu seinen Kameraden zu gehen, so fromm und beharrlich zu Hauf' hocken bleiben kann, sogar des Sonn- und Feiertags, gleich einem gesetzten Mann und

Hausvater. Freilich mag ihm seine überkommene Beamtung als Forstkassenverseher so ziemlich zu schaffen geben . . . Ach, wenn ich zurückdenk', wie einfach es zu meiner Zeit mit den Gemeindegeschäften zuging! Da wurde meines Wissens wenig oder nichts aufgeschrieben, der Säckelmeister nahm Geld ein und gab solches aus und notirte es mit einigen Kreidestrichen an die Innseite der Kastentüre. Und wenn die Gemeind'vorsteher Ende Jahres die Striche zusammen gerechnet und andere davon abgezogen und das Überbleibsel mit der vorhandenen Barschaft verglichen hatten, dann war die Gemeinderechnung geprüft und fertig. Heutzutag' muß bei jedem Geschäft, wenn es Gültigkeit haben soll, erst ein Haufen Papier überkritzelt und Unterschrift und Stempel drunter gesetzt werden. Das kommt davon, weil keiner mehr dem andern traut, weil die Welt immer wie schlimmer wird."

„Und wie sollte sie nicht?" begann die Gundi zu eifern. „Man soll nur hören, wie's heutzutag' in der Schule zugeht, was da für Dinge gelehrt werden! Zu meiner Zeit, da ich noch ein Schulkind war, da machte uns der alte Schulmeister dadurch mit dem Kreislauf der Sonne bekannt, indem er mit der Pelzmütze sachte um sein Bäuchlein herumfuhr, sie allmählig unter dem langen Kittelfecken*) verschwinden und auf der andern Seite wieder zum Vorschein kommen ließ, was den Auf- und Niedergang der Sonne zu bedeuten hatte, gar lehrreich und erbaulich anzusehen. Und jetzt, was lehren die heutigen Herrenschulmeisterlein, welche sich nicht scheuen, vornehme Brillen und ruchlose Schnauzbärte zu tragen — was lehren sie? Die Erde sei rund und drehe sich gleich einem Butterfaß um sich selbst; und sie, die allmächtig große, laufe

*) Rockschoß.

zugleich um das Sonnenlicht, und dieses stehe fest wie angenagelt und sei größer als der größte Schweizerkanton; und andern Unsinn und andere Gottlosigkeit mehr. Oder geschieht's nicht so, Franz? Auch wollen die Leut' nicht an das Doggele*), noch an das Besessensein, an Hexen und Ungeheuer mehr glauben. Und hab' ich's doch selbst gesehen mit eigenen Augen zu Maria Einsiedeln, wie vor der Kirchentür' ein Weibsbild aus dem Entlebuch sich wie rasend sträubte mit Händen und Füßen, und der Belzebub aus ihr jämmerlich schrie: „Nein, nein, nicht da hinein!"

„Gut' Nacht!" brummte der Ventur sich erhebend, spöttisch. „Ich geh' lieber zu Bett', vermag's hier nicht mehr auszuhalten!"

„Ja, geh' Du nur!" rief ihm die Gundi zornig nach; „man weiß ja, wie's mit Deinem Christenglauben beschaffen ist. Aber Du wirst schon noch glauben lernen, gewiß!"

Und nach einer Weile, nachdem sich ihre Gemütswallung ein wenig gelegt, fuhr sie, das Spinnrad eifrig drehend und in ihre Jugenderinnerungen vertieft, andächtig erzählend fort: „Und das Fronfastenfrauele hab' ich ebenfalls gesehen. Das war selbigen Winters, Käthri, da zu Weihnacht' des Moritzen Haus niederbrannte. Ich ging abends neun Uhr, Spinnrad und Kunkel an der Hand, von der Spinnstube bei des Joggelkleinen nach Haus'. Es waren unsrer viele, Burschen und Mädchen, beisammen gewesen bei Sang und Kurzweil' und Geschichtenerzählen. Und wie ich bei des Krummschneiders dunkler Hofstatt ankomm', da kommt mir ein kleines graugekleid'tes Weibspersönchen entgegengetrippelt — es huschte nur so unhörbar an mir vorbei; und guckte mich so seltsam an

*) Alpdrücken, gespensterhaftes.

in der dunkeln Nacht — mich überlief's eiseskalt, die Haare standen mir zu Berg; und Rad und Kunkel im Stiche lassend, lief ich was ich laufen konnte nach Hause', rannte schier die Tür ein. Und des Morgens hatt' ich einen hochgeschwollenen Backen und vermocht' fast auf kein Bein mehr zu stehen . . . Ja, lächle Du nur, Franz, 's ist doch so, wie ich erzählt' . . . Und gab es einen glaubwürdigern Mann, Käthri, als der Dachdecker-Mathys einer war? Nun hab' ich selbst ihm die Geschicht' aus dem Mund' gehen hören, die seltsam grausige Geschicht', die ihm beim Dachdecken auf dem Mattenhof passirt ist. Dort, wie er an der Strohfirst den Katzenbaum bloßgelegt, habe er an diesem einen Weidenkratten hängen gesehen, und darin, auf einem Seidenkissen, lag eine entsetzlich große, häßliche Kröte, welche ihn mit ihren feuerrothen Augen so furchtbar anglotzte, so daß er vor Schrecken beinah' hinunter gefallen wär'. Das sei der alte Mattenhöfer gewesen, der nach seinem schrecklichen End' — wovor uns Gott behüten mög'! — im Haus umging, das Vieh im Stall erwürgte und des Nachts die Knecht' und Mägd' in heillosen Schrecken versetzte, bis es einem absonderlich frommen Kapuziner endlich gelang, den Geist in den Kratten zu bannen, worauf Vieh und Mensch wieder Ruhe bekamen . . . Und das Doggele, wer will mir das Doggele wegleugnen, wer? Hab' ich's nicht erst bei der letzten Sichleten (Erntefest) erfahren, wie es nachts über das Deckbett heraufgekrabbelt kam, sich mir zentnerschwer auf Brust und Hals legte und mich zum Ersticken zu würgen begann . . . Und die brennenden Mannen kann man ja zur Frühlings- und Herbstzeit, wann das Wetter am Umschlagen ist, fast jeden Abend sehen in den Wiesengründen auf- und abhuschen oder auf den Marchsteinen stehend leise

und kläglich rufen und wimmern hören. Das sind die, so bei Lebzeiten auf ungerechte Weis' die Grenzen verrückt und hinterlistig Land gestohlen und deswegen nach ihrem Tod umgehen müssen, bis die Zeit um ist. Mir selbst ist 'mal so einer nachgelaufen, als ich eine Bürde Tuch auf dem Kopfe —"

„Gundi, halt' ein!" unterbrach sie die Großmutter. „Siehst Du denn nicht, daß das Fränzeli Dich so furchtsam anguckt? Am End' wird es kaum mehr allein in sein Schlafkämmerlein gehen dürfen." —

Franz hatte während den diesjährigen Winterabenden die Freundlichkeit, den spinnenden oder strickenden Weibsleuten aus den Büchern, welche er von seinem Götti geschenkt oder geliehen bekommen, allerhand anmutige und kurzweilige Geschichten vorzulesen. Zwar die Großmutter und auch die Gundi pflegten dabei nach kurzer Frist sanft einzunicken. Als eine desto aufmerksamere Zuhörerin erwies sich dagegen das Fränzeli. Das Mädchen lauschte so andächtig, war ganz Aug' und Ohr und erzeigte so großes Interesse und warme Teilnahme für die Schicksale der in diesen Erzählungen vorkommenden Helden und Heldinnen, so große Dankbarkeit gegen den freundlichen Vorleser selbst.

Es kam die Zeit, da Franz als Forstkassenverwalter die Jahresrechnung abzuschließen und in gesetzlicher Form zur Darstellung zu bringen hatte, dieses Jahr zum ersten Mal. Desto schwieriger die Arbeit. Fränzeli, die seinerzeit eine sehr gute Schülerin gewesen, half ihm dabei in den Kiltabendstunden freundlich aus. Die beiden jungen Leute rechneten und exzerpirten beim Lampenschein, zumeist bis tief in die Nacht hinein, und dennoch ging die Arbeit nur äußerst langsam von statten. Denn so oft Fränzelis schlankes Zeigfingerchen über die zu

addirende Zahlenkolonne auf= oder abfuhr — sicherlich kam Franzens mächtiger Finger ebenfalls hinzu, suchte jenes neckisch zu verwirren oder zu verdrängen. Die beiden Zeigefinger balgten sich, die andern mischten sich ebenfalls in den stummen Streit, die Hände faßten und preßten sich, nahmen und gaben sich gefangen, der Mund lächelte, die Augen zwinkerten und leuchteten, und der Sinn hatte auf einmal die sämmtlichen in den Forstkontrollen eingetragenen Durchmesser=, Länge= und Kubikmaße und Taxationen und alles hölzerne Wesen überhaupt rein vergessen . . . bis etwa aus der dunkeln Nebenstube sich plötzlich die Stimme der aus dem Schlaf erwachenden Großmutter vernehmen ließ: „Aber, Kinder, seid Ihr noch immer wach? Ihr verderbt Euch ja elend die Augen!" — Dann fuhren die beiden wohl jählings auseinander, erhoben sich, wünschten sich lächelnd, flüsternd gute Nacht und gingen schlafen, ein jedes in sein Kämmerlein. —

„Wie doch unser Franz sich so sehr verändert hat!" sagte die Großmutter von neuem. „Sogar des Sonntagnachmittags oder abends geht er kaum mehr ins Dorf 'nein. Es ist mir dies doch gar zu auffallend. Er wird des Kirchmeiers Mädchen doch nicht etwa aufgegeben haben — wie?"

„Es scheint mir doch so," antwortete die Gundi. „Die Kirchmeierin hat mir zu Neujahr, beim Kirchgang, so etwas zu verstehen gegeben. Ich sah's ihr an, daß sie mir 'was Wichtiges, unsern Franz betreffendes, erzählen wollt', da mußte aber dummerweis' die Lismerbeth hinzukommen, und da wurd' nur noch vom Wetter und dem Neujahrsbacken gesprochen. Beim Abschied sagte die Kirchmeierin, daß sie, sobald Weg und Steg besser geworden, auf den Erlenhof auf Besuch kommen werde."

Das Fränzeli, welches ganz in der Nähe das Butterfaß drehte, hielt mehrmals aufhorchend inne, geriet, an dem raschen Wechsel ihrer Gesichtsfarbe zu erkennen, in lebhafte Gemütserregung; sprach aber kein Wort.

Ein fernerer Umstand gab den beiden alten Erlenhoffrauen, zumal der Großmutter, nicht weniger Anlaß zum Staunen.

Es hatte nämlich des Fränzelis sich entwickelnde Schönheit, die erst durch die neue modische Kleidung zur plötzlichen Veranschaulichung gelangt war, nicht verfehlen können, die Aufmerksamkeit der Dorfburschen auf sich zu ziehen. Ihrer mehrere, darunter recht schmucke und geachtete, bemühten sich ganz offenbar, dem Mädchen ihre Huldigung darzubringen. Die Fälle mehrten sich, da des Sonntagnachmittags oder auch des Spinnabends auf dem entlegenen Erlenhofe ein oder mehrere Kiltbuben erschienen.

Fränzeli aber, welcher diese Besuche und Aufmerksamkeiten ganz offenbar galten, verhielt sich ihren Anbetern gegenüber auffallend spröde und beiseite.

„Mir unbegreiflich!“ meinte die Großmutter. „Sonst fühlt sich jedes junge Mädchen durch solche Kiltbesuche höchst geschmeichelt. Unsere Kleine dagegen zeigt den Jungburschen gegenüber ein wahrhaftiges schüchteres Klosterfräuleingesicht oder schleicht sich gar von ihnen weg, vor der Zeit zu Bett'. Begreif's, wer's begreifen kann!“

Die Gundi freilich fand das Benehmen der „Kleinen“ ausnahmsweise ganz am Platze. — „Sollte ein solch' blutjunges Ding, das zudem an der ganzen reichen Gotteswelt nicht das Kreuzerlein anzusprechen hat, sich mit Kiltbuben einlassen?“ eiferte sie. „Wohl, da würd' ich dem Geschlepp' ein

baldig End' machen, gewiß! Denn das Mädchen soll ja nicht vergessen, welche Wohltaten es mir schuldet und darum auch welchen geziemenden Gehorsam!"

Siebentes Kapitel.

Die Base Bertha. — Die Fastnacht.

Es waren vor etwa zwei Jahren etliche bebrillte Herren in die Gegend gekommen; es verlautete, es seien „Inschenöre" gewesen. Sie hatten sich feldaufwärts mit „Klapptischchen", „Fernrohr" und „Schleppketten" zu schaffen gemacht, bunte Pfähle mit „Abzeichen dran" in den Boden rammen lassen und waren dann wieder langsam fürbaß, das Tal hinauf gezogen. Sie steckten, wie verlautete, die Eisenbahn aus. „Wird sie wirklich kommen, die Eisenbahn? Und was wird sie uns bringen?" So fragten sich damals die Leute. Und die Bauern waren mit der Antwort gleich fertig: „Nichts Gutes! Große Schädigung an Land und Nutzbarkeit, an Sitte, Handel und Wandel! . . . Drum sollte auch allem aufgeboten werden, um der Eisenbahn den Eintritt in die Gegend zu verwehren oder sie wenigstens so weit möglich fernzuhalten."

Dann war es einige Zeit ganz still geworden, von der Eisenbahn verlautete sozusagen kein Wort mehr, und schon gaben sich die Bauern der Hoffnung hin, daß der gefürchtete Land- und Volksschaden abgewendet sei für immer, als plötzlich die Kunde eintraf, der Bau einer Bahn durch das Gau sei nun doch die beschlossene Sache, schon des kommenden Frühjahres werde mit den Erdarbeiten begonnen werden. Wirklich kehrten

die Ingenieure wieder, um die endgiltigen Aussteckungen vorzunehmen und die Bauleitung zu übernehmen. Darunter ein sehr schlanker und rotbärtiger ausländischer Herr, welcher sich im Ochsenwirtshause einlogirte. Herr Dräxel — so lautete sein Name — besaß sehr höfliche und liebenswürdige Manieren; er erzählte gerne und gut und erzeigte dem Ochsenwirt und seiner kränkelnden Gattin gegenüber eine Aufmerksamkeit, welche sie ungemein für ihn einnahm.

Ännchen, die jüngere Tochter des Ochsenwirtes, war wieder ins Kloster zurückgekehrt. Sie hatte ihren Eltern unter Tränen gestanden, daß sie damals, als sie von der fallenden Sucht befallen worden, im Falle der Genesung der hl. Jungfrau ihr Leben zu weihen, das ist den Schleier zu nehmen gelobt habe . . . Ihr Vater war darob in helle Verzweiflung geraten, er hatte es nicht zugeben wollen, daß sein liebstes Kind, auf das er zugleich den größten Trost für sein Alter gesetzt, in die kalten Klostermauern vergraben werden sollte. Die Frau Ochsenwirtin dagegen meinte: „Von dem Eintritt ins Kloster bis zur Einkleidung als Nonne dauert's geraume Zeit; wer weiß, ob Ännchen, einmal zu reiferm Verstand gelangt, sich nicht eines Andern besinnen wird. Und siehst Du nicht, wie sie blässer und blässer wird? Sie könnt' uns ja vor lauter Schwermütigkeit und Sehnsucht noch krank werden.

Und schweren Herzens ließ man sie ziehen.

Ihre Schwester Bertha dagegen verriet weit weniger Neigung für die Rückkehr ins Kloster. Ihr gefiel die offene Welt mit ihren Reizen und Zerstreuungen weit besser. Sie besaß ein sehr lebhaftes, schwärmerisches Temperament, liebte die Kleiderpracht, die Musik und die Lektüre. Und ihr zärtlicher Vater ließ sie in allem gewähren. Mit der Zeit jedoch

fühlte sie sich in dem stillen Bauerndorf und unter den einfältigen, ungebildeten Leuten mehr und mehr vereinsamt und gelangweilt, selbst ihr Vater, den sie seiner guten und zärtlichen Eigenschaften wegen hochachtete, vermochte ihr als Gesellschafter nicht mehr zu genügen.

Um so willkommener erschien ihr daher der Eintritt des Herrn Dräxel als Gast des Hauses. Derselbe erwies sich als ebenso lektürefreundlich und musikalisch gesinnt, wie sie selbst. In den Abendstunden lasen sie zusammen in den Romanbüchern, rezitirten Gedichte oder sangen oder spielten vierhändig Klavier, so daß die Bauern in der Gaststube vor Staunen den Mund weit auftaten, und auf der Gasse draußen die Buben und Mädchen sich zusammenrotteten und andächtig lauschten; während Papa Ochsenwirt vergnüglich schmunzelte und Mama — ach, die Mama Ochsenwirtin fühlte sich auf die Bildung und musikalische Geschicklichkeit ihrer Tochter so stolz, fühlte sich so glücklich! Und vornehme Bauern- und Wirtssöhne aus den umliegenden Dörfern, welche bislang beim Ochsen gleichgültig vorübergegangen, begannen daselbst nun eifrig Einkehr zu halten und ihre Taler springen zu lassen, ja sogar elegante Herren aus dem Städtchen Langenbach beehrten das ländliche Wirtshaus mit ihren Besuchen. Und niemand konnte im Zweifel darüber sein, welches der Magnet war, der solche Anziehungskraft ausübte.

Dem Nachtwächter-Nazi war ein Kind, das zehnte, geboren worden, und dem Erlenfranz wurde die Ehre zu Teil, an Seite seiner Base, des Ochsenwirts Bertha, den jungen Erdenbürger aus der Taufe zu heben. Er strengte sich dabei an, der hübschen „Gotte" die möglichste Höflichkeit zu erweisen, gemäß den Belehrungen der Gundi, welche in solchen „Stücken"

wohl Bescheid zu wissen vorgab; er fuhr sie in glänzendem Chaisewagen spazieren, bot all' seine schlichte Beredsamkeit auf, um sie zu unterhalten. Es schien ihm dies nur sehr unvollkommen zu gelingen, denn die hübsche Patin gähnte mehrmals ganz vernehmlich und tat überhaupt sehr zerstreut. Kaum jedoch wieder zu Hause angelangt und beim ersten Gruße des ewig lächelnden Herrn Ingenieurs Dräxel erheiterte sich ihr Gesicht auf einmal auf, ihre Augen erglänzten vor Lust und Schalkhaftigkeit, so daß diese ihre plötzliche Gemütswandlung sogar dem „hübschen Götti," unserm nicht allzu scharfsinnigen Erlenfranz, auffällig werden mußte und er sich geärgert und vor der Zeit verabschiedete. „Geschieht mir schon recht!" brummte er auf dem Heimwege vor sich hin. „Wie hab' ich einfältiger, grobschlächtiger Bursch nur den Gedanken hegen können, mein schrecklich vornehm Bäschen unterhalten und ihr eine Freud' bereiten zu können?" — Fast wollten ihn die etlichen Fünfliber reuen, die er bei diesem Anlasse hatte drauf gehen lassen. —

In ihren Zusammenkünften war seitens der Dorfburschen beschlossen worden, einen Fastnachtball abzuhalten. Seit mehreren Jahren hatte kein solcher mehr stattgefunden, weil die Übernahme desselben vom Ochsenwirt, unter Hinweis auf den schlechten Gesundheitszustand seiner Hausfrau und seine übrigen Familienverhältnisse jedesmal abgelehnt worden. Nun war ja die Tochter Bertha, in der Kochkunst wohlunterrichtet, nach Hause zurückgekehrt und damit der Hauptgrund einer Weigerung dahingefallen. Der Ochsenwirt sagte zu. Darüber große freudige Aufregung unter den Jungburschen. Zwei Dutzend Gesellen hatten bereits die Liste mit ihren Unterschriften geziert. Als man aber mit derselben auf den Erlenhof kam, weigerte sich Franz des entschiedensten, seinen Namen ebenfalls

beizufügen. Darüber großes Erstaunen und gewaltiger Ärger unter den „Fastnachtbuben". „Wie," zürnten sie, „Du, ein solch' reicher Bauernsohn und dazu noch des Ochsenwirts naher Anverwandter, willst Dich von der Fastnacht fernhalten? Schäm' Dich, Franz, so knauserig zu tun!"

„Ich hab' keinen Schatz —"

„Keinen Schatz? Welch' närr'sche Ausrede! Weißt Du doch, daß Du nur die Hand auszustrecken brauchst, um an jeden Finger ein Mädchen zu kriegen, aus guten, besten Häusern."

Franz zuckte die Achseln und schwieg, und ließ die Burschen ablaufen.

Eines Abends jedoch, als er mit einer Fuhre Holz nach Hause gekommen und ihm die Gundi den Milchkaffee vorgesetzt hatte, sagte die Großmutter: „Denk' Dir, Franz, wir haben unterdessen Besuch gehabt — die Kirchmeierin. Sie hat im Körbchen eine prächtige, schwere Wabe Honig mitgebracht und es recht ungern gehabt, daß sie Dich nicht zu Hauf' getroffen . . . Sie erzählte uns auch von ihrem Mädchen — wie heißt's nur auch?"

„Lieschen," ergänzte die Gundi.

„Richtig, von ihrem Lieschen erzählte sie, und auf welch' dumme Weis' ihr beiden auseinander gekommen."

Franz errötete bei diesen Worten, Fränzeli dagegen, das mit Linnensäumen beschäftigt war, erbleichte sichtlich, stach sich sogar mit der Nähnadel ungeschickt in den schlanken Finger, daß er blutete.

Die Großmutter jedoch fuhr in ihrem Berichte sehr angelegentlich fort: „Es sei, beteuerte die Kirchmeierin, durchaus nichts an der Sache gewesen mit des Lisebeths Bub', und Deine Eifersucht eine völlig unbegründete. Das Lieschen hasse

und verachte den losen Burschen — hörst Du's, Franz? — könne ihn gar nicht ausstehen. Und die Tränen, die es des Vorfalls und Deinetwegen gegreint, nicht zu zählen!"

„So?" versetzte Franz, der inzwischen seine Fassung wieder gewonnen, höhnisch: „So, gegreint hat's, meinetwegen? Das war gewiß vorletzten Sonntag gewesen, da es, des Kirchmeiers Mädchen, zu Langenbach, in der Wirtschaft des Schäflimetzgers, sich hat gastiren lassen — ratet mal, Großmutter, von wem das Lieschen solches geschehen ließ? Von dem welschen Uhrmacherlein, dem schlimmen! Und sie hätten zusammen so närrisch getan. Und obgleich alles geheim hätt' bleiben sollen, ich hab's dennoch erfahren und zwar von jemand', so sie bei dem Spaß unvermutet betroffen. Und desselben Sonntagabends erhielt ich von demselben Lieschen die heimliche Botschaft zugeschickt, ich soll zu Kilt kommen, sie hab' mir was Liebes zu sagen . . . Pfui der Teufel!" schloß er, indem er unwillig, verächtlich ausspuckte.

Auch die Großmutter konnte sich nicht enthalten, erstaunt, entsetzt auszurufen: „Was Du da sagst, Franz!"

Doch begann sie nach einer Weile von neuem: „Vielleicht, daß die Geschicht' mit dem Uhrmacher sich doch nicht ganz so zugetragen, daß die Leut', welche es Dir hinterbrachten, arg übertrieben haben. Denn ach, es ist ja erstaunlich, wie heutzutag' erfunden und aufgeschnitten wird; besonders wo es gilt, gute Freundschaften zu stören, da sind Lüg' und Verleumdung gleich bei der Hand . . . Und bedenkt man, welch' eine brave und angesehene Familie, diejenige des Kirchmeiers — ein Ohm Klosterherr, ein Vetter bereits Pfarrvikar! Und das Mädchen selbst soll so ein hübsches, flinkes und anschickliches sein und dabei, bei all' den Werken, stets so reinlich,

so fröhlichen, freinen Gemüts. So hat die Kirchmeierin erzählt. Und Du, Franz, solltest das alles wohl bedenken, die Familie, die ehrenvolle Verwandtschaft und —"

Hier rief der Jungknabe, der Großmutter Rede ungeduldig unterbrechend: „Und gehörte selbst unser Bischof oder gar der hl. Vater zu Rom zu der Verwandtschaft, das Mädchen selbst könnt' ich nimmer lieb haben! Ich weiß, was ich weiß, und damit punktum!"

Sprach's und verließ langen, dröhnenden Schrittes die Stube.

Und die Großmutter seufzte: „In Gottesnamen! Zwingen kann und mag ich ihn nicht. Obgleich sie mir sehr anständig gewesen, des Kirchmeiers Verwandtschaft, die Heirat mit dem Mädchen!" —

Des folgenden Sonntags — das Fränzeli war ins Dorf, in die „Christenlehre" gegangen und die Gundi damit beschäftigt, der Großmutter wieder einmal das gebleichte, spärliche Haar in Zöpfe zu flechten — da berichtete Franz: „Mein Götti hat mich zu sich beschicken lassen. Er tut's nicht anders, ich soll ebenfalls an die Fastnacht gehen. Es würde sich schlecht schicken, meinte er, wenn ich wegbliebe, könnten doch die Leut' denken, wir wären uneins geworden. Auch werd's ihm lieb sein, schon wegen dem Ordnung halten, bei welchem ich ihm alsdann beizustehen hab'. Denn die vom Wein aufgeregten Burschen im Zaum zu halten, dafür sei er selbst zu alt und zu mürb' geworden."

„Und Du willst wirklich gehen ohne Mädchen?" fragte die Großmutter.

Franz zögerte mit seiner Antwort. Endlich sagte er unter etlichem Räuspern: „Ich könnt' ja unser Fränzeli mitnehmen auf ein Stündlein oder zwei, so zum Notbehelf . . ."

Die Großmutter erwiederte nach einigem Besinnen: „Nun, dem Fränzeli möcht' ich's schon gönnen, das Vergnügen, die unschuldige Freud'; muß es doch so genug werken jahraus und -ein."

„Da möcht' ich doch auch ein Wörtlein drein reden!" versetzte die Gundi ärgerlich. „Erstlich ist die Kleine ihrer seligen Tante wegen noch im Leid. Zum andern ist's noch gar nicht an der Zeit, daß solch' ein siebzehnjähriges —"

„Achtzehn! Gundi, sogar bald neunzehn!" verbesserte die Großmutter.

„Nun meinetwegen ein achtzehnjähriges Grünspechtlein die Nas' schon überall dabei haben soll, wo Kurzweil getrieben oder gar noch geliebelt wird. Dazu wird's nach Jahren noch früh genug sein, denk' ich!" — damit begab sich das übelgelaunte alte Mädchen, das Waschbecken in der Hand, hochmütigen Schrittes in die Küche hinaus.

Und damit hatte es, die Fastnacht betreffend, sein Bewenden. Franz verfügte sich als „Witwer" an den ländlichen Ball, zum Erstaunen der jungen Welt, insbesonders aber zum nicht geringen Ärger der Dorfschönen, unter welchen kaum eine war, die im Falle des Bewerbens dem jungen Erlenhöfer die Absage erteilt hätte.

Des Kirchmeiers Lieschen befand sich nicht unter den Fastnachtsmädchen. Bis zur letzten Stunde hatte sie gehofft, Abend für Abend, Franz würde doch noch ans Fensterlein pochen kommen, und zugleich des Lisebeths Louis hintan gehalten, bis auch diesem die Geduld ausgegangen und er sich unmutig nach einer andern Balltänzerin umsehen gegangen.

Der Fastnachttag, dem die erstaunlichen, mannigfachen Vorbereitungen gegolten, rückte heran. Franz machte sich sei-

nem Götti dadurch nützlich, indem er die Speisen und den Wein in den Speisesaal hinauf bringen half. Ab und zu ging er auch tanzen, mit der Kellnerin Liesel, mit diesem oder jenem Fastnachtsmädchen, wie sich's eben traf, sonder Wahl. Auch seine Base Bertha gewährte ihm einen Tanz, fand jedoch gleich allerhand an ihm auszusetzen, das harte Auftreten mit den schweren Rohrstiefeln, die langen Schritte, den Mangel an Ballhandschuhen u. s. w. Augenscheinlich sagte ihr der Herr Dräxel als Tänzer weit besser zu, der sah ja heute so fein und geschniegelt aus, als wäre er soeben aus der Hand der Haar- und Kleiderkünstler gekommen; und machte vor seiner hübschfeinen Tänzerin einen Bückling nach dem andern und trug sein süßestes Lächeln auf den Lippen. Die Beiden tanzten so leicht und kunstreich zugleich und unterhielten sich so fröhlich und blickten naserümpfend auf das lusttobende Völklein um sie her, die ungebildeten, derben Dorfburschen und Mädchen.

Doch kaum war die Mitternachtsstunde vorbei, als Franz sich schon von dem Treiben, das gerade in der aufgeregtesten, lustigsten Blüte stand, wegstahl und sich nach Hause begab durch die dunkeln, ausgestorbenen Gassen.

Er versuchte, das Liedchen, welches der muntere bayerische Schreinergeselle wiederholt und unter großem Beifall vorgetragen, vor sich her zu summen:

So warm is kein Feuer,
Keine Glut is so heiß,
Als a heimliche Lieb' is,
Von der d'Welt nichts weiß . . .

Zu Hause angelangt — der „Bäri" hätte es verraten können, daß unser Erlenfranz sich um die Hausecke herum und

nach dem Hinterhause schlich, da, wo Fränzelis Kammerfensterlein sich befand, sachte an dasselbe hintrat, mit dem Finger leise anpochte und, als das Schiebfensterchen nach einer kleinen Weile sich rasch öffnete, einige flüsternde, zärtliche Worte sprach und behutsam einen Gegenstand hineinlangte, der leise erklirrte, wie Flaschenglas.

Als er ins Haus, in die dunkle Wohnstube trat, rief die Stimme der Großmutter aus der offenen Nebenstube: „Bist Du's, Franz? Schon heim zu der frühen Stund', der Fastnachtsbub'? Sollt's Dir etwa unwohl geworden oder sonst 'was Ungerades über den Weg gelaufen? So red' doch, Franz, mir wird ganz bang'!"

Franz erwiederte in munterer, beruhigender Weise: „Es ist nichts passirt, Großmutter, alle Welt ist lustig und friedsam, wenigstens zur Zeit, da ich den Tanzboden verließ. Auch mir ist ganz wohl. Blos hat's mich ein Bissel zu langweilen angefangen. Zudem kam's mir in Sinn, daß ich und der Ventur ja frühmorgens in den Wald fahren sollen, und da ist's gewiß besser, wenn man zuvor noch ein Stündlein geruht. Gut' Nacht, Großmutter!" Damit begab er sich, nachdem er die Stiefel ausgezogen, auf den Socken treppauf, in sein Schlafkämmerlein.

Die Großmutter seufzte: „Mein Sohn Hans war allzu lebhafter und ungestümer Gemütsart, das hat ihn ins Unglück gebracht. Dieser da, sein Sohn, ist dagegen für einen Bauernsohn viel zu fromm und zu frein, und zu eingezogen. Am End' geht er uns schon gar nicht mehr vom Haus' weg, und meine liebste Hoffnung, daß ich noch eine junge Hausfrau einziehen sehen werd', wird, ach! schwerlich in Erfüllung gehen!"

Die Gundi, welche mit ihr die nämliche Lagerstätte teilte, suchte zu trösten: „Wann 'mal die Zeit kommt, wird auch unser Franzi anbeißen, zähl' drauf, Käthri! Denn was ich gemerkt — und ich bin gescheit genug, um solches herauszumerken — ist er trotz des frommen Anscheins, den er sich zu geben sucht, durchaus kein Mädchenfeind, hat vielmehr bereits wieder ein heimlich Aug' auf eines geworfen, nämlich auf des Salzmanns Trine. Die Trine ist halt ihrer verstorbenen Mutter wegen immer noch im Leid, durfte also schicklichkeitshalben noch nicht an die Fastnacht gehen und drum auch vom Franzi nicht angegangen werden. Letzte Woche aber, ich glaub', es war am Freitag Abend, als er einen Sack Salz holen ging, da wollen gewisse Leute gesehen haben, wie er mit dem Mädchen ganz lustig gescherzt, und beide zusammen recht vertraulich gelacht haben. Ja noch mehr: Sonntags nachmittags hab' ich ihn betroffen, wie er sinnend am Stubenfenster stand und mit der Fingerspitze auf der angelaufenen Fensterscheibe Buchstaben malte, und es war immer derselbe, aussehend wie ein F oder S — ich glaube aber, es war ein S, und das hatte nichts anders zu bedeuten, als: Salzmanns — dem Salzmann sein Mädchen . . . Die Gundi ist ebenfalls ein wenig in die Schule gegangen, Käthri, und sieht manches, was andere nicht sehen, mehr als man glauben möcht'!" fügte sie bedeutungsvoll hinzu.

Achtes Kapitel.

Ein Abenteuer. — Das seltsame Patengeschenk. — Stille Wasser fressen auch Grund.

In der Person des Herrn Dräxel hatte die Familie des Ochsenwirtes einen sehr angenehmen Gast und liebenswürdigen Gesellschafter gefunden.

Weniger Rühmens dagegen machten die dem Bahnbauingenieur untergebenen Angestellten und Arbeiter. Sie warfen ihm ein hochmütiges und brutales Gebahren vor, bezichtigten ihn immer lauter des Eigennutzes. Es tauchten Gerüchte auf aus seinen frühern Standorten und Wirkungskreisen, welche für den sittlichen Wandel des feinen Herrn nichts weniger als schmeichelhaft lauteten. Dieselben kamen auch dem Ochsenwirt zu Ohren, und er begann über den Grad der Vertraulichkeit, welche zwischen seiner Tochter und dem Gaste zu jedermanns Wahrnehmung zu Tage getreten und die er selbst durch seine Duldung begünstigt, sich mehr und mehr zu beunruhigen. Und als ihm der Herr Ingenieur eines Tages die Mitteilung machte, daß er infolge des vorgerückten Bahnbaues und erhaltener Weisung der Obern gemäß seine Tätigkeit an einen andern, ziemlich entfernten Ort zu verlegen genötigt sein werde, da atmete er erleichtert auf. Gut, dachte er, daß er geht, eh' die Sach' etwa zu weit gediehen!

Die Tochter Bertha jedoch nahm die Nachricht von der bevorstehenden Abreise des Gastes mit ganz andern Gefühlen auf. Ihr Schmerz darüber äußerte sich in solch' unverholener und leidenschaftlicher Art, daß die Eltern darüber in die größte

Bestürzung gerieten. „Wäre doch dieser Schwabe niemals über unsere Türschwelle gekommen!“ seufzte der Ochsenwirt zornig, „das soll mir für die Zukunft eine Warnung sein!“ Und die Mama Ochsenwirtin jammerte: „Ach, ich fürcht', das Mädchen wird uns noch närr'sch werden!“

Herr Dräxel beschleunigte seine Abreise in auffallender Weise. Und als er fort war, geberdete sich Bertha wirklich ganz untröstlich, geradezu wie außer sich. Ihre bestürzten, tiefbekümmerten Eltern berieten sich über die Mittel und Wege, wie dem in höchst aufgeregter Gemütsverfassung befindlichen Mädchen die benötigte Zerstreuung zu beschaffen sei. Es traf sich's gut, daß gerade zu der Zeit ein Brief von einer Pensionsfreundin aus der welschen Schweiz eintraf, worin die Bertha in gar freundschaftlichen Ausdrücken zu einem längern Besuche eingeladen wurde. Man drang in das Mädchen, derselben Folge zu leisten, Papa Ochsenwirt bot sich ihr sogar für die Hinreise als fürsorglicher Reisebegleiter an, unter dem Vorgeben, den Anlaß zu einem benötigten Weineinkaufe benützen zu wollen.

So geschah es denn auch.

Nach einer mehrtägigen Abwesenheit kehrte der Ochsenwirt wieder nach Hause zurück. Die Reise schien dem alten Manne nicht gut bekommen zu haben, er sah sehr angegriffen und zudem sehr niedergeschlagen aus. Gleich bei seiner Ankunft begab er sich zu Mama in die Hinterstube, und was hier, bei verschlossener Türe und während des ganzen Abends zwischen den beiden Eheleuten verhandelt wurde, niemand konnte es hören oder erfahren. Doch zeigte die Ochsenwirtin bei ihrem Erscheinen tiefgerötete, verweinte Augen; sie seufzte und stöhnte auf Schritt und Tritt. —

Wochen waren seit Berthas Abreise verflossen. Der Erlenfranz saß mit einigen Dorfburschen beim Glase Wein, als er von seinem Götti in die Nebenstube gerufen wurde. Dieser teilte ihm mit, daß nächster Tage seine Tochter aus den Welschlandferien nach Hause zurückkehren werde. Und da er selbst sich ein bischen unwohl fühle, so wäre ihm sehr lieb, wenn Franz sein Bäschen in der Hauptstadt, wohin sie mit der Bahn anlangen werde, abholen würde. Zu dem Behufe werde ihm Roß und Wagen und Börse zur Verfügung gestellt werden.

Franz konnte seinem Götti die Bitte nicht wohl abschlagen. Er warf sich am Frühmorgen des bezeichneten Tages in seinen besten Feiertagsstaat und fuhr mit des Ochsenwirts Chaise, der glänzenden, nach der Stadt hin, um seine Base in Empfang zu nehmen. Er fand dieselbe ziemlich blässer, anderseits aber ihm gegenüber weit freundlicher und zutraulicher, als dies früher der Fall gewesen. Während der Heimfahrt erzählte sie ihm von den landschaftlichen Reizen der Umgebung des Lemansees, von der Herrlichkeit des unlängst stattgefundenen Winzerfestes, von der Süßigkeit der heranreifenden Trauben, von welchen sie eine Schachtel bei sich führte, als Geschenk für ihre Eltern und auch für ihn, ihren Vetter Franz. Und indem sie mit ihren Blicken ihn wohlgefällig musterte, schmeichelte sie ihm mit der lächelnd ausgesprochenen Bemerkung, daß er, seitdem sie ihn nicht mehr gesehen, ein männlich hübsches Aussehen gewonnen und wie gut ihm der heranwachsende Schnurrbart stehe, den er nur fleißig aufwärts streichen solle nach Herrenart. Auch wäre es an der Zeit, meinte sie des fernern, daß er endlich seine fast mädchenhafte Blödigkeit abstreife und sich ein keckeres Auftreten angewöhne; dann

dürfe er es mit jeglichem Jungknaben, wer es auch sein möge, aufnehmen im ganzen weiten Gebiet . . . Sie ließ es sich willig gefallen, daß Franz mit ihr da und dort Einkehr hielt und sie mit Wein und Backwerk bewirtete, so daß die Beiden, zum freudigen Erstaunen von Berthas Eltern, sehr vergnügt nach Hause kamen.

Es war eines ungestümen Herbstabends, zwei Wochen nach jener Fahrt, als Franz ein von der Hand seiner Jungbase zierlich geschriebenes Billet zugeschickt erhielt, worin er gebeten wurde, sich nach Feierabend im Hause seines Göttis einzufinden.

Was sich daselbst wohl ereignet haben mochte?

Franz sollte es gleich nach seiner Ankunft erfahren. Denn nachdem er von seiner Base gar freundlich begrüßt worden, teilte sie ihm vertraulich mit, daß ihre Eltern nach dem welschen Jura zu Ännchen auf Besuch, um deren Aufnahme ins Noviziat beizuwohnen, verreist seien. Desgleichen sei die Kellnerin Liesel nach Hause zu ihrer kranken Mutter berufen worden. Und da habe sie sich plötzlich so vereinsamt gefühlt und ein gewisses Bangen vor dem Kiltabend bekommen, fürchtend, es könnten ungeberdige Gäste ins Haus kommen; drum sei sie auf den Gedanken geraten, ihre Zuflucht zu Vetter Franz zu nehmen, der ihr die Bitte, für den Abend des Hauses Beschützer zu sein, gewiß nicht abschlagen werde. „Gelt nicht?“ fügte sie mit zärtlich schalkhaftem Lächeln hinzu.

Der Jungknabe fühlte sich von dem Antrage sehr geschmeichelt. Er wurde, nachdem sie der Hausmagd einige Befehle erteilt, von der Base in die Hinterstube geführt. Draußen in der Natur hatte sich ein wild tobender Sturmwind erhoben, die einbrechende Nacht zu einer für den Wandersmann höchst

ungemütlichen machend. Drinnen aber in dem wohlgeheizten und allerbequemst eingerichteten Frauengemach wohnte es sich so wohlig, warm und lauschig. Bertha lud ihren Vetter freundlichst zu Tische, auf welchem in glitzernden Geschirren die wohlduftendsten Speisen und köstliche Weine standen; sie nötigte ihn zum Essen und Trinken, tat selbst gar munter Bescheid, sah heute so reizend aus in ihrem vornehmen, nachlässigen Putze. Sie erzählte allerhand schnakige Geschichten aus ihrem Pensionsleben, erzählte mit großer Anmut und Schalkhaftigkeit, welch' letztere Eigenschaft Franz an seinem Bäschen bislang noch nicht wahrzunehmen die Gelegenheit gehabt und die ihn nun ordentlich ergötzte und der Erzählerin selbst in seinen Augen einen besondern Liebreiz verlieh.

Es wurde leise an die Zimmertüre gepocht; es war die alte Köchin, welche an die Tochter des Hauses die Frage richtete: „Soll ich noch eine Weile aufbleiben? Zwar sind, außer dem Nachtwächter Nazi, keine Gäste da, und werden bei dem Unwetter wohl auch keine mehr kommen.“

„Geh' Du nur schlafen, Marianne!“ lautete der Bescheid. „Zuvor aber sieh' zu, wie Du den Nachtwächter aus dem Hauſ' schaffst. Schließ' auch die Haustür' gut ab!“

Hierauf, als die Alte sich entfernt hatte, holte sie ein kleines Etui herbei, welchem sie eine im Lampenlicht golden funkelnde Uhr samt Kette entnahm. „Das“, sagte sie, „hab' ich aus meiner Vakanz mit nach Hauſ' gebracht und nur den geeigneten Moment abgewartet, um es Dir zum Geschenk, zur freundlichen Erinnerung an jene fröhliche Heimfahrt zu überreichen.“

Franz staunte, wagte den kostbaren glitzernden Gegenstand, den sie ihm mit huldvollem Lächeln entgegenstreckte, fast

nicht anzurühren, konnte vor freudiger Verwirrung kaum die geeigneten Worte finden, um der holden Geberin den gebührenden Dank auszudrücken.

Sie füllte ihm das krystallene Spitzglas immer wieder mit feurigem, aufregendem Rotwein, nötigte ihn fortwährend zum Trinken. „Lassen wir's draußen wettern und winden," meinte sie; „uns, die wir wohlgeborgen, soll's nicht kümmern — gelt, Franz? . . . Komm', Franz, setz' Dich her zu mir auf das Sofa, hier sitzt es sich weicher und bequemer und läßt sich's gemütlicher plaudern."

Sie schraubte das Licht in der mit einem buntbemalten Schirme versehenen Tischlampe auf Halbdunkel herab. „Zum Müßigsein und Plaudern hell genug, gelt, Franz?" meinte sie lächelnd. „Oder solltest Du Dich etwa vor mir, Deinem schwachen Bäschen, fürchten, daß Du so weiten Abstand nimmst? Als ob Du, ein solcher hübscher, stolzer Jungknab', noch keinem Mädchen in die Augen geguckt — da müßtest Du Dich wohl schämen!"

Sie lachte so herzlich, so ausgelassen schelmisch. Und an seiner noch immer nicht überwundenen großen Befangenheit sich weidend, rückte sie näher und näher an seine Seite, ihr Sammthändchen legte sich ruhend auf seine Schulter, strich ihm warm und kosend über die hocherrötende Wange, zupfte ihn neckisch an Kinn- und Schnurrbärtchen. „Franz," flüsterte sie, „ich möchte wohl wissen, wie Du das Küssen anstellen würdest!" Damit schlang sie ihre weißen, schlanken Arme mutwillig um seinen Hals, ihre weichen, duftenden Haarlocken berührten schmeichelnd seine glühenden Wangen, er sah dicht vor den seinigen ein Paar große, dunkle, schalkhafte, schwärmerische Augen leuchten, fühlte zwei volle, rosige Lippen den

seinigen sich stürmisch nähern, sich heiß auf dieselben pressen. „Franz, mein geliebter Franz!“ hauchte sie, „hab' mich lieb — sei kein Kind mehr, Franz!“

Er wußte kaum mehr, wie ihm geschah. Trunkenen Blickes betrachtete er das reizende, hingebende Mädchen in seinen Armen, ein Taumel, ein wilder, stürmischer, erfaßte ihn — plötzlich jedoch schnellte er erschrocken auf, denn draußen schlug ein heftiger Windstoß brüllend und pochend an den geschlossenen Fensterladen, ein zweiter, gewaltiger Anprall erfolgte, machte die Fensterscheiben erklirren. Und aus dem verhallenden Windstoße glaubte Franzens hocherregter Sinn einen seltsamen gellenden Warnungs- und Klageruf zu vernehmen, tief eindringend in sein keusches, tiefgefährdetes Gewissen hinein, sein Herz plötzlich angstvoll erbeben machend. „Lass' mich, Bertha!“ stammelte er verwirrt. „Lass' mich, ich muß heim — Großmutter wird sich fürchten vor dem Wettergraus — ein ander Mal will ich gern' länger weilen!“

Und er machte sich gewaltsam aus den bestrickenden Armen der Schönen los, erhob sich, verließ eiligen, flüchtigen Schrittes das Zimmer, durchschritt die Stuben, tappte sich in der dunkeln Hausflur nach der Ausgangspforte hin, zog den Riegel, riß dieselbe kräftigen Ruckes auf — er war frei! Zwar ward er inne, daß er auf seiner Flucht den Hut zurückgelassen — er knüpfte sich zur Notdurft das Taschentuch um den Kopf, stürzte sich ohngeachtet des vom Sturmwind einhergepeitschten Sprühregens in die dunkle Neumondnacht hinaus, wie von bösen Geistern verfolgt rannte er die öde Dorfgasse hinauf, über den aufgeweichten Wiesengrund hin, übersprang Gräben und Hindernisse und hemmte seinen Lauf nicht eher, als bis er in dunkeln Umrissen sein Erlenhaus vor sich sah.

Hier, unter dem breiten, schützenden Scheunendach angekommen, suchte er wieder Atem zu schöpfen, schüttelte sich die Regentropfen von den Kleidern, trocknete sich den Schweiß von der Stirne. Im Hause schien alles zu ruhen. Franz beschrieb vorsichtig einen Weg um die Scheune herum, schlich sich — so geräuschlos als möglich nach dem Hinterhause, nach Fränzelis Kammerfensterchen hin, pochte leise an dasselbe, räusperte sich und horchte verhaltenen Atems, flüsterte: „Fränzeli, schläfst Du?"

Und von innen öffnete sich rasch das Schiebfensterchen und eine Mädchenstimme rief leise: „Ah, bist Du's, Franz? Ach nein, von Schlafen war bei mir keine Red', ich dachte alleweil an Dich, und dabei ward mir so unerklärlich bang zu Mut, ich fühlte die große Angst um Dich, wußt' nicht warum, so unsägliche Angst. Da fing ich an zu beten, zu beten für Dich. — Und nun bist Du ja wieder da, heil und gesund, und ich schäme mich fast meines einfältigen Bangens . . . Doch was fühl' ich? Deine Hand ist ja triefend kalt, der Rockärmel durchnäßt, Du zitterst — geh' hurtig schlafen, Franz, ins warme Bett, ich bitt' Dich!"

Franz gehorchte ihrem Rate. Doch ließ ihn die starke Gemütsaufregung lange, lange nicht zum Schlafen kommen.

Und diese seine Aufregung sollte sich nicht sobald wieder legen, erwachte von neuem.

Seltsame Gerüchte tauchten auf, niemand wußte, woher sie kamen, niemand wollte ihnen zu Gevatter stehen, betrafen sie doch die Familiengeheimnisse des ebenso gefürchteten als hochangesehenen Gemeindepräsidenten-Ochsenwirtes. Die Gerüchte erhielten sich trotzdem, dreiste und böswillige Zungen sprachen es immer wie unverblümter aus: Mit des Ochsen-

wirts Bertha ist's nicht mehr ganz richtig, sie sollte einen Mann haben . . . Man scherzte: Da hat sich der rote Schwabe einen richtigen, reichen Goldfisch gefangen auf listige, lose Art! — Andere meinten schadenfroh: Da sieht man neuerdings, daß die gescheidten Hühner ihre Eier auch in die Nesseln legen können. Was hat nun der Feinen die fromme Klosterschule genützt? — Wieder andere wollten noch Mehreres, Schlimmeres wissen, daß nämlich der Herr Ingenieur Dräxel, den die Sache offenbar angehe, das Mädchen nicht einmal heiraten könne, indem er bereits eine Frau habe, weit im Reiche draußen.

Diese und ähnliche Reden und Gerüchte fanden ihren Weg auch nach dem Erlenhof hin zu Ohren Franzens. Er vergaß beim Anhören derselben, den Mund zu schließen, wurde blaß und starr vor Staunen und Schrecken. Ihm kam jener Abend in den Sinn, die Einladung seiner Base Bertha, sein Abenteuer in ihrer Gesellschaft . . . Und bei dieser Erinnerung füllte sich sein Herz mit Abscheu gegen das Mädchen, welches in den Verhältnissen, von denen die Leute sprachen, ihm ihre Liebe anzutragen die Frechheit gehabt; er erschrak bei dem Gedanken, welche Hinterlist und Gefahr ihm bereitet gewesen und dankte seinem Schutzengel, der ihn vor dieser Gefahr und Schande bewahrt hatte. Und dieser sein Schutzengel — so glaubte er es deuten zu müssen und sprach es vor sich auch ganz laut aus — war niemand anders gewesen, als das Fränzeli, und zwar durch ihr fromm Gebet und ihre — nein, dieses letztere Wort getraute er sich, aus Furcht, von jemandem vernommen zu werden, doch nicht laut auszusprechen.

Er scheute sich davor, das schlimme Gerücht über den Zustand seiner Base Bertha den Seinigen mitzuteilen.

Er scheute sich, das Haus seines Göttis zu betreten, aus Furcht, seiner Base zu begegnen, aus Mitleid für den armen, reichen, alten Mann, welchem stets neue Prüfungen aufzulegen das Schicksal nicht müde zu werden schien.

Er wagte nicht mehr zu seinem Götti zu gehen, aus Scheu, aus Mitleid.

Da kam der Götti selbst zu Besuch auf den Erlenhof, ganz unerwartet, trotz frostigem Winterwetter. Und er sah so sehr gealtert und hinfällig aus, zum Verstaunen. Und nachdem er seine Schwägerin freundlich gegrüßt und sich nach ihrem Befinden erkundigt und sich an ihre Seite gesetzt und sich mehrmals geräuspert, gerade wie er zu tun pflegte, wann er was Wichtiges mitzuteilen oder zur Sprache zu bringen vorhatte — begann er wieder von gleichgültigen Dingen zu schwatzen; so daß die Großmutter, in der Meinung, ihr Schwager trage Scheu, seine Geheimnisse vor ihrem Enkel auszukramen, diesem bedeutete: „Franz, Du wirst wohl auch dem Ventur das Viehfutter rüsten helfen müssen!“

Da wehrte jedoch der „Götti“ lebhaft: „Nein, nein, der Junge soll hier bleiben, denn gerad' seinetwillen bin ich anhergekommen, just mit ihm hab' ich über eine gewisse Sach' ein freundlich Wörtlein zu reden. Komm', Franz, setz' Dich hieher — so!“

Dann hob er an, nicht ohne sichtliche Anstrengung: „Ich bin Dein Götti, Franz! All' Weihnachten seit Deiner Geburt hab' ich Dir ein kleines Geschenk gemacht, wie's Gebrauch ist unter nahen Anverwandten. Diesmal, so hab' ich mir's ausgedacht, wirst Du Dir's bei mir selbst holen müssen, denn ich alter Mann vermöcht's kaum zu tragen . . .“

Er versuchte zu lächeln und fuhr dann fort: „Ich schenk'

Dir mein Haus und Hof, Schiff und Geschirr, Roſſ' und Viehwaar', Franz — mit meiner Tochter Bertha . . . Die Gülten gedenk' ich für mich zu behalten zu meinem und Mamas fernerm Lebensunterhalt — allzulang wird das kaum mehr dauern. Mein Sohn iſt zeitlebens verſorgt, desgleichen unſer Annele, welche mit dem Eintritt ins Kloſter aller fernern irdiſchen Bedürfniſſe enthoben ſein wird — ſie hat wohl das beſſere Teil gewählt!"

Er fuhr ſich mit der breiten Hand über die gefurchte Stirne und ſeufzte ſchwer; während Franz ihn mit einer Miene anglotzte, als wäre er an dem Verſtande ſeines hochverehrten Göttis plötzlich irre geworden. — — —

Draußen in der Küche ſtand das Fränzeli am Kochherde, mit dem Kaffeebereiten beſchäftigt. Auch das junge Mädchen war von den die Tochter des Ochſenwirts betreffenden Gerüchten unterrichtet worden und zwar durch Franz, ſobald er ſelbſt es erfahren. Nun hatte es den Ochſenwirt auf Beſuch kommen ſehen, ſeinen freundlichen Gruß vernommen — was wohl den alten Mann bei dieſer Witterung nach dem Erlenhof zu kommen veranlaßt haben mochte? ſo fragte ſich auch das Fränzeli verwundert. Sie erging ſich in den mannigfachſten Vermutungen, und mehr und mehr ſtieg die bange Ahnung in ihrem Herzen auf: hier bereiten ſich wichtige Dinge vor, es handelt ſich um die Zukunft unſeres Franz! — ach ja, gewiß! — Sie vermochte ihre Neugierde nicht länger zu bezähmen, ſie ſtellte die bereits im Sieden begriffene Milch ab, um deutlicher hören zu können, preßte das Ohr an die nach der Wohnſtube führende Küchentüre — das erſte Mal in ihrem Leben, daß ſie ſich dieſe Ungebührlichkeit erlaubte. Sie hörte den Ochſenwirt von Haus und Hof reden . . . von ſei-

ner Tochter Bertha . . . Geschenk . . . alles Blut drang ihr zu Kopfe, sie fragte sich verwirrt: „Hab' ich denn auch richtig gehört?" Die Hühner begannen draußen vor der Küchentüre laut zu gackern und einander mißgünstig zu schelten. „Scht!" rief Fränzeli verscheuchend; sie zog die prasselnden Tannenscheiter aus dem Herdfeuer, der denselben entsteigende, ätzende Rauch belästigte ihr die Augen, reizte zum Husten. Das Mädchen tat sich den möglichsten Zwang an, um das Gespräch, das in der Stube drinnen geführt wurde, verstehen zu können. Und nun hörte es ganz deutlich, wie der Ochsenwirt wiederholend sagte: „Ja, Franz, es ist mein barer Ernst: Ich geb' Dir unsere Bertha zur Frau, geb' Dir als Aussteuer mein ganzes Vermögen, soweit nicht bereits darüber verfügt worden und soweit ich darüber verfügen kann. Ich mag keinen sogenannten Herrn, der nichts vom Bauerngewerb' versteht, zum Eidam haben, noch einsam sterben in meinem Haus' . . . Ich hab' Dich stets lieb gehabt, Franz, wie meinen eigenen Sohn, nicht nur der nahen Blutsverwandtschaft willen, sondern weil Du stets so brav und verständig gewesen. Nun sag' ich zu Dir: Werde vollends mein Sohn, es soll Dich nicht gereuen!"

Fränzeli erblaßte, sie preßte ihre Rechte auf das stürmische, hochpochende Herz, das Kaffeekännchen in ihrer Linken zitterte.

„Mein Viktor ist tot," hörte sie den Ochsenwirt weiter sprechen, „sozusagen tot auch der andere, mein ältest' Sohn. Du, Franz, bist also der letzte unseres Stammes, der letzte der Wyniger. Ich will die Güter unserer Familie in Deine Hand vereinigen, damit des Hauses Glanz weithin strahle und sich fortpflanze auf kommende Geschlechter . . . Und was

unsere Bertha betrifft — sie hat, ich will's gleich gestehen, ihre Fehler, sogar ihren Fehltritt; sie war sehr leichtsinnig."

Man hörte ihn schwer aufseufzen und dann fortfahren:

„Du wirst ihr dies alles verzeihen und nachsehen können, Franz, dafür bürgt mir Dein gutes, braves Herz. Und sie wird sich Dir unendlich dankbar erweisen und Dein demütig und treu liebend Weibchen werden. Sie achtet und liebt Dich, Franz, Du darfst es mir glauben aufs Wort."

Der Götti schwieg. Jetzt, dachte Fränzeli, muß der Franz die Antwort erteilen. Ihr Herz drohte vor Angst und Beklemmung zu springen. Ach Gott, was wird er antworten? O, er wird Ja sagen müssen — wie könnt' er anders, diesem Mann', seinem gütigen, verehrten Götti gegenüber! Und der sich ihm darbietende große Reichtum, das verlockende, vornehme Leben, die feinhübsche, gelehrte Braut, welche die Hand nach ihm ausstreckt — o ihr, meine eiteln, törichten Herzensträume, ade!

Die Tränen schossen ihr in die Augen, sie hätte vor Herzweh laut aufschreien mögen, sie gedachte, sich weit weg zu flüchten an entlegenen Ort, um Franzens Bescheid nicht anhören zu müssen, um sich ungestört ihrem unnennbaren Schmerz hingeben zu können. Und dennoch vermochte sie nicht von der Stelle zu weichen, sie entschloß sich, das Wort mit eigenen Ohren zu hören, Franzens schreckliches Jawort, mochte auch ihr Herz darob brechen.

Franz schien mit seinem Bescheide lange zu zögern. Es war in der Stube plötzlich so still geworden, daß man deutlich den Pendelschlag der Wanduhr und das leise Schnarchen des Haushundes unter dem Ofen vernehmen konnte. Die Großmutter war die erste, welche das peinliche Schweigen brach

mit den lebhaften, ungeduldigen Worten: „Na, Franz, was braucht's da noch des langen Besinnens? Ist's doch ja, was Dir Dein Götti da anerbietet, die unerhörte Ehr', das große Glück, so daß ich's kaum zu fassen vermag! Also red', Franz, tu' doch nicht so scheu!"

Endlich schien der Jungknabe schlüssig geworden zu sein; doch klangen seine Worte ziemlich tonlos und unsicher: „Lieber Götti, ich bitt' Euch, es mir nicht übel zu nehmen . . . Aber ich kann Euern Antrag unmöglich annehmen . . . Ich ehr' und lieb' Euch, wie ich meinen wirklichen, eigenen Vater kaum mehr ehren und lieben könnt'. Verlangt, daß ich für Euch durchs Feuer spring', ich werd' nicht den Augenblick zögern, es zu tun. Doch was Ihr mir da zumutet — ich kann Euch nicht willfahren, weiß Gott nicht! Fraget nicht warum — ich mag Euch nicht weh' tun. Ich werd's auch niemandem verraten . . . Es ist das erste Mal, daß ich Euch was ab bin. — Verzeiht mir, Götti, ich kann nicht, kann nicht!"

Fränzeli hörte, wie kräftige, rasche Schritte die Stube verließen, vernahm der Großmutter zürnende Stimme: „Franz, wo willst Du hin? So bleib' doch, Franz!"

Doch der Jungknabe schien sich nicht an den Ruf zu kehren, denselben schon nicht mehr zu hören . . .

Draußen in der Hinterscheune, nämlich in dem eingewandeten, dunkeln Vorschuppen desselben kam ihm das Fränzeli nachgeeilt, warf sich vor ihm auf die Kniee nieder, bedeckte seine Hände mit Küssen, mit Tränen; um dann, als von der Tenne her des Venturs schwere Holzschuhtritte sich vernehmen ließen, sich schnellstens wieder in die Küche zurück zu flüchten.

Dort angelangt, hörte sie, wie die Großmutter zu dem Götti-Ochsenwirt sprach: „Ich kann mir's gar nicht reimen, nein, ich kann mir's durchaus nicht reimen, was dem Jungen in den Kopf gefahren, daß er so dumm gered't und so unhöflich davon gegangen . . . Franz! Franz!“ rief sie nochmals mit angestrengter, kreischender Stimme. „Ach, er hört's nicht, das unverhoffte Glück muß ihm in den Kopf gefahren sein und den Sinn verwirrt haben ganz und gar. Ja, glaubt mir's nur, er weiß sich, wegen dem ihm widerfahrenen Glück, noch nicht zu fassen. Doch laßt mich nur erst unter vier Augen mit ihm reden, heut' Abend, sobald er wieder ein bissel zu sich selbst gekommen sein wird, mit ihm reden ganz säuberlich. Und dann werd' ich ihn Euch zuschicken. Ihr sollt Euch deswegen nicht ferner zu uns bemühen, die Ehr' wär' für uns zu groß . . . Aber ist's auch wirklich Euer Ernst, was Ihr sagtet? Denkt Euch, mir selbst will es ebenfalls vorkommen, wie ein Traum, ein güldener! Ach, wenn mein seliger Joggi noch lebte, wie würd' er sich freuen! Und erst das gute Meieli, Franzens Mütterchen!“ —

Die Gundi war einige Tage bei ihren Verwandten im Unterlande auf Besuch gewesen.

Und als sie abends nach Hause kam, da hatte sie so vieles zu erzählen, was sie gesehen und vernommen, Erfreuliches und Anderes. Allein die Großmutter ließ ihr nicht lange das Wort, sondern unterbrach sie mit der Bemerkung: „Sollst Dank haben, Gundi, für die vielen mitgebrachten Grüße. Alles übrige jedoch wollen wir auf spätere Stunde versparen. Denn vorderhand haben wir über weit wichtigeres zu reden. Du wirst staunen, Gundi, was ich Dir alles zu berichten hab'. So höre denn: Der Götti war da —“

„Er selbst?“

„Ja, er selbst, heut' nachmittags. Und wenn Du erst die Ursach' kenntest, den Grund, deshalb er gekommen, die Botschaft! Rate 'mal, Gundi! Nein, streng' Dich nicht an, es würd' Dir doch nichts nützen, in hundert Jahren tätest's nicht erraten. Also vernimm: Der Götti kam, um unserm Franz sein Mädchen, seine Tochter Bertha anzutragen ... samt Hof und Haus und Reichtum!“

„Was Du da sagst, Käthri!“ rief die Gundi, die Hände verwundert über dem Kopf zusammenschlagend.

„Es ist die reine Wahrheit,“ beteuerte die Greisin, sich einen Augenblick an dem großen Erstaunen des alten Mädchens weidend. Dann erzählte sie den Hergang, des Göttis Rede, Wort für Wort.

Die Gundi horchte voller Spannung und großem Erstaunen. Über ihr welkendes Gesicht zog es wie lichtes Morgenrot, ihr Auge leuchtete auf in freudigem Glanze. „Käthri!“ rief sie, „das alles klingt ja wie ein Märchen aus alter Zeit, da die Zwerge ihren Lieblingen Gold und Glück in den Schoß schütteten. Also mein Franzi, der Glücksbub', soll das steinreiche, fürnehme Mädchen bekommen? Soll Ochsenwirt, Großbauer und Ratsherr werden, seines Göttis Erbe? Ach, dem guten Jungen mag ich's herzlichst gönnen!“ — Sie faltete die Hände und fuhr andächtig fort: „Aber hab' ich's nicht immer gesagt, Käthri, als er noch Kind war und in der Wiege lag: Aus dem Büblein wird 'mal 'was Apartes, Feines und Fürnehmes werden ... Ich kann mich fast nicht drein finden in das Glück! Wenn er, der Franzi, dann mich armes, altes Mädchen nur nicht verachten und vergessen tut — o nein, das wird er nicht, dafür ist er viel zu gut und

zu brav . . . Und wann soll die Hochzeit sein, Käthri? Und wird er dann gleich in den „Ochsen“ ziehen? So red' denn auch, Käthri!“ rief sie voller Neugierde und Ungeduld.

Doch die Großmutter erwiederte kopfschüttelnd: „Ach, so weit, wie Du da meinst, ist's ja noch gar nicht. Gegenteils, er, der Franz, will von der Sach' schon gar nichts wissen — denk' Dir, Gundi!“

„Davon nichts wissen, sagst Du? Du spaßest wohl, Käthri! Denn weshalb sollt' er denn nichts davon wissen wollen?“

„Weil an der Sach' ein schlimmes Häklein ist,“ seufzte die Großmutter. „Soeben hat der Franz mir's erzählt. Es ist eine gar häßliche, traurige Geschichte, von welcher man lieber nicht reden möcht'!“

Und sie machte die Gundi mit den umlaufenden Gerüchten bekannt, welche das Verhältnis des Ochsenwirts Bertha zu dem „Eisenbahnherrn“ und die sich offenbarenden Folgen desselben betrafen. — „Gelt, Gundi,“ schloß sie ihren Bericht, „das ist wirklich eine schlimme Geschichte, ein wüstes Häkchen. Der arme Franz ist denn auch von der Unterredung mit dem Götti arg niedergeschlagen, hat sich, ohne einen Bissen genossen zu haben, bereits zu Bett' begeben.“

„Das ist wirklich eine schlimme Sach'!“ bestätigte nun auch die Gundi, welche ebenfalls sehr herabgestimmt und kleinlaut geworden. Während die Großmutter gleichsam im Selbstgespräch fortfuhr: „Und was soll ich dazu sagen, was in der Sache raten und tun? Ihn, den Franz, zu überreden suchen, daß er dem Götti zu Willen sein und das Mädchen trotz dem schlimmen Häkchen heiraten solle? Es widerstrebt dies meinem Gewissen. Tut es doch, wie die Erfahrung lehrt, selten gut, wenn zwei auf solche Weis' zusammen kommen.“

Der Eintritt Venturs, der mit der brennenden Laterne in der Hand gekommen war, um seine rübengroße Taschenuhr mit der an der Wand hängenden Schwarzwäldlerin in Übereinstimmung zu bringen, machte dem Gespräche der beiden Frauen für einstweilen ein Ende. Man beschloß, sich trotz der frühen Stunde ebenfalls zur Ruhe zu begeben.

Franz hatte dasselbe, wie die Großmutter berichtet, schon längst getan. Doch wollte sich bei ihm kein Schlaf einfinden. Er erinnerte sich all' der Guttaten, welche ihm zeitlebens vom Götti zu Teil geworden, sowie der Liebe, mit welcher er von jenem stetsfort ausgezeichnet worden. Und nun war der Fall gekommen, da er selbst dem Götti eine Bitte abschlagen mußte, die einzige nennenswerte, so der gute Alte je an ihn gerichtet. „O, das ist grausam!“ stöhnte Franz. „Unglück und Schand' brechen über meines Göttis Haus herein. Ich vermöcht' es abzuwenden oder doch wenigstens ganz erheblich zu mindern, gleichsam aufzuheben, indem ich dem verführten Mädchen die Hand reichte. Ich aber weigere mich dessen, ich kann die Tat unmöglich vollbringen, weil ich meine Lieb' und mein Herzensglück damit verkaufen müßt', auf ewig dahin . . . Ach, ich armer Bursch', daß mir so 'was begegnen und zugemutet werden mußt', die arge, unerhörte Verlegenheit! Ist's aber andererseits nicht die Schand' für mich, meinem Götti mich so undankbar zu erweisen, seine Guttaten durch schnöde, kalte Selbstsucht zu vergelten? Wo werd' ich Rat und Trost finden, wo?“ —

Fränzeli vermochte keinen rechten, ruhigen Schlaf zu finden. Wirre, böse Träume quälten ihr Hirn, erschreckten des jungen Mädchens empfindsames Herz: Wüste Gesellen entführten den Franz mit grober Gewalt, schoben ihn auf einen reich-

18

bekränzten Wagen; darin saß des Ochsenwirts bleiches Töchterlein, das Haupt mit dem Myrthenkranz geschmückt, dem Jüngling verführerisch entgegenlächelnd, ihm die feine, weiße Hand reichend. Fränzeli vernahm Franzens verzweifelte Hülferufe, sah ihn flehentlich sich nach ihr umschauen, während sie selbst wie gebannt dastand, unfähig, das Glied zu rühren oder den Laut von sich zu geben . . .

Die Gundi vermochte trotz ihrer von dem langen Tagesmarsche erzeugten Müdigkeit nicht den gebührenden, erquickenden Schlaf zu finden. Das alte Mädchen hatte nach langen Jahren wieder einmal ihre Verwandten besucht. Die meisten derselben klagten über böse Zeitläufte, mehrere staken sogar in wahrnehmbarer großer Dürftigkeit. Und hier, auf dem Erlenhofe, befand sich einer, nämlich ihr lieber Franz, dem sich die Gelegenheit bot, eine Heirat zu treffen, welche ihm einen fast unermeßlichen Reichtum zuführen sollte, ja diese Gelegenheit wurde ihm, sozusagen, auf dem Teller präsentirt, er brauchte nur die Hand darnach auszustrecken, sein Ja auszusprechen. Und der Jungknabe weigerte sich, die Hand auszustrecken und das Jawort auszusprechen, aus übertriebenem Ehrgefühl, aus Stolz oder wie man's nennen wollte. Er könnte ein Herr werden, rechnete die Gundi, ein ausgemachter Herrenbauer, dem kein irdischer Genuß versagt sein würde; mit Goldringen an den Fingern und in schöner Kleidung würd' er einhergehen können, dafür wären der Mittel in Genüge vorhanden. Er aber zieht es vor, seine groben, schmutzigen Stallhosen beizubehalten. Ihm winkt der Genuß, in glänzendem und mit stolzen Gäulen bespanntem Wagen lustzufahren, beneidet von allen Leuten. Und er will lieber an Seite des trägen, mürrischen Ventur mit trägem Ochsengespann sich plagen. Und

das Traurige — ich mag's ihm schon gar nicht so sehr verargen, das Weigern. Ja, wenn's mit der Braut wäre, wie es sein sollte! seufzte sie. — Gleich darauf aber begann sie sich in Gedanken mit den Veränderungen zu beschäftigen, welche die von dem Götti gewünschte Heirat für die gesamte Erlenhoffamilie notwendigerweise nach sich ziehen würde. Das hübschfeine, junge Frauchen, ohnehin nicht an solche Geschäfte gewöhnt, würde sich kaum mit der Beaufsichtigung der weiblichen Dienstboten und mit der Führung des ausgedehnten Haushaltes überhaupt plagen wollen; vielmehr würde man sich nach einer tüchtigen, erfahrenen Haushälterin umsehen und in erster Linie das Auge auf sie, die Gundi, werfen wollen, das war ja ganz selbstverständlich. Und dem Franz zu lieb würde sie nicht allzu lange zögern, ihr aufopferndes Ja zu sagen. Mit dem Schlüsselbund, dem Wahrzeichen der Wirtschafterin geschmückt, wollte sie alsdann den Leuten, zumal den Untergebenen, zu erkennen geben, was sie, die Erlenhofgundi, kann und vermag, potz Spinat! Das Fränzeli, kalkulirte sie weiter, müßte das herrschaftliche Kochen erlernen und sollte, bei gutem Verhalten, im Ochsen in Dienst treten dürfen und bei geziemender Untertänigkeit wohl geduldet werden. Dem groben und ungelenken Ventur aber — dem Ventur wollte sie hübsch den Laufpaß geben, der sollte von dem Ochsenwirtshause und dessen Herrlichkeiten nichts zu riechen bekommen, oder er müßte sich ordentlich demütigen, vor ihr, der Gundi . . . Auch mit den Wirtsgästen zu verkehren und ihnen die Aufwart zu machen, wollte sie sich getrauen. Warum denn nicht? Würden doch bei Wein, Braten und Semmelbrötchen selbst alte Beine wieder jung und gelenk und das Mundwerk geläufig, wie ja an der Pfarrliese zu sehen war, welche trotz ihrer Sechzig immer

noch den glatten Schnabel besitzt und im Stande ist, sozusagen die ganze Pfarrgemeinde zu regieren mitsamt ihrem gutmütigen Herrn. Dann, dachte die Gundi weiter, wär' ja auch ich Pfarrköchin oder noch mehr als das, und es wäre die Frage, welche von uns beiden der andern überkäme, ich oder sie! — Mit diesem ehrgeizigen, glücklichen Zukunftsgedanken schlief sie endlich ein, nicht aber, ohne denselben im Traume weiter zu spinnen . . .

Auch die Großmutter konnte den Schlaf nicht finden, denn ihr Sinnen haftete fortwährend bei dem Ochsenwirte und dessen traurigen Familienverhältnissen, bei dem unglücklichen, reichen Mädchen, seiner Tochter, bei ihrem eigenen Franz. Ihr Mitleid für den schwergeprüften Mann, ihren Schwager, der sich ihr selbst seit den letztverflossenen zwanzig Jahren, in guten und bösen Tagen, so überaus freundlich und hilfreich erwiesen, war groß. Wenn sie ihm zum Vergelt aus dieser seiner nunmehrigen großen Verlegenheit helfen und ihm die Familienehre retten könnte, willig opferte sie drei Finger ab der eigenen Hand. — Und was seine Tochter Bertha betrifft, schlimm natürt kann das Mädchen nicht sein, dachte sie, wissen doch die armen Leute ihre Wohltätigkeit nicht genug zu rühmen; was an einem Menschen immer ein Beweis eines guten Herzens ist. Und prächtige, fein duftende Kuchen, die sie mir letzthin zu meinem hl. Namensfest' geschickt samt den etlichen Flaschen Wein und das hübsch geschriebene Zeddelchen dabei — sie kann mich ordentlich dauern, die Bertha! Ja, es kann mich rechtschaffen dauern, das arme Mädchen, welches in seinem unerfahrenen Sinn sich von dem fremden, schlimmen Gesellen hat betören und verführen lassen. Tausenden und aber Tausenden ist es, seit Evas Sündenfall, nicht besser

ergangen, haben denselben Fehltritt getan; und doch kenne ich ihrer manche, welche trotzdem hernach recht brave und währschafte Hausfrauen geworden. Warum sollte denn nicht auch diese, die Bertha, noch gut ausfallen können, vielleicht ganz fürtrefflich gut? . . . Man solle keinen Stein auf die Sünder werfen; so steht's im Evangelium. Nein, ich will gegen dieses Mädchen keinen Stein aufheben, erinnere ich mich doch zu gut der Zeit, da auch ich ein Mädchen war und, frühzeitig unter die fremden Leut' geworfen, vor ähnlichen Gefahren und ähnlichem Fall nur durch mein eigen angebornes Stolzgefühl und den Schutz meines lieben, treuen Engels bewahrt worden. — Solches und anderes sann die Großmutter und war noch immer wach, als der erste Hahnruf das Nahen des Morgens verkündete.

Der Ventur — von all' den Hausgenossen war der Ventur der einzige, welcher sich eines durch keine Gedanken und Kümmernisse getrübten Schlafes zu erfreuen hatte, eines gerechten, zehnstündigen; er auch der einzige, der beim Frühstücke mit gewohnter Tapferkeit in die goldgelb gebackenen Kartoffeln einhieb, während die Übrigen nur so lässig ihren Milchkaffee schlürften und insgesamt sehr übernächtig aussahen und, wie die Gundi sich auszudrücken pflegte, gar „unappetitlich" taten.

Als der Ventur und das Fränzeli sich vom Tisch weg begeben hatten an ihre Arbeit und auch der Franz Miene machte, dem erstern in die Scheune hinauszufolgen, sagte die Großmutter: „Bleib' noch ein Weilchen, möcht' gern noch was mit Dir reden, Franz! Komm' her zu mir, daß ich nicht so laute Wort' zu machen brauch'! . . . Sind doch die Türen zugemacht? Gut. So höre denn: Ich hab' mir

diese Nacht die Sach' überlegt nach allen Seiten. Und bin zum Schluß gekommen, daß Du doch vielleicht gut daran tätest, Deines Göttis Anerbieten anzunehmen, ihm zu Gefallen zu sein. Wenigstens wollt' ich, an Deinem Platze, mir es nochmals und reiflich überlegen, eh' ich den Abschlag gäb' für dahin und weg . . . Guck', Franz! es ist ein altbewährtes Sprüchwort: An der leeren Raufe schlagen sich die Ross'; und: Reichtum deckt manchen Mangel zu. Das gilt namentlich beim Heiraten. Ja, wenn Deine Base, um die sich's handelt, ein mißgestaltet, häßlich Mädchen wär' oder dumm oder von schlechter Lebensart, dann würd' auch ich sagen: Lass' es bleiben, Junge! Nun aber ist sie weder häßlich noch dumm, noch schlecht gesittet, sondern in allen diesen Stücken das gerade Gegenteil, das müssen selbst die Leut' sagen, welche sonst ihr und dem Götti nicht sehr grün sind. Und sollt' es auch wahr sein, daß sie, die Bertha, einen Fehltritt getan — was Du deswegen an ihr scheust, kannst Du ganz füglich und erst recht an einer andern finden, welche vor der Welt mit ihrem weißen Brautschürzchen groß tut, dem rotbackigen Apfel vergleichbar, welchem man's ebenfalls nicht ansieht, welch' häßlicher, unreiner Wurm drin' steckt . . . Deine Base wird ein hübsch, anmutig Weiblein werden und durch ihre Lieb' und Anhänglichkeit Dich die Unlust, welche Du jetzt empfindest, vergessen machen. An ihrer Seite wirst Du Freud' und Ehr' genießen. Dein Götti wird Dich in alle seine Geschäfte bestens einführen und Dir stetsfort ein gütiger, freundlicher Ratgeber sein oder, wie er selbst versprochen, an Dir die wahrhaftige Vaterstell' versehen. Du wirst reich, angesehen und glücklich sein, Franz! Auf meine Person brauchst Du dabei durchaus keine Rücksicht zu nehmen. Ich hab' gottlob! der

Mittel genug, um die wenigen Tage, die mir noch hienieden vergönnt sein werden, ohne Sorge leben zu können. Und wenn ich auch schon manchmal den heimlichen Wunsch gehabt, im Dorf drinnen, in der Nähe der Kirche, wohnen und dann und wann, mit Hülf' anderer, die hl. Mess' anhören zu können, während ich hier abseits ein Leben führen muß gleich einer Heidin — auch darauf wirst Du keine Rücksicht zu nehmen brauchen, Franz, ich kann mich hier oben schon noch die kleine Weil' gedulden, bis das End' kommt, das kaum mehr ferne — —" Dabei fuhr sie sich mit dem knöchernen Handrücken über die feucht gewordenen Augen.

Die Gundi, welche, das zusammen gefaltete Tischlaken in den Händen, der Rede der Großmutter beifällig zugehört hatte, glaubte den Zeitpunkt gekommen, nun auch ihrerseits, an Franzens Adresse, ein Nötiges beizufügen. „Deine Großmutter hat ganz Recht," sagte sie. „Ob Du 'mal des Kirchmeiers Mädchen heiratest oder dem Salzmann seines oder irgend ein anderes — Du wirst sehen, Franz, daß ein jedes seine Fehler hat, vielleicht gar noch seine großen, gröblichen Fehler, ohne dabei aber den großen Reichtum zu besitzen, wie dies bei Deiner Dir angetragenen Base der Fall ist. Es gibt halt gar wenige Weibsleute ohne Fehler . . ." Dabei stemmte sie die Hände selbstgefällig in die Hüfte und fuhr dann mit gewichtiger Miene fort: „Auch darfst Du versichert sein, daß, falls Du fort auf den Ochsen ziehst zu Deinem hübschzarten Weible, wir andere Dich keineswegs hartherzig im Stich' zu lassen gesonnen sind. Ich meinerseits will Dir zum voraus das bündige Versprechen geben, Dir und Deinem Frauchen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, Dir sogar dorthin zu folgen. Und Du wirst alsdann sehen — ja erst dann wirst Du so

recht sehen, was Deine Gundi kann und vermag, weit mehr als andere glauben! Und ob ich's gut mit Dir mein', auch darüber wirst Du hoffentlich kaum mehr im Zweifel sein. Also sag' ich: Franzi, mein Büble, greif' Du nur herzhaft zu! Ein Aug' ein bischen zuzudrücken, wird Dir doch nicht allzu schwer fallen. Um so stolzer wirst Du dann auf die fürnehme Frau sein, die Dich zum fürnehmen Mann gemacht, zum allbeneideten weit um zu Stadt und Land. Oder hab' ich nicht Recht? Nun so red' doch, Franzi!"

Der also Angeredete war die Zeit aus unbeweglich am Fenster gestanden und hatte unentwegt in die winterliche Landschaft hinausgestarrt. Die Rede der Gundi beachtete er kaum, der Großmutter Worte jedoch hatten nicht verfehlt, auf sein empfängliches und pietätvolles Gemüt einen bedeutenden Eindruck zu hinterlassen. Sie wünschte, daß er die Jungbase heirate; sie hatte mit bewegter Stimme von seinem, von ihrem Glücke gesprochen, von Segen, Kirche und Messe. Wie gerne wollte er ihr zu Gefallen sein, ihr die letzten Lebenstage nach Kräften versüßen, ihr, die es um ihn so reichlich verdient hatte. Dieses Ansinnen aber, dieses seinen Begriffen nach ungeheure — konnte er denn diesem Ansinnen entsprechen? In seinem Herzen stritten sich die widerstrebendsten Gefühle, es ward ihm so heiß im Kopfe, trotzdem er die Stirne dicht an die feuchte, kalte Fensterscheibe gepreßt hielt.

„Laßt mich's nochmals überlegen, Großmutter!" bat er. „Wenn's mir möglich ist . . . Allein ich fürcht', es wird mir kaum möglich werden!" — Damit verließ er eiligen Schrittes die Stube.

Großmutter sagte: „Ja, er hat Recht, gönnen wir ihm die Zeit, die Überlegung. Es geht ihm so nah', es wär' die

große Sünd', ihn allzu sehr zu drängen, den guten, armen Bub'!"

„Meinetwegen!" stimmte die Gundi bei. Beim Hinausgehen aber und indem sie in der Küche das Tischlaken ausstaubte, sagte sie wohlgefällig vor sich hin: „Sie, die Käthri, hätt' noch lang' auf ihn einschwatzen können. Meine Rede aber, die hat ihn gepackt, ich merkt' es wohl!" —

Das Dach des Hinterteiles der Erlenhofscheune ging bis nahe zur Erde nieder. In dem hiedurch gebildeten, wind- und wettergeschützten Vorschuppen befanden sich die Schweineställe und die Holzremise. Vor letzterer, in verborgenem Halbdunkel, saß Franz auf einem Bund Wickenstroh, den Kopf auf die Hände gestützt, in tiefes, dumpfes Brüten versunken.

So traf ihn Fränzeli, welche den Ferkeln das Fressen brachte. Sie erschrak ob seinem Anblicke, so sehr niedergeschlagen sah er aus. Er bemühte sich zwar zu lächeln, doch wollte ihm dies nicht gelingen. Er wollte aufstehen und sich entfernen, Fränzeli aber bat: „Bleib', Franz, ich hab' mit Dir 'was Ernsthaftes zu reden . . . Ich hab' Alles mit angehört, Franz! Es ist der Großmutter sehnlicher Wunsch, daß Du die Bertha heiratest, gelt? Nun höre, was ich Dir sagen will: Folg' dem Rat der Großmutter, dem Wunsch Deines Göttis! Ich selbst will ja, Dir zu lieb, und um Dein Glück zu fördern, gern auf Lieb' und Glück verzichten. Schlag' Dir das armütige und einfältige Mädchen aus dem Kopf, Franz! Ich seh' nun selbst ein, wie töricht, vermessen meine Gedanken, meine Hoffnungen und Wünsche waren; sie hätten sich ja doch nicht erfüllen können, nie und nimmer. Ein Traum, ein süßer, schwindelnder, dem der nüchterne, frostige Morgen notwendig ein rasches End' bereiten mußte . . .

Werde Du glücklich, Franz! Vergiß, was ich Dir einen Augenblick gewesen bin. Ich will mich mit Gottes Hilf' drein zu schicken suchen, für Dein Wohlergehen beten und Dein gut' Schwesterle sein immerdar, ob ich hier weil' oder an einem andern Ort! . . ."

Ein Morgensonnenstrahl stahl sich durch eine Ritze des Scheunendaches, fiel gerade auf das Antlitz des jungen Mädchens, dasselbe mit seinem goldenen Schimmer verklärend. Und wie es da stand, schlank und blaß und mit gesenkten Lidern, gewann es mehr und mehr das Aussehen einer Engelsgestalt, des Engels der Entsagung. Franz blickte träumerisch, bewundernd zu ihr auf, er erfaßte ihre Hände, die bei seiner Berührung erschauerten. „Fränzeli," fragte er tief ergriffen, „ist's Dein wirklicher Ernst, daß Du auf meine Lieb' verzichten wolltest, mir und der Großmutter zulieb? Du solltest's über Dich bringen können?"

„Ja!" lautete die fest, wiewohl tonlos gesprochene Antwort.

„Und Du willst mein vergessen?"

Fränzeli vermochte kaum mehr zu antworten, ihre Lippen bebten, die Kraft drohte sie zu verlassen. Da rief Franz, sich rasch erhebend und mit lauter, entschlossener Stimme: „Ich aber werd' Dich nie vergessen, Mädchen, und auch nimmer von Dir lassen, komme, was da wolle! Einer vergüldeten, liebeleeren Aussicht wegen einen solchen Edelstein wegzuwerfen — der Tausch wäre zu töricht, zu erbärmlich! Du bist und bleibst mein, Fränzeli!"

Die Gundi wollte nach den Hühnern sehen; eines derselben und zwar gerade die kostbare spanische Henne fand sich nicht bei der Herde, mußte sich irgend wohin verkrochen haben.

Möglich, dachte die Gundi, daß sie vom Ventur in die kalte Dreschtenne eingeschlossen worden — o ja, dessen wär' der Barbar schon fähig! Doch in der Tenne war die Henne nicht zu finden, vielleicht aber in dem dunkeln Holzschuppen. Das alte Mädchen, an den Füßen die breiten Strohfinken, schlurfte denn auch nach dem Holzschuppen hin. Und was sie da zu erblicken bekam, ihr keusches, jungfräuliches Herz erfüllte sich darob mit starrem Entsetzen, vor Schrecken ließ sie das Futterbecken zur Erde fallen, daß es elendiglich in Stücke brach, denn vor ihr, auf wenige Schritte Entfernung, standen Franz und die Fränzeli in inniger Umarmung und eifrig Küsse wechselnd . . . Oder war es blos eine Sinnestäuschung, der Hölle Gaukelspiel und Blendwerk? So fragte sich das alte Mädchen und rieb sich die Augen hell, tat einen verwegenen Schritt vorwärts, begann sich zu räuspern — nun schauten die Beiden rasch auf und um sich.

„Wa — was soll das sein?" schrie die Gundi.

Fränzeli hatte sich aus der Umarmung erschrocken losgemacht und wollte entfliehen. Doch wurde sie von Franz an der Hand gewaltsam zurückgehalten, ja, er entblödete sich sogar nicht, die Gundi mit frechem, erwartungsvollem Lächeln anzublicken. Mit der Gundi war jedoch diesmal nicht zu spaßen. Gleich einer erbosten, zürnenden Göttin, die Hand weit ausstreckend und das Auge voll heiliger Entrüstung kreischte sie: „So? Geschehen solche Dinge in unserm Haus', am hellichten Tag? Und die Sonne hört vor Scham nicht auf zu scheinen, und der Himmel läßt nicht Feuer und Schwefel regnen auf unser Dach?"

Fränzeli, ihr Köpfchen an Franzens breiter Brust bergend, fing an zu schluchzen.

„Ja, schäm' Dich nur, Du Lausmädchen!" schrie die Gundi. „Schäm' Dich, mit unserm Franzi sündhaft zu schätzeln, Du Dirn', Du Schlange! Hab' ich Dich deshalb als Bettelkind eingeführt in dies Haus, damit Du, kaum hinter den Ohren trocken, unsern Bub' verführst, den von Kindheit an so braven? Ich war auch 'mal jung, allein ich hätt' mich ins unschuldig Herz hinein geschämt, einem Mannsvolk mich an den Hals zu hängen — verstehst Du, Du ungeratenes und scheinheiliges Ding Du! Und auch Du, Franz — pfui der Teufel! Aber ich werd's gleich der Großmutter —"

Sie ließ sich kaum Zeit, die drohende Apostrophe zu vollenden, sondern eilte unter heftigen, zornigen Gestikulationen und mit der Entäußerung ihrer den Lauf hindernden ausgetretenen Strohfinken ins Haus zurück, dasselbe mit ihrem kreischenden Gezeter erfüllend. Die Großmutter rief bestürzt: „Um Gotteswillen, was hat's denn gegeben, Gundi?"

„Was es gegeben? Frag' lieber nicht, Käthri! Denn ich schäm' mich nur, es auszusprechen, was mein Aug' gesehen, soeben, das frische, sündhafte Geschehnis!"

Wirklich senkte sie, die sich stöhnend in einen Stuhl geworfen, schamhaft die Augen und wendete das Gesicht entrüstet ab. Doch die Großmutter fragte mit steigender Ungeduld: „Nun, so sprich denn, Gundi! Brennt etwa das Haus?"

„O wär's nur das! Weit schlimmer als das! Und daß ich die Schand' erleben und ansehen mußt'! Ja, lug' mich nur an, Käthri: Während wir drinnen beteten und ehrbare Dinge verrichteten, taten sie draußen liebeln und sich schmützeln*), der Bub' und die Kleine — hörst Du? —

*) küssen.

unsere Kleine! Ich traf sie beide soeben draußen im Scheunenschuppen, wo sie sich umhalst hielten und einander fast die Nasen abbissen — o ich möcht' mich erbrechen vor lauter Scham und Ärgernis! Und Du, Käthri, begreifst Du nun, weshalb der Bub' von der Heirat mit seiner reichen Base nichts wissen wollt'? Die kleine Schlange hat ihn behext, sündhaft in ihre Schlingen genommen!"

Es erschien der Franz unter der Stubentüre, an der Hand die sich sträubende, schluchzende Fränzeli.

„Da," rief die Gundi, „kannst nun das saubere Pärchen mit eigenen Augen sehen! Dort die Dirn' — ja, verbirg Dich nur, Du scheinheilig, sündhaft Ding Du!"

Die Großmutter hatte sich von ihrem Schreck und ihrer Überraschung noch immer nicht zu erholen vermocht. Sie fuhr sich mit ihrer welken knöchernen Hand über die Stirne, als wollte sie damit ihre Reißaus genommenen Gedanken zur Sammlung rufen. Dabei schaute sie verblüfft von dem einen zum andern der beiden jungen Leutchen — es hatte auch gar zu seltsam geklungen, was die Gundi soeben geschwatzt. Und doch mußte es wahr sein, denn nun standen sie dicht vor ihr, Franz und die „Kleine", letztere greinend und schuldbewußt. Und ein Zorngefühl, wie sie selbst sich eines solchen nicht mehr für fähig gehalten, überkam sie, blitzte aus ihren halberloschenen Augen, färbten ihr die Wangen lebhafter. Sie wollte sprechen, doch kam ihr der Franz zuvor mit den Worten: „Spart Eure Red', Großmutter! Jene dort" — auf die Gundi zeigend — „hat uns beide schon genugsam gescholten, ich würd' ein Mehreres kaum mehr so geduldig hinnehmen. Und ich frag': Weshalb uns denn ausschelten, beschimpfen? Etwa weil wir beide uns lieb haben, innig lieb? Dazu haben wir

doch gewißlich das Recht, sind ledigen Leibes . . . Auch hat dabei alleweil die volle Ehrbarkeit gewaltet, daß Du es nur weißt, Gundi! Oder weil wir mit unserer Lieb' geheim getan? Nun, das mag ein bissel unrecht gewesen sein. Doch will ich den Fehler gleich gut machen. Will alles offenbaren, wie's mir im Herzen ist: Was die Gundi vorhin gesagt, die „Kleine“ hier hab' mich behext — ja, Großmutter, 's ist nur zu wahr, das Mädchen hat mich wirklich behext und zwar durch ihr liebes, frommes Wesen, wie sich dieser Tugenden keine andere rühmen kann weit und breit!“

„Pfui über diese Frömmigkeit!“ warf die Gundi mit verächtlicher Geberde ein.

Franz rief erbost: „Schweig' Du!“

Da erhob sich jedoch die Großmutter in ihrem Pfühle, erhob zugleich ihre drohende, gebieterische Stimme: „Halt, Junge, dies Haus ist mein und drum hab' ich zu entscheiden, wer reden soll und wer zu schweigen hat!“

Zugleich und gleichsam, um ihrem Ausspruche Nachdruck zu verleihen, stieß sie mit ihrem Krückstock mehrmals so hart auf den Fußboden, daß er laut erdröhnte.

Hätte Franz, seinem sonst so frommen Gemüte entsprechend, bei der Entdeckung seines Liebesverhältnisses sich demütig und auch nur einigermaßen reuevoll gezeigt, die Großmutter würde ihm alles ordentlich nachgesehen oder wenigstens sehr milde beurteilt haben; sein stolzes, auflehnendes Gebahren aber sowie die offen dargelegte Absicht, an der „Kleinen“, zu welcher seine Liebe sich verirrt, trotzig festzuhalten, verwirrte und empörte ihren Sinn um so mehr, da dieser soeben sich wieder mit des Ochsenwirts Töchterlein, mit der angetragenen vornehmen Heirat und den daraus sich ergebenden vielseitigen und

auch ihre eigene Person betreffenden großen Vorteile des lebhaftesten beschäftigt hatte.

„Also dieser unserer Kleinen wegen schlugest Du die reiche Heirat aus?“ so klang es böse und höhnisch von ihren welken, eingekniffenen Lippen. Stößest mir und Deinem Götti trutzig vor den Kopf, des Gott'swillenmädchens willen? Ei, über den prächtigen Vorzug! Aber ich will dieser Deiner Liebesnarretei und dem damit verbundenen Ärgernis ein End' machen, ein möglichst rasches, ja gewiß! Du, Fränzeli, hast das Haus zu meiden, von morgens an schon!“

„Die neue Kleidung aber hat's da zu lassen!“ ließ sich nun auch der Gundi schadenfrohe Stimme vernehmen.

Die Großmutter jedoch schüttelte mißbilligend den Kopf: „Ich mag das Kleid nicht, es soll sie nur behalten!“

Franz stand regungslos und wie betäubt da. So hart und unerbittlich hatte er seine Großmutter zeitlebens noch nie gesehen. Mit seinem Trutze war es größtenteils zu Ende. Fränzeli hatte sich von ihm losgerissen und laut weinend davon gemacht auf ihr Kämmerchen, während er mehr und mehr ein Gesicht schnitt gleich dem eines auf schlimmer Tat ertappten Schulknaben, über welchen nun die beiden erzürnten Frauen mit strengen Worten zu Gericht saßen. Scham- und Zorngefühl wechselten in seinem Innern, raubten ihm alle und jede ruhige Überlegung; hastig griff er nach seinem Hut an dem Wandnagel und flüchtete sich eiligst zur Stube hinaus. Vor der Hauspforte blieb er einen Augenblick ratlos stehen; von dem Hausinnern her war die scheltende, kreischende Stimme der Gundi zu vernehmen, das Gewitter, welches nun über des armen Fränzelis Haupt losgebrochen. Franz floh sinnlos, feige von dannen, über die das Feld bedeckende hartgefrorne

Schneekruste hinweg, den Hügel hinan, nach dem Bämpliswald hinauf. Am Rande des Totenbrünnleins, welches murmelnd aus der an ihrem Portale mit wunderlichen Eisgebilden gezierten Tropfsteinhöhle quoll, am Fuße des müde nach der einen Seite sich hinneigenden hölzernen Kreuzes ließ er sich stöhnend nieder. Die Hand in den hellklaren Born tauchend, kühlte er sich damit die brennende Stirne, die pochenden Schläfen. Den Kopf auf die aufgestemmten Arme gestützt, verfiel er bald in tiefes, düsteres Brüten. Was sich innert den zwei letztverflossenen Tagen in seinem Familien- und Gemütsleben Seltsames und Aufregendes zugetragen, begann Bild um Bild vor seinem Geiste neu zu erstehen und vorüber zu ziehen. Und wie war er, zum Mittelpunkte dieser Ereignisse geworden, nun mit denselben daran? Welchen Ausgang werden sie nehmen, welchen Einfluß auf sein zukünftiges Leben ausüben? Er wußte auf diese hochwichtigen Fragen die klare Antwort nicht zu geben, die Lage, in welche er geraten, erschien ihm so dunkel und düster, wie seine Gedanken selbst, die auf ihn einstürmenden, unentwirrbaren.

Ein munteres Eichhörnchen kam den nahen Tannenstamm herunter geklettert bis auf Stubenhöhe und guckte neugierig auf die unbeweglich dasitzende mächtige Menschengestalt herunter; ein Häslein kam bis dicht an die Quelle herangehüpft, plötzlich hielt es stutzig inne, spitzte die Ohren, machte „Männchen“, schnupperte und floh erschrocken, in großen Sprüngen davon. In dem weiten Geäste der Krummeiche saßen Rabe, Elster und Wildtaube, schauten neugierigen und mißtrauischen Blickes auf den seltsamen am Quellbächlein hockenden Waldmenschen herab und krächzten und girrten sich über denselben allerhand kritische Bemerkungen und fürwitzige Mutmaßungen

zu. In den Dörfern ringsum begann es Mittag zu läuten, das klang bei der kalten, windstillen Witterung so hell und fromm und traulich. Jauchzer erschollen von der Höhe des Bämpliswaldes herab, wo die „Knaben" des Kirchengesangchores dem Pfarrherrn die Brennholzgabe rüsteten und dabei mit einem guten Tropfen aus dem Pfarrkeller erfreut worden waren.

Von all' dem sah und hörte unser Erlenfranz so viel wie nichts, so sehr war er in sein Sinnen und Brüten versunken. Bis vom nahen Erlenhofe der Gundi laute Stimme erscholl: „Essen! Franz — essen!" da erst erhob er langsam den Kopf, horchte mit halbem Ohr. Ach, er fühlte so wenig Lust und Bedürfnis zum Essen und Trinken; noch weniger mochte er nach Hause gehen. Das Herz war ihm voll zum Zerspringen, voll Unmut, Groll und Verzweiflung. Ebenso wenig aber duldete es ihn länger an dem einsamen, ungastlichen Orte, es fing ihn, in der Unbeweglichkeit, an zu frieren, die Füße fühlte er schon nicht mehr. Rasch erhob er sich von seinem harten, kalten Sitze. Wieder vernahm er Gundis Stimme: „Franz! Essen!" — „Ja, ruf' Du nur!" brummte Franz ärgerlich. „Du bist es, welche mir diese Suppe eingebrockt, heut' sollst Du mich nicht mehr zu Gesicht bekommen!" Er schnitt sich mit dem Taschenmesser einen Haselstock und schritt langsamen Schrittes von dannen, waldeinwärts, über knarrenden, gefrorenen Schnee, über knackende, dürre Reiser. Er schritt den Wald entlang, ohne sich klar gemacht zu haben, wohin. Wohin? Das war ihm ja völlig gleichgültig. Nur nicht nach Hause. Nach Hause mochte er nicht gehen, sich nicht neuen Vorwürfen seitens der Großmutter aussetzen, noch das Schelten und Keifen der Gundi anhören — nein, das

hätte er zum zweiten Mal nicht geduldig anhören können! Ihm war es gleichgültig, wohin seine Schritte ihn trugen. Am liebsten wäre er halt weit, weit fort gegangen für immer, am liebsten in den Krieg, gerade von der Stelle weg; oder auf die hohe, stürmische See. Und würde ihn alsdann die tötliche Kugel erreichen oder die gefräßige Welle verschlingen — gerade recht! dachte er in seinem betrübten Sinn, denn dann hätte ja mein Liebes- und Herzeleid gleich und auf einmal ein End'! — Er stieß auf ein Trüppchen armer, frierender Kinder, welche dürre Reiser zusammentrugen; sie hielten ihn für einen grimmen Forsthüter und fürchteten sich sehr. Franz schritt an ihnen achtlos vorbei, gelangte, ohne es gerade zu wollen, an den Waldsaum und zwar an die Stelle, wo die Köhlerhütte stand und der schwarze Veri hauste mit seiner zahlreichen Familie. Der Veri saß auf der sonnbeschienenen Türschwelle und flocht Körbe; dabei pfiff er sich gar muntere Weisen, und seine in Lumpen gekleideten Kinder trugen ihm jubelnd die Weidenruten herbei.

„Dieser Veri," seufzte Franz, seinen Weg fortsetzend, „dieser Veri hat seine dicke Lene zur Frau genommen — es dachte kein Mensch daran, es ihnen zu wehren. Sie brachten nichts zusammen, als ihre gesunden, arbeitsamen Glieder und den frohen, genügsamen Sinn. Und den frohen Sinn haben sie sich alleweil bewahrt bis auf die Stund', trotz Armut und zeitweiser Not, sind dabei zufrieden und guten Muts geblieben. Mir aber will man eine verbuhlte Base aufdrängen, man vergüldet, um es annehmbarer zu machen, das übelriechende Geschenk mit einem Haufen Reichtum; dafür soll ich meine Ehr', diejenige eines unbescholtenen Jünglings, eintauschen, der Schand' zu Gevatter stehen — nein, niemals, niemals!"

schwur er sich und schlug zur Bekräftigung dessen mit dem derben Haselstock so zornig, wuchtig auf die den Fußsteig besäumende Weißdornhecke ein, daß das Gezweig knisternd davon flog.

Die Mittagszeit war bereits verstrichen, und trotzdem Franz seit dem frühen Morgen noch nichts genossen, fühlte er durchaus keinen Hunger, dafür aber einen brennenden Durst. Diesen Durst gedachte er diesmal mit Wein zu stillen, mit einer Menge Wein, um darin auch seinen Schmerz und seinen gewaltigen Ärger zu ertränken. Das war sein Entschluß.

Zwei Wege taten sich vor ihm auf, der eine führte über die „Gemeinen"-Wiesen ins nahe Dorf, der andere, ein Fußsteig, über das Feld nach dem eine kleine Halbstunde entfernten stillen Pfarrdörfchen Niederhausen. Er schlug den letztern Weg ein. Zwar hatte er blos die Werkeltagskleider an; doch was tat das heute, da ja auch sein Gemüt sich in einer Verfassung befand, trübe und schwarz, gleich dem Gewölke, das unwetterdrohend am westlichen Himmel aufstieg, über die winterliche, sich trübende Landschaft herein.

Bei den weitausholenden Schritten des baumlangen Jungknaben war das Dörfchen Niederhausen bald erreicht. Er ging in die „Sonne", ließ sich Wein reichen, trank zwei Schoppen rasch nach einander, ohne daß sich jedoch sein Gemüt aufheitern wollte, vielmehr trug der schwere Elsässer dazu bei, ihm den Sinn nur noch mehr zu verwirren. Die Sonnenwirtin, welche den jungen Erlenhöfer erkannt haben mußte, erkundigte sich gar freundlich nach seinen Geschäften. Franz stotterte etwas von „Saugkälbern." Ein Mann aus dem Dorfe, außer Franz der einzige Gast, erbot sich, ihn zu einem Bauern zu führen, der wirklich solches Jungvieh feilhalte.

Jung Erlenhöfer konnte nicht anders, als von dem Anerbieten Gebrauch zu machen; und wie er dem voranschreitenden geschwätzigen Alten folgte, kam er sich vor wie ein Narr . . . Zu seinem Troste war der „Kirchbauer" nicht zu Hause. Franz löhnte seinen Wegweiser mit einem Trinkgelde ab und verfügte sich wieder zur „Sonne" zurück, sich aus lauter Ärger den dritten Schoppen reichen lassend.

Es kamen die schwarzbraunen Töchter der Sonnenwirtin nach Hause. Sie sahen sich am Kaffeetische neugierig nach unserm Franz um, wechselten leise gesprochene Bemerkungen, raunten sich solche in die Ohren.

Die Sonnenwirtin hatte es geschwätzig verraten, daß die Mädchen nach der Mühle, auf die Hanfreibe, gefahren. Hatten sie bei dem Anlasse vielleicht schon Kenntnis von dem Auftritte bekommen, der des Morgens auf dem Erlenhofe stattgefunden? so fragte sich Franz nicht ohne Mißbehagen. Oder sollte sich dort noch ein Ferneres zugetragen haben? Hiebei kam ihm der Gedanke an Fränzeli. Er erinnerte sich plötzlich der von der Großmutter ausgesprochenen Drohung, das junge Mädchen habe sogleich das Haus zu meiden. Sollte diesen Worten wirklich Vollzug gegeben worden sein? Der Gedanke erfüllte ihn mit Schrecken, eine schlimme Ahnung und eine große Bangigkeit bemächtigten sich seiner, es litt ihn keinen Augenblick länger in der Fremde, es zog ihn bei allen Haaren fort nach Hause, um sich nach dem Mädchen umzusehen.

Kaum jedoch hatte er Niederhausen hinter sich, als er bei der ersten Biegung der Landstraße eine junge, schlanke Frauensperson des Weges daher kommen sah, in welcher er beim ersten Blick — ja, ja, es war sie, das Fränzeli! er-

kannte. Einen Reisebündel unter dem Arm tragend, gebeugten Hauptes, vor sich her ganz vernehmlich schluchzend! Und wie sie, die Augen aufschlagend, plötzlich des Franz' gewahr wurde, stieß sie einen lauten Schrei aus, wollte ausweichen, entfliehen. Doch der riesige Jungknabe besaß längere Beine, nach wenigen Schritten hatte er sie eingeholt und festgehalten; er schloß die Weinende trotz ihres Sträubens stürmisch in seine Arme, küßte und küßte sie und fing dann selbst gleichfalls an zu schluchzen wie ein Kind. Auf ihren Reisebündel deutend, fragte er: „Also haben sie Dich fortgejagt, Fränzeli?"

„Nein, ich habe das nicht erst abgewartet."

„Man ist Dir gröblich begegnet, meinetwegen, gelt? Gesteh' es nur, Fränzeli, ich will's wissen!"

Das Mädchen senkte die Augen und schwieg.

„O die Herzlosen, Grausamen!" rief Franz voller Zorn, voller Mitleid. Dann, die Rechte erhebend, schwur er: „Es soll sie aber nichts nützen, bei Gott nicht! Ob Du reich oder arm, Fränzeli, Dich will ich, Fränzeli, Dich und keine andere! Eher verzicht' ich selbst auf den Besitz, das Erb', die mir den unmenschlichen Zwang auferlegt, und streif' ich die Fesseln ab mit Gewalt . . . Ich geh' mit Dir, Mädchen, auf der Stell', in die weite Gotteswelt hinaus, um Dir und mir das Brot aus eigener Kraft zu verdienen. Ich geh' mit Dir übers Meer, morgen schon, wenn Du einwilligst, Fränzeli!"

In seinen Blicken flammte die große Entschlossenheit, seine Wangen glühten. Auch des Mädchens Züge belebten sich zusehends, sie lächelte ihm Dank unter Tränen. Gleich aber schüttelte sie wieder traurig das Lockenköpfchen und sagte, indem es sich aus seinen gewaltigen Armen loszumachen suchte:

„Franz, was Du da gesagt und vorgeschlagen — es kann nicht geschehen, nein, wahrhaftig nicht! Sei vernünftig, Franz, und kehr' zu den Deinen zurück, zu Deiner Großmutter! Du darfst sie nicht verlassen, es wär' die große, schwere Sünd'. Auch hat sie Dich so sehr lieb, trotz den strengen Worten, die sie Dir heut' gegeben; geschah's doch nur aus übergroßer Lieb' und weil sie Dein Glück will, nach ihren Begriffen. Deshalb auch hat sie mich fortziehen lassen; sie tat's schweren Herzens, ich ersah es wohl, tat's blos Dir zu lieb, um damit Deinen Herzensfrieden zu erkaufen. Während die Gundi — doch lassen wir die Gundi! Ich will ihr nichts nachtragen. Nein, ich will ihr nichts nachtragen, denn wenn ich bedenk', wie sie mich aus Barmherzigkeit auf- und angenommen, wie ich auf dem Erlenhof genährt und gekleidet worden" —

Hier fiel ihr Franz entrüstet ins Wort: „Sag' lieber, wie Du seit Jahren gearbeitet hast, wie eine Dienstmagd, und alles geduldig hingenommen, der Gundi Ungerechtigkeiten und deren launenhaftes, hochmütiges Gebahren, ihre zahllosen Quälereien! Und nun haben sie Dich fortgeschickt ohne den Rappen Löhnung — wie grausam, wie schändlich!"

„Ach, Franz, ereifere Dich doch nicht so sehr, ich bitt' Dich! Ich bin's ja gut zufrieden, die Großmutter hat mir meine sämtlichen Kleider geschenkt und belassen, ich werd' mir den Überrest derselben zu gelegener Zeit abholen lassen. Auch ein Stück Reisegeld hat sie mir auf den Weg gegeben . . . Ich geh' nun zu meiner Firmpatin, der Bäuerin auf dem Pflaumenhof; sie wird mich nicht zurückweisen. Ich hab' meine gesunden Arme, drum soll's mir nicht bange werden."

„Ich geh' mit Dir, Fränzeli!"

„Nein, nein, das darf halt nicht sein! Ich würd's schicklichkeitshalber auch gar nicht dulden dürfen. Geh' Du wieder nach Haus' und verhalt' Dich gehorsam und fromm und auf eine glückliche Zukunft vertrauend. Tu's mir zu lieb', wenn ich Dir noch was gelt'. Und dann noch Eins: gestern hab' ich Dir zugesprochen: Heirat' Deine Base. Heut' bitt' ich Dich: Heirat' sie nicht, Franz, lass' sie um Gotteswillen bleiben! Es wär' Schad' um Dich, um Dein braves, keusches Herz! . . . Du hast mir soeben noch Lieb' und Treu' gelobt aus freien Stücken — o Franz, Du weißt nicht, wie sehr das mich armes Mädchen gefreut hat! Aber annehmen kann ich's nicht, brauch' Dir nicht erst zu sagen warum. Dein Reichtum und meine eigene große Armut — die Welt würde Dir den Unverstand, die Mißheirat nimmer verzeihen. Anderseits wird, wann ich 'mal eine Weil' fort bin, das Sprüchlein auch bei Dir sich erwahren: Ab Augen und ab Herz'!"

„Nie und nimmer!" rief Franz ungestüm. „Ich werde Dir treu bleiben in Ewigkeit, ich schwör's Dir von neuem!"

„Gut. Lassen wir's auf die Probe ankommen. Nach Jahr und Tag, von heute an, sofern Du dann noch fühlst und denkst wie jetzt, darfst Du es mir melden kommen."

„Nicht früher, Fränzeli?"

„Nein, nicht früher."

Das Wort wurde mit einer Entschiedenheit gesprochen, wie man es von dem jungen und äußerst bescheidenen Mädchen nicht hätte erwarten sollen. Dann, des Jungknaben große Niedergeschlagenheit wahrnehmend, fügte sie tröstend hinzu: „Du bist jung und hübsch und brav und reich, Franz, deshalb wirst Du unter den vornehmen Bauerntöchtern die eigent-

liche Auswahl treffen können. Vernehm' ich dann, daß Du eine gefunden, die Deiner wert und daß Du glücklich geworden bist — sieh', ich werde Gott auf den Knieen dafür danken. So groß ist meine Lieb' zu Dir, Franz! Auf mich brauchst Du ferner nicht zu schauen, ich werd' meine Sach' allein dem lieben Gott anheimstellen, er wird mich nicht verlassen."

Des jungen Mädchens so plötzlich sich offenbarendes ernstes und entschiedenes Wesen wirkte auf Franzens Gemüt ganz verblüffend. Er wußte nicht, was er auf ihre Worte erwiedern sollte. Er bat sie ganz kleinlaut, sie möge ihm gestatten, daß er sie noch eine Strecke Weges begleite, bis über Niederhausen hinaus. Doch Fränzeli wehrte: „Lass' es bleiben, schon Deines guten Rufes willen! Behüt' Dich Gott, Franz, mein lieber, unvergeßlicher Bruder. Hier trennen sich unsere Wege!"

Sie hatte sich gleichwohl zu viele Kraft zugetraut. Denn als sie sich von des Jungknaben krampfhafter Umarmung losgemacht, begann sie ordentlich zu taumeln, vermochte nur mühsam vorwärts zu kommen.

„Fränzeli, ich geh' mit!" rief Franz ihr flehentlich nach.

Es erfolgte eine stumme, strenge, abwehrende Geberde. Dann schritt das Mädchen, ohne sich mehr umzublicken, eilig von dannen. Und als es gänzlich außer Sicht war, schrie Franz laut und verzweifelt auf, setzte sich auf den kalten Straßenstein und fing an, die Augen mit den Händen bedeckend, bitterlich zu schluchzen. Ein des Weges kommender ältlicher Handwerksbursche blieb verwundert stehen und fragte teilnehmend: „Nun, wo fehlt's denn, guter Freund? Hat Er Hunger? Hier das Stück Brot! Hat Er großen Durst? Hier die

Pulle, nehm' Er den herzhaften Schluck! Komm' Er mit, dort im nahen Bauerndorf wollen wir zusammen fechten gehen — ich werd' schon das Wort führen, ich versteh's. Dann in die Schenke — Mut, Bruder, komm' Er mit? Oder wie, Er will nicht? Nun so lass' Er's bleiben — ade."

Es ließ sich nahendes Wagengerassel vernehmen — des Dorfmüllers Kehrwagen. Franz erhob sich seufzend, trocknete sich die Augen und schritt von dannen, zögernden, unlustigen Schrittes, über verschneiten, pfadlosen Grund, nach der Richtung des Erlenhofes hin. Es begann bereits zu dunkeln, als er scheu und lautlos der Hinterseite des Hauses sich näherte. Im Stalle brannte die Laterne; Franz begab sich dorthin, setzte sich müde und schwer seufzend auf das Wandbänkchen.

Der alte Ventur hielt einen Augenblick im Melken inne und sagte: „Weißt Du schon, Franz, daß sie, die Kleine, fort ist?"

Franz nickte bejahend, vermochte vor Traurigkeit kein Wort hervorzubringen. Der Alte aber fuhr fort: „Das Mädchen war meine Freud' — es war das beste unter der Sonne, meiner Seel'! So lieb und verständig, so flink und anstellig, so fromm und treu, so reinlich und gut! Was es nur mir alten Kerl zu lieb getan, mir die Kleider geflickt, die Hemden gewaschen, die Strümpf' gestrickt, alles ohne nur den Heller Lohn dafür anzunehmen, sogar hie und da ein Krämlein mußt' ich ihr aufzwängen. Und als ich letzten Winter Rückenweh bekam — wer hat mich damals gepflegt wochenlang Tag und Nacht, als just Du, Franz, und die Kleine? Ja sogar barfuß hat sie mir des Nachts die gewärmten Kleiekissen heraufgebracht in die Kammer, damit die Gundi es nicht hören sollte; und sich grausam den Schlaf geraubt . . . Und nun hat

man sie fortgeschickt, ich weiß nicht warum. Doch bin ich überzeugt, daß sie nichts Unrechtes getan, dafür würd' ich meine Seligkeit einsetzen. Und die Gundi eiferte und geiferte wie besessen . . . Aber weißt Du was, Franz, nun geh' auch ich, Du kannst drauf zählen. Es werden nun an die zweiundzwanzig Jahr' sein, während welchen ich hier in Dienst gestanden — ja, zu Michaeli sind's genau die zweiundzwanzig gewesen; und ich meinte, hier meines Lebens Feierabend abzuwarten. Bei der bissigen Schachtel aber, der Gundi, halt' ich's kaum länger aus, besonders da sie fort ist, die allezeit freundliche, gemütliche Kleine . . . Hab' mir gottlob 'was zurückgelegt, davon wird sich schon eine Weil' leben lassen, bis der Knochenmann kommt, der mit der Sense bewaffnete."

Er hielt in seiner Rede inne, denn die Stalltüre war ein wenig aufgegangen und wurde der Gundi vorgebeugter, beturbanter Kopf darin sichtbar. Offenbar hatte das alte Mädchen einen Teil von Venturs Äußerungen mit angehört, denn es spitzte bereits den Mund zu einer scharfen Entgegnung. Doch als es die Anwesenheit Franzens gewahr wurde, schloß es schnell die Türe wieder zu und huschte von dannen; um nach Verfluß von wenigen Minuten abermals zu erscheinen, diesmal mit der Meldung: „Du sollst 'reinkommen, Franz, zu der Großmutter!"

Franz zögerte. Die Rede des sonst so einsilbigen und fühllos scheinenden Alten, sein Lob der „Kleinen", hatte seinen Schmerz über die Trennung von dem geliebten Mädchen neu angefacht und seine Entrüstung über die brutale und ungerechte Behandlung, welche man der Verabschiedeten hatte zu Teil werden lassen, noch mehr gesteigert. Ja, ich will dem Befehl Folge geben und hinein gehen zur Großmutter, dachte

er grimmig; und zwar um ihr und der Gundi alles zu sagen, wie's mir um's Herz ist, ohne Scheu und Hehl. Ob's fein 'raus kommt oder Unfeines mit unterläuft, ich frag' nichts darnach; frag' auch nichts darnach, was draus folgen wird, das Bleiben oder das Gehen — mir soll's gleich sein!

Trotzig begab er sich in die erleuchtete Wohnstube, pflanzte sich trotzig vor die im Lehnstuhl ruhende Greisin hin, bereit zu trotziger Rede und Widerrede. Doch der Anblick der Großmutter machte ihn stutzen, denn so gebeugt und bleich und abgehärmt und hinfällig war sie ihm noch nie vorgekommen; während dieses einen Tages, so däuchte ihn, hatte sie um viele, viele Jahre gealtert. Sie schluchzte, schluchzte überlaut und sagte, mit den verweinten Augen wehmütig zu ihrem Enkel aufblickend: „Ach, Franz, wie Du nur so fortlaufen und Deiner armen Großmutter so 'was zu leid tun, die Kümmernis bereiten konntest! Hab' ich Dich doch so lieb gehabt Dein Lebelang und stets nur Dein Bestes gewollt in allen Dingen. Und sollt' ich darob vielleicht den unrichtigen Weg eingeschlagen und Dir und der Kleinen Unrecht getan haben — es könnt' ja schon möglich sein, bin ich selbst doch nur ein schwaches, hinfälliges und einfältiges Geschöpf Gottes. Nur das weiß ich, daß das, was ich getan, in der besten, fürsorglichsten Meinung geschehen und um Dir den Herzensfrieden zurückzubringen und Dein Glück zu begründen. Ja, könnt' ich damit Dein Glück begründen und erkaufen, Franz — mit Freuden gäb' ich mein Leben hin, heut' noch, zur Stund'! . . . Und Du konntest an dieser meiner Liebe zweifeln, konntest grollend von dannen gehen — ach Franz, mein Herzenskind!"

Da war es, nach diesen Worten, mit Franzens Zorn und Trutz, seiner Großmutter gegenüber, völlig aus. Nur

der Schmerz war noch geblieben, der Schmerz über den Verlust Fränzelis. Er warf sich vor der Greisin auf die Kniee nieder, barg das Gesicht in ihren Schoß und ließ seinem Schmerze freien Lauf. Und die Großmutter legte ihm ihre zitternde Hand segnend und tröstend aufs Haupt und strich ihm kosend durchs Haar, wie sie es damals getan, da er noch ein kleiner Knabe war.

Und als die Gundi, von der Küche eintretend, das sich ihr bietende Schauspiel ersah, da umspielte ihren herben Mund ein triumphirendes Lächeln, das ungefähr besagen wollte: Er ist zu Kreuz gekrochen, nun haben wir gewonnen Spiel. Sie trat sachte und hoch vergnügt wieder den Rückzug an in die Küche hinaus.

„Mutter,“ klagte Franz, „das Fränzeli . . . Ach, es will mir fast das Herz brechen!“

„Bitt' zum lieben Gott, mein Sohn, er wird Dir Trost und Vergessen verleihen. Ich selbst werde der lieben Frau zu Loreten in Deinem Namen ein wächsern Herz schenken, dann wirst Du Ruh' und Frieden finden.“ —

Des folgenden Morgens, beim Gang nach der Frühmesse, sagte die Hechlerin zu der Schleifergrit: „Weißt Du schon, was gestern geschehen ist auf dem Erlenhof? Nicht? Nun so höre und staune: Das Fränzeli haben sie fortgejagt mit Schimpf und Schand', wegen dem Franz, wegen dem heimlichen Spiel, der sündhaften Liebelei, der eben erst entdeckten. Wer hätte das von dem Duckmäuser, dem Franz, gedacht? Doch wie heißt das Sprüchlein: Stille Wasser fressen auch Grund . . . Nun sieht man wieder, welch' große Wahrheit drin liegt!“

Und selbigen Morgen noch lief die Nachricht von Mund zu Mund, durchlief mit Windeseile das ganze klatschsüchtige

Dorf: Stille Wasser fressen auch Grund. Dafür das neue Beispiel. Der Erlenfranz und die Kleine — die heimliche Liebe, das ärgerniserregende Verhältnis — das weitere, die Notwendigkeit einer baldigen Heirat, wird rasch genug zu Tag' treten . . . Die Männer schüttelten, die einen zweifelnd, die andern mißbilligend den Kopf, die Mädchen aber rümpften tugendhaft die Nasen, die Mütter riefen: „Geschieht ihm schon recht, dem Franz! Kein Mädchen war ihm gut genug, sogar des Ochsenwirts Bertha schlug er aus. Nun hat er den Unrat auf der Nase, den wohlverdienten . . . Des Ochsenwirts Bertha, und nun auch dieser Erlenfranz, das sind zwei hübsche Heilige in ein und derselben Familie — prosit die Mahlzeit! Da werden die Kornspreu' und das Windeltuch wohl im Preise steigen müssen."

Es erschien eines Tages die dicke, rotnasige Kunkelbäuerin auf dem Erlenhofe, angeblich um sich einen Löffel voll Runkelrübsamen zu erbitten, von der prächtigen Sorte, wie sie nur auf des Erlenhöfers Gemüseacker zu ersehen gewesen sei. Sie erklärte sich zu jeglichem Gegentausch bereit. Sie setzte sich an die Seite der Großmutter und fing gar vertraulich an zu plauschen: „Nun, wie geht's denn alleweil, Erlenbäuerin? Denk' wohl, wie bei unser einem auch, man wird alt, man wird alt! Und man hat neben der wenigen Freud' manch' großen Ärger und Verdruß. Gerad' die Geschicht' mit Euerm Franz und der Kleinen — die Geschicht' muß Euch wohl sehr nah' gehen und arg verdrießen, ich begreif' es wohl. Ich hab' auch erst gestern zu meiner Vreni gesagt: Die Mutter Erlenhöferin dauert mich rechtschaffen; sie konnt' es wohl weder wissen noch ahnen, daß das junge Mädchen, das sie im Hause hielt wie ihr eigen, ein so schlimmes, bubsüchtiges sei, sonst

hätte sie gewiß den Franz vor ihr gewarnt. Und meine Vreni, auch sie hat vor Mitleid feuchte Augen bekommen und gejammert: Der gute, arme Franz, wie der mich dauern kann, daß er mit dem schlimmen, scheinheiligen Herlein so ins Geschwätz und in die Tinte gekommen, sich von ihr hat verführen lassen. Er selbst kann sicherlich am wenigsten dafür, ist in seiner großen Einfalt und Unschuld nur so 'neingetappt, meinte die Vreni. Es sei aber auch dumm von ihm, deswegen so den Kopf zu hängen, ein rechtschaffen Bauernmädchen werd' er auch trotz des Mißtrittes gleichwohl noch kriegen. Sie selbst wollte es wohl mit ihm wagen, sei er doch ein solch' gutmütiger und freiner Bursch' . . . Ja, unsere Vreni," fuhr die Kunkelbäuerin geschwätzig fort, „das ist Euch halt ein Mädchen, das keiner aus dem Weg steht, das es selbst mit dem kräftigsten Mannsvolk aufnehmen würd', im Feld, in der Düngergrube, bei aller Arbeit. Und ist dabei durchaus nicht verzärtelt, ißt Euch jede Speis', so auf den Tisch kommt, minder Gutes wie Gutes. Und das Kochen versteht sie — in einer kurzen halben Stund' bereitet sie Euch ein Mahl für ein volles Dutzend Leut' . . ."

Als die Bäuerin sich nach sehr dürftigem und kühlem Bescheide entfernt hatte, seufzte die Großmutter ärgerlich: „Ach, was man alles erleben und mit anhören muß! Kommt da diese schlampelige Dicke mit ihrer Säufernase und trägt mir ihr übelbeleumdetes Mädchen — Trine oder Vreni oder wie's heißen mag — als junge Hausfrau an. Und was sie da ferner gefaselt hat von unserm Franz und der Kleinen, von der Tinte, in welche die beiden geraten — was wollte sie denn damit sagen? Es wird doch etwa niemand so frech sein zu behaupten, das Fränzeli sei — o ich mag das häß-

liche Wort nicht aussprechen, ich möcht' vergehen vor Zorn und Scham, und nun will's mich arg gereuen, daß ich der unverschämten Klappertasche nicht die Tür' gewiesen, ihr nicht den „Bäri“ nachgehetzt hab'! Und dabei nimmt's mich arg Wunder, wer nur solch' elende Verdächtigung ersonnen und unter die Leut' gebracht haben mag? Hoffentlich wirst Du es doch nicht gewesen sein, Gundi? Nun, bei Deinem Haß gegen die Kleine und nach all' dem, was Du ihr Wüstes gesagt und angetan, sollt' mich auch solches nicht groß wundern.“

Die Gundi rief entrüstet: „Da muß ich mich doch sehr verwahren! Dagegen könnt' es der Fall sein, daß der Ventur —“

Doch die Großmutter fiel ihr unwillig ins Wort: „Lass' Du lieber den Ventur außer Spiel! Der gute Kerl, was ja immer im Haus vorgehen mag, fragt nichts, weiß nichts, sagt nichts. Geht wochenlang nie ins Dorf, hat mit niemandem Kundschaft, ist treu wie Gold, würd' sich schämen, ein nachteilig Wort über uns auszusagen, am allerwenigsten über die Kleine, die er so lieb gehabt, über den Franz ebenfalls nicht, weil sie beide ja die dicksten Freunde und besten Vertrauten sind . . . Und daß Du es gleich weißt, Gundi! Gestern hat er, der Ventur, mit der Dienstkündung gedroht und zwar aus dem Grunde, weil Du gegen ihn so gehässig und auffätzig geworden, nicht mehr zum Aushalten. Ach, das fehlte noch, den kundigen, treuen Knecht verlieren!“ stöhnte sie. Und als die Gundi ihr Verhalten dem „trägen“ und „wunderlichen“ Burschen gegenüber entschuldigen und verteidigen wollte, schnitt sie ihr mit der unwillig gesprochenen Bemerkung das Wort ab: „Ich mag nichts weiter hören, ist's mir doch im Kopf schon so wirr und bang', gar nicht zu sagen!“

Die Gundi bekam nun überhaupt ihre bösen Tage.

Um den Abgang der ihr verhaßten „Kleinen" im Haushalte weniger fühlbar zu machen, arbeitete sie selbst mit verdoppeltem Eifer von früh bis spät. Doch erzeigte es sich dabei gar bald, daß sie die Rechnung ohne den Wirt, d. i. ohne ihr vorgerücktes Alter gemacht. Die vielfachen und zum Teil schweren Arbeiten bei harter Winterszeit, welche seit Jahren von Fränzeli verrichtet worden waren, griffen die Gesundheit des alten Mädchens an, brachten ihm Gliedschmerz und andere Leibesgebresten. Die Großmutter sah sich genötigt, in aller Eile sich ein Dienstmädchen zu dingen. Doch erwies sich die Wahl als eine keineswegs glückliche, das Mädchen als unfähig, unreinlich und träge. Die Gundi geriet vor Ärger fast außer sich. Die Großmutter gedachte seufzend und mit den widersprechendsten Gefühlen der unschätzbaren Dienste Fränzelis. Das unfähige Dienstmädchen wurde verabschiedet und dafür ein anderes, hergelaufenes eingestellt, diesmal ein fleißiges und geschicktes, welches aber die häßliche Gewohnheit hatte, in kleinern und größern Dingen das Dein mit dem Mein zu vertauschen, so daß, im Erlenhause etwas Unerhörtes, Kisten und Kasten und Vorratskammern sorgsam abgeschlossen werden mußten, und man sich dennoch vor Mausereien nicht sicher zu stellen vermochte.

An diesen verdrießlichen Umständen war der Gundi Meinung nach niemand anders Schuld, als der „Franzi". Denn, so räsonnirte sie bei sich selber, wäre er nach dem Vorschlag seines Göttis auf die Heirat mit der Base Bertha eingegangen, die Dinge ständen ganz anders. Dann befände sie sich bereits als Wirtschafterin im Gasthause zum Ochsen, brauchte nicht mehr persönlich niedrige Mägdedienste zu verrichten, noch

solche durch ungeschickte oder unredliche Gehilfinnen verrichten zu lassen; vielmehr wäre sie im Falle, sich eine ausreichende Zahl von Dienstmädchen zu halten; sie wollte, pochend auf die hohe Belöhnung, unter den Bewerberinnen strenge Auswahl treffen und auch in ihrem Regimente die große Strenge walten lassen; so daß es weit und breit zu ihrem Ruhme heißen würde: Die Wirtschafterin Gundi im Ochsenwirtshause, die versteht's, die läßt weder mit sich spaßen, noch sich betrügen, potz Blitz!

Sie hatte sich das so schön ausgedacht gehabt und dachte es sich immer wieder von neuem des Fürtrefflichsten aus; und konnte es dem „Bub'" je länger desto weniger verzeihen, daß er aus lauter Narretei und Eigensinn nicht hatte in die glänzende Zukunft einwilligen wollen, in die seinige, in die ihrige, in diejenige der sämtlichen Familiengenossen — die Kleine natürlich auszunehmen, welche sich dessen als unwürdig gezeigt, ja eigentlich das ganze herrliche Spiel mutwillig und sündhaft verdorben hatte.

Nun, da das Hindernis, nämlich die Kleine, auf wohlverdiente Art aus dem Wege geräumt war, und Franz selbst des Mädchens mit keiner Silbe mehr Erwähnung tat, gab sich die Gundi wieder mehr und mehr der Hoffnung hin, der Plan werde doch noch gelingen. Sie drang in die Großmutter: „So red' doch zu ihm, Käthri! Wie mir scheint, ist er bereits ordentlich zur Besinnung gekommen. Ich denk', nun wird er's eingehen."

Diese Mahnung fand bei der Großmutter um so willigeres Gehör, da sie selbst sich seit einiger Zeit mit derselben Hoffnung getragen. Sie stellte deshalb eines Tages ihren Enkel zur Rede, sie tat es in sehr freundlichem, gütigem Tone:

„Nun, Franz, wie hast Du Dich wegen Deiner Base Bertha besonnen?“

„Besonnen? Ich dachte, nach dem, was ich Euch und dem Götti unverholen erklärt, braucht es schon keines weitern Besinnens mehr. Ich bleib' bei dem, was ich gesagt, ich kann in den Handel nicht willigen, heute so wenig, als früher! . . . Seid mir darum nicht bös', Großmutter!“

Später sprach sie zu ihm von des Kirchmeiers Lieschen, von des Salzmanns Tochter, von Müllers Christine, der durch den Tod ihres Bruders zur reichen Erbin gewordenen. Sie meinte, nun, da die verleumderischen Gerüchte über das Verhältnis Franzens zu der Kleinen und dessen Folgen zu verstummen begonnen, würden jene oder andere angesehene Dorfmädchen sich kaum weigern, des unbescholten dastehenden jungen Erlenhöfers Hand anzunehmen. Sie bat ihn, ihr zu Gefallen sich an die Werbung zu machen.

Franz jedoch schüttelte traurig den Kopf: „Die Einzige auf Erden, die mir gefiele, muß ich meiden, wie ichs ihr und Euch versprochen. Ich werd' das Versprechen halten; ebenso getreulich aber auch das andere: Da das Fränzeli nicht die Meine werden kann, verzicht' ich lieber auf alles Heiraten. Drum verschont mich mit dergleichen Reden, Großmutter!“

Neuntes Kapitel.

Ein krankes Herz. — Die schwierige Heilkur.

Neuer Frühling war ins Land gekommen mit seinem milden, erweckenden Sonnenschein.

In Franzens Gemüt schien er keinen Eingang gefunden zu haben, das blieb trübe, kalt und verschlossen. Wiese, Baum

und Strauch schmückten sich mit frischem Grün, mit Knospen und bunten Blüten ohne Zahl. Von des Jünglings Wangen dagegen floh das letzte Rot. Er versah seine Arbeitspflichten nur mehr mechanisch und während den Feierstunden schlich er mut- und freudlos einher oder suchte ein einsames Ruheplätzchen auf, um alsdann in dumpfes Sinnen und Brüten zu versinken. Kaum daß er das Gehöfte mehr verließ, den Umgang mit den Dorfleuten mied er ganz geflissentlich.

„Du wirst zum Doktor gehen müssen!" mahnte die Großmutter sehr besorgt. „Dir fehlt was, Franz!"

„Ach ja, mir fehlt 'was, das mir auch zeitlebens fehlen wird!" seufzte der Jungknabe. Zum Doktor aber weigerte er sich zu gehen. Da wurde die Gundi hingeschickt mit dem Auftrage, dem erfahrenen Manne ausführlichen Bericht über Franzens Aussehen und Benehmen zu erteilen und die verordnete Arznei entgegen zu nehmen.

Doch wollten weder Brausepulver noch Tropfen anschlagen.

Ebenso geringe Wirkung war durch die Opferung des wächsernen Herzens und die bezahlten hl. Messen erzielt worden. Der ehedem so blühende und überaus kraftvolle Jüngling schlich mehr und mehr einher wie der Schatten an der Wand.

Dieser Umstand konnte seiner Umgebung nicht entgehen. Die Gundi meinte: Gewiß hat er in der Erhitzung kalt' Wasser getrunken. Dafür, gegen die heftige Erkältung und die geschwollene Milz, weiß ich ein fürtrefflich Mittel: Der Absud frischen Taubenkotes.

Sie ärgerte sich ganz gewaltig über den Eigensinn ihres Franzis, welcher die ekelhafte Brühe beharrlich von sich wies und sogar von all' den empfohlenen Theesorten nichts wissen wollte.

Die Großmutter war in Verzweiflung. Und unter dem Vorwande, daß sie selbst auch des Doktors bedürfe, ließ sie denselben zu sich ins Haus beschicken. Sie nötigte Franz, sich ebenfalls auf seinen Gesundheitszustand untersuchen zu lassen. Doch kaum war dies geschehen, als der Jungknabe sich eilig davon machte an den Erlenbach hinüber, wo er sich im Schatten der Bäume auf das weiche, grasige Bord ausstreckte, die Augen schloß und sich dem Träumen hingab.

Der Doktor sprach nach einigem Sinnen: „Liebe Frau, ein leibliches Gebrechen vermag ich an Eurem Sohne nicht zu entdecken. Dagegen dürfte eher auf eine weit schlimmere, eine Gemütskrankheit zu schließen sein."

„Hab' ich's nicht gesagt?" meinte die Gundi. „Die Folge des vielen Kaltwassertrinkens, der Erkältung!"

Der Doktor konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, setzte aber gleich sehr ernsthaft hinzu: „Ihr habt mich wohl mißverstanden. Ich meine, der junge Mann leidet an Schwermut, eine Krankheit der Seele. Er muß außerordentlich empfindsam sein."

„Ja, ja, das ist er!" bestätigte die Großmutter lebhaft. „Und das hat er von seinem seligen Mütterchen ererbt, welche Euch so sanft und weichmütig war, sonder gleichen."

„Meine Mittel," erklärte der Doktor weiter, „reichen für den Fall schwerlich aus. Vielleicht daß sich andere, heilsamere finden ließen. Zuvor aber müßte der Grund der großen Niedergeschlagenheit, die ihm aus den Augen spricht, gefunden werden . . ."

Die Großmutter schaute verlegen vor sich hin. Durfte sie dem Doktor, zu welchem so viele Leute kamen, des Hauses trauriges Geheimnis, die Geschichte wegen der Base Bertha

offenbaren? War seiner Verschwiegenheit zu trauen? Ehe sie über ihr Verhalten in der Sache schlüssig geworden, empfahl sich der vielbeschäftigte Mann der Menschenheilkunde und ritt von dannen.

Und die Gundi sagte: „Höre, Käthri, mir kommt plötzlich 'was in Sinn. Ich glaub' das Ding, von welchem der Doktor gesprochen, gefunden zu haben: Schon oftmals hab' ich den Bub' angetroffen, wie er im Stall oder an sonstigem heimlichen Ort' ein Papierchen aus der Brusttasche zog und heimlich und gierig darin las; ja, ich bin dazu gekommen, als er den Wisch sogar andächtig und leidenschaftlich küßte. Jedesmal aber schaute er wieder den ganzen Tag so maßlos kopfhängerisch drein. Diesen Morgen nun, als ich sein Bett machte, fand ich die Blättlein, dieselben, welche ich in seiner Hand gesehen, unter seinem Kopfkissen — er mußte sie im Vergess' dort liegen gelassen haben."

„Wo hast Du das Papier, Gundi?"

„Im Gang droben, auf dem Plunderkasten liegt's. Soll ich's holen gehen?"

Die Großmutter nickte bejahend.

Und das alte Mädchen brachte das gefaltete blaufarbene Briefchen. Die Hand, die es trug, hatte sie sorgsam mit dem Schürzenzipfel umwickelt, wie man etwa die Brennnessel anzurühren pflegt oder ein giftig, abscheulich Getier.

„Hast Du's gelesen, Gundi?"

„Gelesen? Ich, das Gekritzel? Und wenn ich's auch könnt', meinst Du, ich tät' den Blick drauf? Denn das kann nur vom bösen Geist geschrieben worden sein und der Bub' davon behext worden. Ich hätt' das Ding gleich ins Feuer geworfen, wenn ich nicht hätt' befürchten müssen, der Herd tät

davon platzen und das Haus in Flammen aufgehen. O das ist eine böse, erstaunliche Geschichte!"

Die Großmutter benahm sich weit beherzter. Sie nahm das Papier in die bloßen zitternden Finger, entfaltete es und besah und betastete es von allen Seiten: es war ein arg zerknitterter Brief und trug die Spuren vielfacher Berührung an sich. Die Zeilen aber, die enggeschriebenen, und gar noch die winzig kleinen Buchstäblein — der Greisin waren selbst die groben gedruckten Lettern ihres Gebet- und Erbauungsbuches, trotz der Brille, unleserlich geworden, mit diesen winzigen, geschriebenen vermochte sie vollends nichts anzufangen. Sie barg das Schriftstück unter das Polster ihres Lehnstuhles und versank in tiefes, kummervolles Sinnen. Abends aber befahl sie dem Dienstmädchen: „Dort, auf dem Milchschrank, steht eine Kanne süße Nidel*). Die trägst Du ins Pfarrhaus; und ich laß den Pfarrherrn gar höflich grüßen und ihm sagen, wenn er sich herbemühen wollt' zu mir auf den Erlenhof, ich würd' ihm sehr dankbar sein."

Der Pfarrherr ließ denn auch nicht lange auf sich warten, kam trotz der herrschenden stürmischen Witterung auf den Erlenhof gegangen. Die Großmutter bewillkommte ihn gar ehrerbietig, erschöpfte sich in Entschuldigungen. Dann erzählte sie ihm, bei geschlossenen Türen, Alles, was seit Wochen und Monaten in ihrem Hause sich zugetragen, der Antrag des Ochsenwirtes, die Weigerung Franzens, auf denselben einzugehen, die Entdeckung des Liebesverhältnisses zwischen jenem und der Kleinen, die Entfernung des Mädchens aus dem Hause, des Jünglings rätselhafte Erkrankung, die Meinung des Doktors, ihre, der Erlenhöferin, eigene große Angst und Kümmer-

*) Rahm.

nisse. Sie vergaß auch nicht, des Brieflein zu erwähnen, welches unter Franzens Kopfkissen aufgefunden worden und, nach Gundis Beobachtungen, von ihm seitdem ängstlich gesucht wurde. Sie reichte dem Pfarrherrn das Schriftstück zur Einsicht dar.

Es war ein Brief von Fränzeli, datirt vom Pflaumenhof, aus dem Hause ihrer Firmpatin. Sie rühmte darin die herzliche Aufnahme, die sie bei ihrer reichen entfernten Anverwandtin gefunden, und die freundliche und wahrhaft mütterliche Behandlung, welche ihr fortwährend zu Teil geworden. Sie dankte ihrem „Bruder“ Franz in den rührendsten Ausdrücken für die treue Liebe und Freundschaft, die er ihr bewahrt und welche sich in seinem Schreiben ausgedrückt finde. Sie ermahnte und beschwor ihn, von dem törichten, aussichtlosen Gedanken an eine Verbindung zwischen ihnen beiden abzustehen und den Wünschen seiner guten Großmutter sich zu fügen, ihr zu Liebe eine standesgemäße Heirat einzugehen. Sie, die Schreiberin selbst, solle er zu vergessen trachten. Sie sei nun fest entschlossen, ins Kloster zu gehen, und die gute Patin Willens, ihr das Eintrittsgeld vorzuschießen. Dann, in der ersehnten frommen Abgeschiedenheit, werde sie es nicht müde werden, für sein Wohlergehen die andächtigsten Gebete zum Himmel zu senden . . .

Der würdige Seelsorger, nachdem er die Lektüre beendet, schritt einige Mal nachdenklich die Stube auf und ab. Dann sagte er, vor der Erlenhöferin stehen bleibend: „Ihr vermutet also, dieser Brief sei Schuld an des guten Jungen Schwermütigkeit?“

„Ja, Herr Pfarrer, wenigstens die Gundi meint so. Ich selbst, die ich den Dingen leider nicht mehr nachzugehen

vermag, kann's ja nicht wissen! . . . Also von der Kleinen ist der Brief? Ach ja, das Mädchen kann er halt nicht vergessen, das eben ist das große Leid. Und ich will's Euch nur gestehen — wär' es, das Fränzeli, nicht von so blutarmer Abkunft, ich könnt' vielleicht schon noch einwilligen, denn ein besseres, tugendhafteres, fleißigeres und anschicklicheres Mädchen gibt's wohl nicht auf zehn Stund' im Umkreis', selb' muß ich bekennen . . . Doch nein!" fuhr sie, schon mehr im Selbstgespräch fort, „nein, das kann und darf nicht sein! Was würden die Leut' dazu sagen zu der Mißheirat, wie die Bauern und Bauernweiber die Nase rümpfen ob dem Bettelkind, das unser Franz, der junge Erlenhöfer, sich erkoren! . . . Und doch, Herr Pfarrer, wenn ich den Bub' so einhergehen seh', so mutlos, traurig und niedergeschlagen, will's mir schier das Herz brechen. Mein Mann ruht längst unter dem Boden, desgleichen mein Sohn und sein Weibchen, beide vor der Zeit! Und wenn nun auch er, der gute Franz, mein einziger Trost und meine Hoffnung — nein, ich wag' nicht dran zu denken! O bester Herr Pfarrer, ratet mir, helft mir, ich bitt' Euch drum um Gotteswillen! Sprecht zu meinem Franz, muntert ihn auf, sucht ihm ein Mädchen aus diesem oder jenem anständigen Haus' einzureden. Ich übergeb' ihn Euern Händen, Herr Pfarrer, ich werd' ihn Euch, so Ihr's für nötig findet, ins Haus schicken unter diesem oder jenem Vorwand', wenn Ihr's erlauben tut!"

„Gern' und von ganzem Herzen will ich Euch zu Gefallen sein, Mutter!" lautete des alten Herrn Antwort. „Allein — da mit Eures Enkels Liebesangelegenheit" — (er kraute sich in den Haaren bezw. die Glatze) „es ist das ein gar heikel Ding, das läßt sich wohl überlegen!"

„Ach, Herr Pfarrer, Ihr seid ja so gelehrt und gescheidt, Ihr werdet gewiß schon das Richtige treffen . . . Sonst, Ihr wißt es ja, war ich's in allen Fällen gewohnt, beim Schwager Ochsenwirt Rat und Hilf' zu suchen. Nun aber — gerad' in diesem Fall' ist's freilich anders, nach dem, was zwischen ihm und Franz vorgefallen."

Da sprach der Pfarrherr sehr ernst: „Der Ochsenwirt, liebe Mutter, vermag leider den Augenblick sich selbst keinen Rat zu schaffen, noch sich zu helfen. Euch darf ich's schon anvertrauen: Seit Wochen befindet sich seine Bertha außer Landes, an einem Zufluchtsort. Letzter Tage nun hat sie geboren. Das Kind ist tot, die junge Mutter sehr leidend, dem Tode nah'."

„Was Ihr da sagt!" rief die Erlenhöferin erschrocken, erregt. „Ach, das Mädchen so jung und hübsch und gelehrt und reich, und nun so maßlos unglücklich! Wie sehr sie mich dauern kann, desgleichen ihre armen Eltern!"

„Ja, diese sind vor Schmerz und Verzweiflung fast außer sich," berichtete der Pfarrherr weiter. „Er, der Ochsenwirt, ist auf die erste Kunde hin abgereist zu seiner Tochter hin. Ich empfinde großes Mitleid für den würdigen, alten Mann, der stets mein vertrauter Freund gewesen und auf dessen Unterstützung ich jederzeit rechnen konnte. . . . Und um auf unsere Angelegenheit zurückzukommen — ich nehme diesen Brief mit nach Hause. Will darüber nachdenken, was sich in der Sache tun läßt." —

Auf dem Heimwege sprach er vor sich hin: „Der arme Junge — er kann mich wirklich ordentlich dauern. Und seine Liebe zu der Fränzeli — hm! eigentlich wohl zu entschuldigen! Denn wie die alte Erlenhöferin sagt — ein anmutigeres, herzi-

geres und sittsameres Mädchen ist kaum zu finden, das wahre Engelsgemüt. Welch' ein reiner, selbstloser und hochherziger Sinn aus jeder Zeile dieses Briefchens herausleuchtet, bei all' der sich verratenden Herzensliebe die großmütige Entsagung! Gewiß leidet die Kleine ebenso sehr an Trennungsschmerz, als der Jungknabe selbst . . . Der Mammon, der leidige, welcher sich auch hier zwischen zwei liebende Herzen drängt, dieselben zur Verzweiflung bringt! . . . Ich will, sobald dies geschehen kann, mit meinem Freund Ochsenwirt über die Sache reden — ja, das wird wohl das Richtigste sein!"

Zehntes Kapitel.

Das richtige, wundersame Heilmittelchen.

War das eine Menge Leidtragender, Männer und Frauen, vornehm und gering! Der Zug wollte fast kein Ende nehmen, reichte von der Friedhofpforte bis fast zur Schwelle des Ochsenwirtshauses zurück.

Denn in dem reichverzierten Sarge, dem von den vier Männern getragenen, lag die Leiche Berthas, der Tochter des Gemeindepräsidenten Ochsenwirt.

Der Ochsenwirt selbst hatte Leiche und Sarg aus der Fremde mit nach Hause gebracht. Nun, so hieß es, sei auch er erkrankt; die Leute im Zuge schauten sich vergeblich nach ihm um. Es fehlte ferner, von den nahen Anverwandten, auch der Erlenfranz. War dieser ebenfalls erkrankt?

Etwa zwei Wochen nach diesem traurigen Ereignis fuhr ein mit des Ochsenwirts Grauschimmel bespannter Char-à-

banc in den Hof des Erlenhauses ein. In demselben befand sich, an Seite des Pfarrherrn, der Ochsenwirt in Person.

„Reich' mir Deine Hand, Götti! Hilf mir aussteigen!" ächzte jener.

Onkel und Neffe schauten sich eine Weile mit demselben gegenseitigen Staunen und Verwundern an, so sehr hatte, seitdem sie sich nicht mehr gesehen, ihr beidseitiges Aussehen sich verändert; ersterer die vollste Greisenhaftigkeit und Hinfälligkeit; der letztere — „Franz!" rief der Götti, „was fehlt Dir? Bist Du wirklich krank?"

Der junge Mann errötete, räusperte sich und erwiederte verlegen und stotternd: „Es ist nicht so wichtig, Götti! Ein Bissel Mattigkeit in den Gliedern . . ."

„Und schwachen Appetit, gelt? Und schwere Gedanken; und ein Druck auf dem Herzen; und schlaflose, traumvolle Nächte — gelt, so ist's, mein Junge? Doch gehen wir zu Deiner Großmutter, führ' uns hinein! Die Gundi wird wohl so gefällig sein und mir zuvor ein Glas frisch' Wasser reichen ab Eurem so fürtrefflichen Brunnen."

Auch die Erlenhöferin, als sie den unerwarteten hohen Besuch in die Stube treten sah, machte gar verwunderte Augen. Sie wollte sich respektvoll von ihrem Stuhle erheben, der Ochsenwirt jedoch wehrte: „Laßt's gut sein, Schwägerin, ich bitt'! . . . Franz, reich' uns die Stühle herbei, setz' Dich ebenfalls zu uns, wir wollen ein wenig zusammen plaudern."

Er strengte sich offenbar an, den in frühern Tagen so trefflich gehandhabten leichten, scherzhaften Ton wieder zu finden, es wollte ihm aber nicht gelingen.

„Mein Freund Pfarrherr und ich," sagte er, „sind hieher gekommen, um uns nach Euerm Befinden, Schwägerin,

und namentlich auch nach dem Deinigen, Franz, zu erkundigen. Deine Gesundheit" (zu Franz gewendet) „scheint wirklich nicht die beste zu sein. Und," fuhr er schwer seufzend hinzu, „ich vermute fast, daran, an Deinem schweren Unwohlsein, trag' ich selbst die vornehmste Schuld. Ich bekenn' es voll Reue, gesteh' es vor unserm sehr würdigen Pfarrherrn, welchem ich übrigens bereits gebeichtet. Ich hab' den Frieden dieses Hauses gestört und meinem werten Götti hier großes Leid zugefügt — durch das gemachte selbstsüchtige Ansinnen . . . Ja, ich sehe es nun ein, es war wahnwitziges und zugleich ehrloses Ansinnen, ich tat es im Moment' der größten Beklemmung und Verwirrung. Ich wollte der Schand' die Pforte meines Hauses, vor die sie getreten, verwehren, den guten, braven Jungen hier hatt' ich zum Türhüter, zum Sühnopfer bestimmt — die Vermessenheit und Feigheit sonder gleichen!"

Der alte, tiefgebeugte Mann ließ das Haupt traurig auf die Brust niedersinken. Es trat eine peinliche, stumme Pause ein, welche von der Großmutter dadurch unterbrochen wurde, indem sie, zu ihrem Schwager gewendet, liebreich sagte: „Macht Euch deswegen keine Vorwürfe! Was in unserm Haus' vorgefallen — früher oder später hätte das, was geschehen, doch geschehen müssen."

„Meint Ihr?" versetzte der Ochsenwirt mit raschem Aufblick. „Also hätt' das Fränzeli das Haus gleichwohl meiden müssen? So meint Ihr doch, nicht wahr, Schwägerin?"

Die Großmutter nickte bejahend. Franz, welcher bei der Nennung des Namens Fränzeli auffallend unruhig geworden, machte nun plötzlich Miene, sich zu erheben, sich zu entfernen; an welchem Beginnen er jedoch von seinem Götti gehindert wurde mit den Worten: „Bleib' Du nur da, wir wollen Dir nicht

weh' tun, eher das Gegenteil! . . . Also," fuhr er, zu seiner Schwägerin gewendet, wieder fort, „also das Fränzeli erschien Euch zu arm? Als Dienstmädchen war es Euch sehr angenehm, ja geradezu unersetzlich, als junge Hausfrau aber zu gering? Käthri, Käthri!" rief er mit langsamer, kräftiger Betonung, „habt Ihr's denn wirklich so ganz und gar vergessen, was vor etwa fünfzig Jahren und zu eben dieser Jahreszeit in einem gewissen Bauernhaus', in des Wynigers Haus, sich zugetragen? Der ältest' Sohn des Hauses trat nämlich zu jener Zeit vor seinen gestrengen Ätti hin, um ihm in aller Ehrfurcht und Demut zu offenbaren: Ich bin gewillt, unser Dienstmädchen zu heiraten; ein unbemitteltes Mädchen zwar, aber eine ausnehmend brave und fleißige und geschickte Person — mir genügt sie, zu meinem Eheweib, vollkommen . . . Und was tat der Bauer, wie lautete sein Bescheid? Was war die Folge? Ihr wißt es ja, Käthri, Ihr wißt es so gut wie ich. Ihr habt ihm, dem alten Manne, das hochmütige, abschlägige und ungerechte Benehmen lange genug nachgetragen, noch über sein Grab hinaus — solltet Ihr das alles wirklich schon vergessen haben, Schwägerin? Fast scheint es so."

Die Großmutter wagte vor Verblüffung und Verlegenheit nicht mehr aufzuschauen, mechanisch drehte sie die gläsernen Rosenkranzkügelchen zwischen ihren zitternden steifen Fingern.

„Aus der damaligen unbemittelten Dienstmagd," sprach der Ochsenwirt weiter, „ist nun im Laufe der Zeit, durch ihren eigenen Fleiß und ihre Sparsamkeit und mit Gottes Segen, die sehr habliche Bäuerin geworden. Das Glück aber und der Besitz haben auch ihr den Sinn berückt, ihr den

verknöcherten, hochmütigen Bauernstolz ins Herz gepflanzt. Sie tut ihrem einzigen Erben und dem brävsten Mädchen der Welt gegenüber, welches jener sich zu seiner Liebsten erkoren, genau dasselbe, was vor Zeiten der harte Wyniger Bauer, den Gott selig haben möge, getan . . . Oder sollte der Vergleich nicht richtig sein? Und Ihr dem Fränzeli etwas anders als seine Armut vorzuwerfen haben? Nun so sprecht, Schwägerin!"

„Ihr seid grausam!" stammelte sie, ohne die Augen aufzuschlagen.

Doch der Ochsenwirt fuhr unerbittlich fort: „Also habt Ihr dem Mädchen weiters nichts vorzuwerfen. Auch ihre jetzige Herrin weiß nur Rühmens von ihr zu berichten — ich habe mich nämlich durch den Freund Pfarrherrn darüber genau unterrichten lassen. Drum fehlt dem Fränzeli, um Eure Enkelsfrau zu werden, also weiter nichts als Geld und Ansehen. So vernehmet denn: das Geld will ich zulegen, das Ansehen wird dann von selbst kommen!"

Sich zu Franz wendend, sagte er mit sehr gütigem, an Schalkhaftigkeit grenzendem Tone: „Ich bot Dir unlängst mein Haus und meinen Hof zum Geschenk dar. Du hast es ausgeschlagen — in Anbetracht der daran geknüpften Bedingung wohl mit Recht, ganz mit Recht. Auch will ich das Anerbieten nicht wiederholen. Vielmehr gedenke ich das Geschenk nun jemand anderm zuzuwenden, nämlich dem Fränzeli. — Ja, guck' mich nur an, Junge; dem Fränzeli! Ihr schenk' ich all' mein Liegendes; und zwar unter der einzigen Bedingung, daß sie Deine Frau werde, und Ihr beide mich und Mama ehren sollet als unsere Kinder . . . Ihr alle schaut mich so groß an — was ist denn so absonderliches an dem Plane? Was

soll mir ferner das große, zeitliche Gut, da die, denen ich es in erster Linie zugedacht, meine leiblichen Kinder, tot oder so gut wie tot und all' meine diesfallsigen Hoffnungen so traurig zu Grab' gegangen?"

Er zerdrückte mit zitternder Hand eine Träne im Auge. Der Pfarrherr reichte ihm teilnehmend die Hand.

Dann begann der Götti mit erzwungener Heiterkeit von neuem: „Nun, Schwägerin, was sagt Ihr dazu? Seid Ihr's zufrieden und wollt Ihr nun in die Heirat willigen?"

„Ach, was soll ich sagen?" lautete die kleinlaute Antwort. „Ihr macht mich ja ganz verwirrt, Ihr tut mit mir, wie Ihr wollt . . . Auch seid Ihr ja ungleich gescheidter, denn ich, weit verständiger und auch weit — tugendhafter, ich seh's nun ein! Ihr beschämt mich durch Eure Güte, durch die unerhörte Wohltat, die Ihr meinem Franz zuwenden wollt. Ich weiß kaum, wie ich Euch danken soll . . . Und wegen dem Fränzeli — ich hab' ja nichts dagegen! Der Franz soll es sich in Gottesnamen nehmen, sobald es ihm beliebt . . . Nur laßt mich für heut' in Ruh' — ich fang' mich vor dem Herrn Pfarrer ordentlich an zu schämen, daß ich so hartherzig und bauernstolz gewesen, so nah' dem Grab'!"

Sie erhob sich mit großer, ungestümer Anstrengung aus ihrem Kissen und schritt mühsam und ächzend von dannen, ins „Stüble". Die beiden alten Männer ließen sie freundlich gewähren; Franz schien kaum zu wissen, was um ihn her geschah, so unbeweglich, einer Statue gleich, saß er da, bis der Ochsenwirt, ihm die Hand auf die Schulter legend und mit schmunzelndem Lächeln fragte: „Na, Junge, was glotzest Du mich denn fortwährend so an? Wie gefällt Dir nun dieser mein neuer Vorschlag?" Da kam plötzlich Leben

in den Gesellen; mit dem freudigen Ausrufe: „Götti, mein liebster, bester Götti!“ sprang er ihm um den Hals, herzte und küßte ihn voll Ungestüm, strahlte voll glückseligem Lächeln, geberdete sich wie außer sich und vermochte dennoch kein anderes Wort hervorzubringen, als: „Götti, mein liebster, bester Götti!“ bis dieser lachend ausrief: „So halt' doch ein, Junge, Du erstickst mich ja! . . . Lug', Pfarrherr, wie die roten Backen ihm bereits wieder zum Vorschein kommen! Nun wird er uns schnell gesunden! O Jugend, o Liebe!“

Drinnen im Stüble, an ihr Bett gelehnt, murmelte die Großmutter, die Hände gefaltet: „Ja, ja, er hat vollkommen Recht! Gerad' so hat mein Schwäher an mir gehandelt. Ich war ihm ebenfalls zu gering. Ach, wie konnt' ich bislang so verblendet sein und in die nämliche stolze, harte Sünde verfallen, bei all' meinem Beten! Ach, guter Gott, verzeih' mir, ich will fortan demütig sein vor Dir und gegen jedermann gerecht . . . Und dieses unser Fränzeli — trug ich die Kleine nicht alleweil in meinem Herzen und schämte mich nur, es mir einzugestehen, wie lieb sie mir geblieben trotz alle- und alledem, und welche Müh' ich hatte, den Gedanken an sie und die große Sehnsucht nach ihr immer wieder zurückzudrängen? Nun werd' ich sie wiedersehen, bald, bald!“

Die Gundi war vom Felde her, von der Krautsaat nach Hause gekommen. Indem sie durch die Hintertüre in Großmutters Stüble trat, sagte sie, verwundert den Kopf schüttelnd: „Du hier im Verborgenen, Käthri, und draußen in der Stube der fürnehme Besuch? Und der Götti und der Pfarrherr scherzen mit dem Franzi, gar merkwürdig zu sehen und anzuhören, mir völlig unverständlich. Und er, der Bub', tut ja ganz ausgelassen lustig — um Gotteswillen, was ist denn

geschehen, Käthri? Sprich, bevor ich ganz närrisch werd' vor Neugierd' und Staunen!"

„Was soll ich denn sagen? Ich weiß ja weiter nichts, als daß der Franz und die Kleine sich nun doch heiraten werden; und daß der Götti ihnen das größte und seltsamste Göttigeschenk gibt, das je gegeben worden, sein Haus und Hof, seinen Reichtum — nämlich ihr, der Kleinen, sofern sie einwilligt, unserm Franz die Hand zu reichen . . . Nun aber geh', Gundi, bring' den Gästen Wein! Lug' auch nach, ob noch was von dem gekochten Schinken übrig geblieben."

Doch das vorhin Vernommene schien über die Fassungskraft des alten Mädchens gegangen zu sein, stumm und unbeweglich und mit aufgerissenen Augen stand es da, als wäre es, gleich Lots Weib, zur Salzsäule geworden. Es konnte und wollte das Geschehnis gar nicht begreifen.

Eben so lange dauerte es, bis Gundi sich die Stellung klar gemacht, welche sie zu der nun so plötzlich und erstaunlich veränderten Sachlage einnehmen solle. Endlich rief sie stolzen, triumphirenden Blickes: „Gelt, Käthri, wie trefflich und heimlich schlau mein Rat gewesen, Du sollest die Kleine aus dem Haus' tun, zu der Liebelei ein bös' Gesicht machen? Ohne das wär' die Sach' allweg niemals zu dem guten Ziel gelangt und hätt' nämlich der Götti kaum je daran gedacht, die Heirat durch das große Geschenk erzwingen zu wollen, o nein, gewiß nicht! Mir hat man's zu danken, mir allein!"

Heimlich aber konnte sie sich des Zweifels darüber nicht entschlagen, ob das Fränzeli sich ihr auch wirklich dankbar erweisen oder nicht vielmehr zürnen werde? O nein, die Kleine wird mir nicht zürnen, tröstete sie sich, dafür ist sie viel zu fromm und zu gutmütig geartet; und auch zu sehr

an den Gehorsam gewöhnt, an den gebührenden großen Respekt vor mir.

Und indem sie, die Weinflasche in der Hand, die Kellertreppe hinunterstieg, murmelte sie lächelnd vor sich her: „Also werd' ich doch noch in den „Ochsen" einziehen. Denn was wollte die Kleine ohne meine guten Räte in dem großen, stattlichen Haus' anfangen, was ohne meine kundige Wegleitung und Meisterschaft? Na, Ventur, paff' mal auf, nun wirst Du doch noch nach meiner Pfeife tanzen lernen oder aber den Bündel schnüren müssen. Und die Pfarrliesel, wie wird die sich wundern über den Wechsel und mich neiden — freu' mich ganz allmächtig drauf hin!"

Das alte Mädchen war nahe daran, einen Freudensprung zu tun und einen Freudenjauchzer auszustoßen, wenn sie nur gewußt hätte, wie solches anstellen.

* *
*

Wieder war es eines sonnigen, wonnigen Maientages. In das junge, üppige Wiesengrün hatten sich zahllose, bunte Blümlein gewirkt, die Bäume prangten in vollster, herrlichster Blütenpracht, die Repsstaude hatte ihr hellgülden Krönlein aufgesetzt, Bien' und Käferlein summten und schwelgten, und die Vöglein im Gezweige zwitscherten und sangen wie närrisch vor Lust und Freud'.

Maientag, alles überstandene Leid vergessen machender Frühlingssonnenschein waren auch in die Herzen zweier Liebender eingezogen, ein Sang und ein Jubel, lauter und inniger, als derjenige draußen in der Natur.

Denn heute war ja ihr Hochzeitstag, derjenige Franz' und Fränzelis.

Vom Kirchbühl herunter donnerten die Mörser, erschollen die Jubelrufe der tapfern Schützen, welchen des Ochsenwirts Knechte Wein zutrugen in mächtigen, bauchigen Korbflaschen; vom Kirchturme herab erscholl der Glocken helles, harmonisches Geläute, winkte doch dem Küster ein reiches Trinkgeld. „Zieht, Buben," mahnte er, „damit die Glocken tüchtig anschlagen! Denn solch' vornehmer Brautzug kommt wohl lang' nicht mehr dahergezogen — schaut, schaut die Menge Leut', die Pracht! — Zieht, zieht, Buben!"

Der Bund, der zwei innig liebende Herzen auf ewig mit einander verbinden sollte, war geschlossen, die bekränzten Wagen, welche die Brautleute und Gäste von dannen führen sollten zur glänzenden, fröhlichen Fahrt, zum herrlichen Mahle, wurden unter Scherz und Komplimenten bestiegen, lauter krachten die Freudenschüsse, heller jubelte die reichbeschenkte Schuljugend, ungeduldiger wieherten und stampften die glänzend beschirrten Wagenrosse — das gab, unter den zahllosen Zuschauern, ein neugieriges Kopfrecken, ein Bewundern und Nicken und Flüstern und Kichern allerwärts! Jetzt ergeht das Signal zur Abfahrt, Rufen und Peitschenknall, die Rosse ziehen stürmisch an, und fort rollte der Zug, Wagen um Wagen, in sausendem, staubaufwirbelndem Fluge dahin. Es verlief auch laut schwatzend und kritisirend die Menge der Gaffer, und bald darauf ward es wieder stille im Dorf, so auffallend stille.

In des Kirchmeiers Hinterstube schickte das Lieschen sich an, Schuhe und Schürze zu wechseln; es tat es lässig und traurig. Es hatte dem Drange nicht widerstehen können, auch es war zur Kirche gegangen.

Und nun hörte es, wie sein Bruder Felix in der Küche nebenan zu der Mutter sagte: „Das war wohl die schönste,

zierlichste Braut, die je durch die Kirchpforte getreten — Ihr dürft's mir glauben, Mutter! Geschmückt war sie — wie es heißt, auf des Ochsenwirts Anordnung und Unkosten — wie eine Prinzeß; und tat doch dabei so fromm und demütig gleich einer Nonne. Und wie glücklich der stattliche, hübsche Hochzeiter aussah, gar nicht mehr zu erkennen!"

Und Lieschen mußte es sich unwillkürlich gestehen: Der Felix spricht in allem die volle Wahrheit! Das Mädchen warf sich ungestüm auf sein Lager, barg das tränende Angesicht in das Flaumkissen und fing laut und bitterlich an zu schluchzen. Die Mutter, welche leise in die Kammer geschritten kam, wehrte besorgt: „So tu' doch nicht so lätz*), Kind! Geschehenes läßt sich ja leider nicht mehr ändern . . . Draußen aber im Scheunenhof arbeiten die Zimmerleut', sie könnten das Jammern hören und allerhand dummes Gered' anstellen." —

Auch die Gundi hatte sich von der Kirche weg nach Hause, auf den Erlenhof zurückbegeben. Denn wer sollte sonst die frischen duftenden Butterküchlein backen und den Thee und Kaffee bereiten den heimkehrenden Hochzeitsleuten zur Aufwart — wer anders als sie, die kochkundige Gundi? Bald verbreiteten sich denn auch um das Erlenhaus herum die angenehmsten und bestechendsten Wohlgerüche. Und arme Kinder und Frauen und Greise kamen dahergezogen, um demütig an die Küchentüre zu pochen; und keines, das nicht wohlbeschenkt von dannen ging; so hatte die Großmutter es anbefohlen. Desgleichen ermangelte sie auch nicht, die Gundi selbst, den Ventur und das Dienstmädchen freundlichst zu ermahnen:

---

*) verzweifelt.

„Laßt's Euch an Speis' und Trank ja nicht fehlen, greift zu nach Herzenslust!"

Die Gundi entgegnete: „Und Du, Käthri, Du selbst genießest ja sozusagen gar nichts, tust nur immer beten."

„Schaut nicht auf mich, Ihr Andern! Wann ich Lust verspür', werd' ich's schon sagen ... Ein Täßchen Thee, Gundi, mit einem Schlückchen Wein drinn', nähm' ich schon." —

Die Gundi — bei all' ihrer heutigen großen Geschäftigkeit konnte sie sich allerhand seltsamer Gedanken nicht erwehren. Die Umstände waren auch ganz dazu angetan, hatten doch in jüngster Zeit die Dinge sich so merkwürdig seltsam geändert: Gestern war das Fränzeli noch das bescheidene, untertänige Dienstmädchen, heute die vom Ochsenwirt königlich beschenkte und von allen gehätschelte Braut Meistersfrau, die reiche Jungbäuerin! Ja noch mehr, sie wird als Jung-Herrin ins Ochsenwirtshaus einziehen. — Großer Gott, dachte die Gundi, wie sich alles ändern kann, sozusagen über Nacht!

Denn sie hatte es gehört mit eigenen Ohren, wie der Götti Franz darum gebeten, ja es ihm und Fränzeli zur Bedingung gemacht, daß sie in seinem Hause wohnen, den „Ochsen" übernehmen sollten.

„Und der Erlenhof, lieber Götti?" hatte der Franz drauf eingewendet.

„Der Erlenhof? Den gibst Du in Pacht. Da sind ja in erster Linie, als die geeignetsten Leute, der Ventur und die Gundi. Der Ventur ist ja Witwer ..." So hatte der Götti gesagt.

O der alte Spötter! Die Gundi hätte ihm das Gesicht zerkratzen mögen!

Nun kam ihr das Gespräch und des Göttis Äußerung wieder lebhaft in Sinn. Und sie begann für sich zu räson-

niren: „Nun, man soll etwa nicht meinen, daß es mir zur Erlenhofbäuerin an Mut und Geschicklichkeit fehlen würd'. Ja, ich wollt' den Leuten zeigen, wie man wirtschaften soll, allen Großbäuerinnen des Dorfes zum Trotz, potz Haidekraut! . . . Und der Ventur — diesen Ventur wollt' ich schon zum Gehorchen bringen, ja wohl! . . . Nicht zwar, daß ich eigentlich Verlangen nach der Heirat trag'. Immerhin nimmt's mich doch ein wenig Wunder, was er, der des Göttis Red' so gut wie ich hat hören gekonnt, von der Sach' denkt . . ."

Es war zu später Abendstunde, als die Brautleute in Begleit einiger jüngerer Hochzeitsgäste und in der gehobensten heitersten Stimmung auf dem Erlenhofe angefahren kamen. Ein Glas Wein, eine Tasse wohlduftenden Kaffee, ein Kosten der verschiedenartigen Butterküchlein — der Stolz Gundis —, ein letzter fröhlicher Glückwunsch, dann fuhren die Gäste laut scherzend von dannen.

Die Neuvermählten strahlten voller Lust und Herzensseligkeit. „Ach, Großmutter!" jubelte der Franz, sie bei beiden Händen erfassend, „es war so gar herrlich und lustig! Wie Schad', daß Ihr nicht dran teilnehmen konntet!"

Die Braut war über das Wagenköfferchen geeilt. Sie brachte eine runde Holzschachtel herbei, welcher sie mit sorgsamer Hand ein prächtig verziertes Backwerk entnahm. Dasselbe mit liebevollem Lächeln der Großmutter darreichend, sagte sie: „Unser Brautkuchen — lugt, wie kostbar und süß duftend! Ich habe die Tischgenossen gebeten, denselben nicht anzuschneiden, weil ich ihn Euch bestimmt hab', Großmutter! Wollt Ihr ihn gleich kosten? O ja, gelt! . . . Doch was fehlt Euch, liebe Großmutter? Ihr seht so bleich aus heut' Abend

— sollt' Euch etwa unwohl geworden sein? Ach Gott, Ihr zittert so sehr — Franz, so komm doch hurtig herbei, wir wollen sie zu Bett' bringen!"

Doch die Greisin wehrte mit wiedergewonnener, schwacher Stimme: „Nein, laßt mich hier!" — Sie fuhr sich mit der bebenden Hand langsam über die Stirne und sagte: „Es ist schon wieder gut, Kinder! Die vielen Leut' in der Stube, die Wärme, der Dunst . . . nun wird mir wieder wöhler."

Und nach einer Weile, nachdem sie sich durch ein Schlückchen Rotwein gestärkt hatte, fuhr sie nicht ohne Anstrengung fort: „Nur noch eins, meine Kinder, dann könnt Ihr Euch zur Ruh' begeben; Ihr seid heut' vom Pfarrherrn am Altar getraut worden — auch meinen Segen sollt Ihr nicht verschmähen."

Und nachdem Franz und Fränzeli sich vor ihr demütig auf die Kniee geworfen, sprach sie mit bewegter, zitternder Stimme: „Meinen Segen geb' ich Euch, meinen Segen hinterlass' ich Euch, er geleit' Euch durchs ganze Leben! . . . Nun, da mein sehnlichster Wunsch sich erfüllet hat, seh' ich mit Ruh' meinem Stündlein entgegen, mit Dank zu Gott . . . Ich werd' es dort droben meinem Joggi sagen und Deinem Vater und Deinem seligen Mütterchen, Franz: Nun ist Alles gut! . . . Fünfzig Jahre auf dem Erlenhof — ich hab' sie nicht umsonst zugebracht. Gut' Nacht, meine Lieben, behüt' Euch Gott! . . . Ich will hier bleiben, sitzend schlafen, mir ist dabei wöhler . . ."

Sie schlief im Pfühle, schlief in den hellen Morgen hinein. Sie war nicht mehr aufzuwecken.









